

*Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens*

G
H
CLOS



DER BIBLIOTHEK





Unser Bismarck

VON

E. W. Allers

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über
200 teilweise ganzseitigen Text-
illustrationen und 42 Extra-
Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.



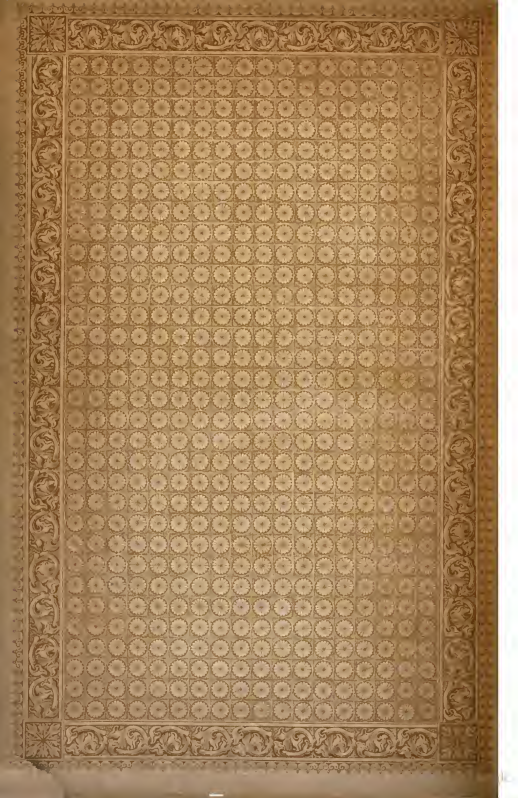
H. Kraemer



H. Kraemer

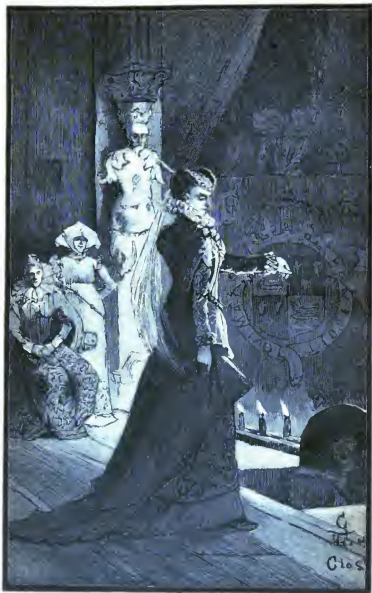
Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.



Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek
NEF



Zu der Erzählung „Wir haben verloren!“ von Fr. Holzner. (S. 94)
Originalzeichnung von G. N. Glos.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

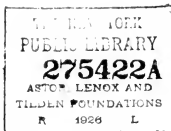
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Welche von Beiden? Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung)	7
Wir haben verloren! Historische Erzählung von Fr. Holzer	75
Mit Illustrationen von G. A. Cloß.	
Auf der Rehrung. Novelle von Hans Warring . . .	104
Beim Maharadscha von Gwalior. Indische Skizze von Hans Scharwerker.	167
Mit 12 Illustrationen.	
Die Zünfte der deutschen Schreib- und Rechen- meister. Bilder aus der „guten alten Zeit“. Von H. Warnow	189
Die Raketen. Naturwissenschaftliche Skizze von Professor Dr. W. Heß	201
Mit 18 Illustrationen.	
Im Maschinenraum eines Djeandampfers. Skizzen aus dem Schiffsleben. Von Mr. Myers	218
Mit 6 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Ein Akt der Gerechtigkeit des Zaren Alexander II. .	234

	Seite
<u>Birmingham und Sheffield</u>	<u>236</u>
<u>Der Stelzfuß</u>	<u>237</u>
<u>Die älteste Bibliothek der Welt</u>	<u>238</u>
<u>Die Entstehung Altonas</u>	<u>239</u>
<u>Ein Zensurstückchen</u>	<u>240</u>
<u>Gold, Wein und Ruhm</u>	<u>240</u>





Welche von Beiden?

Roman

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achzehntes Kapitel.

Bianka, von namenloser Unruhe erfüllt, hatte schon seit einer Woche sich bereit gehalten, Edward's erstem Ruf zu folgen, und kam daher bereits am zweiten Tage. Seinem Wunsch gemäß erwartete sie ihn in einem besondern Zimmer, wo sie keiner Störung ausgesetzt waren. Obwohl krankhaft erregt und in Sehnsucht nach der ersten Umarmung ihrer Tochter sich verzehrend, die ihr noch immer als hilfloses Kind vorschwebte, gab sie doch nach, als Edward unter den ernstesten Betheuerungen zur Geduld mahnte.

Vorsichtig schilderte er zunächst in kurzen Umrissen Jen follet's Vergangenheit, zugleich um Nachsicht für sie bittend, als Bianka unter Thränen ihn heftig mit den Worten unterbrach, daß sie ihre Tochter hinnehme, gleichviel, wie sie sei, um sie an ihrem Herzen zu einem neuen Leben der Liebe und Zärtlichkeit erwärmen zu lassen. Ihr peinliches Erstaunen aber kannte keine Grenzen, als sie den

Betrug erfuhr, der an ihr hatte verübt werden sollen. Die Rettung des Geldes beachtete sie nicht. Um so tiefer ergriff sie die Kunde, daß Griffith dem schamlosen Treiben fern gestanden habe, Feu follet ihm überhaupt unbekannt geblieben sei. Bei dieser Wendung des Gespräches hielt Edward nicht länger mit der Eröffnung zurück, daß Griffith um's Leben gekommen, eine Annäherung seinerseits an ihre Tochter also nicht mehr zu befürchten sei.

„Und nun zur Hauptursache, wegen der ich Dich zuvor unabweisbar ohne Zeugen sprechen mußte,“ fuhr Edward nach den einleitenden Schilderungen mit überwiegendem Ernst fort, „eine Angelegenheit, die, wenn ich sie verschwiege, später die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen könnte.“

Die Bangigkeit, die ihm aus Bianka's Augen Mitleid erregend entgegen leuchtete, bewog ihn, ihre Hand mit festem Druck zu ergreifen, und weiter sprach er:

„Nach meiner Ueberzeugung ist es Deine eigene Harriet, die zur Zeit unter diesem Dache weilt. Nicht ausgeschlossen bleibt dagegen die Möglichkeit, daß dennoch eine Verwechslung der schwarzlockigen Kleinen, die zu gleicher Zeit in Griffith's Besitz gesehen wurde, stattgefunden hat. Meine Ueberzeugung auch für Andere als verbürgt erscheinen zu lassen, fehlen mir nämlich die entsprechenden Beweismittel. Sie zu entdecken und zu beschaffen gelang mir beim besten Willen und unter den erdenklichsten Müheanstaltungen nicht. Es ist um so beklagenswerther, weil der Einzige, von dem entscheidende Auskunft zu erwarten gewesen wäre, sein Geheimniß mit in's Jenenseits hinüber genommen hat —“

„Nimmermehr wäre sie von ihm zu erwarten gewesen,“ fiel Bianka mit rauher Entschiedenheit ein, Edward zugleich die Hand entziehend, „nein, er wäre der Letzte gewesen, nachdem er einen giftigen Stachel in meine Brust senkte, ihn wieder zu entfernen.“

„Mögen die Todten ruhen,“ versetzte Edward beschwichtigend, „meine heiligste Aufgabe soll es aber sein, Dir auch die andere Harriet, von der ich bereits eine Spur entdeckt zu haben glaube, zuzuführen. Dann aber bezweifle ich keinen Augenblick, daß da, wo alle Folgerungen, die peinlichsten Prüfungen, von Ereignissen und Vertlichkeiten ohne die betreffenden Beweismittel nicht ausreichen, das Mutterherz nicht irren kann.“

„Und ich soll bis dahin in marternder Ungewißheit leben?“ rief Bianka klagend aus. „Edward, Edward, weshalb erspartest Du mir nicht diese verhängnißvollen Mittheilungen? Oder wähnst Du etwa, ich könnte die junge Waise, die mich als Mutter begrüßt, an mein Herz drücken, ohne mich heimlich zu fragen, ob ich meine Zärtlichkeit nicht an die Tochter einer Anderen verschwende, während mein eigenes Kind den Unbilden einer grausamen Welt ausgesetzt bleibt?“

„Ich durfte Dir die Wahrheit nicht verhehlen,“ erklärte Edward, „mußte sie ungeschminkt offenbaren, um mein Gewissen vor möglichen späteren Selbstvorwürfen zu bewahren, aber auch um Dir, im Falle ich trotz des besten Willens einen Mißgriff begangen haben sollte, schwere Seelenkämpfe zu ersparen. Nachdem ich Dir meine Erlebnisse ausführlich schilderte, sollst Du selbst entscheiden, und ich weiß, Du wirst nicht anders urtheilen und denken als ich.“

Er erhob sich. Bianka folgte seinem Beispiel. Eine Erwiederung stand ihr nicht zu Gebote, ihr ganzes Innere war in Aufruhr gerathen. Zweifel bestürmten sie, daß sie, anstatt zu eilen, zögernd neben ihm einherschritt. Was er von ihrer augenblicklichen Stimmung hoffen oder fürchten sollte, wußte er nicht; glaubte aber herauszufühlen, daß ihre bangen Erwartungen weit hinter dem zurückblieben, was ihrer harrte, und gerade darauf hatte er bedachtsam hingearbeitet.

Sie begaben sich nach dem Feu follet eingeräumten Zimmer. Als sie eintraten, stand sie auf dem freien Raum vor dem Fenster, wo das hereinfallende Licht sie voll traf.

Ja, da stand sie, ein rührendes Bild schüchternen Jungfräulichkeit. Die für sie gewählte Bekleidung, von deren Wirkung sie selbst nicht die leiseste Ahnung besaß, ließ ihre schlanke Gestalt um so anmuthiger erscheinen. Es schmiegte das einfach, aber sorgfältig geordnete Haar, gehalten von einem Scharlachband, sich in dichten Wellen an das liebe Haupt an. Das von der Sonne gebräunte Antlitz beherrschte der einzige Ausdruck des Zagens und Bangens, während in den dunklen feuchten Augen ängstliches Flehen um Mitleid und Nachsicht wohnte.

Bianka war, nachdem sie die Schwelle überschritten hatte, stehen geblieben. Feu follet's Herz klopfte ungestümer. Als eine schöne vornehme Dame hatte Woodkirk ihr zuerst die Mutter geschildert, und das war hasten geblieben. Jetzt sah sie dagegen eine hagere Gestalt mit ergrautem Haar vor sich, in deren abgehärmten Zügen die kurz zuvor empfangenen Eindrücke sich noch spiegelten. Regungslos stand sie. Während ihre Augen auf der lieblichen Erscheinung ruhten, vergrößerten dieselben sich in starrem Erstaunen. Ihr Herz erweiterte sich. In die ferne Vergangenheit flüchtete ihr Geist, bis dahin, wo sie ihr kleines Töchterchen zärtlich auf den Armen wiegte. Sekunde auf Sekunde verrann, und deutlicher meinte sie in dem schönen großen Mädchen den verlorenen Liebling wieder zu erkennen. Mit athemloser Spannung überwachte Edward Beide. Er sah, wie Feu follet ihre niederhängenden Hände faltete und heimlich ineinander rang, schwere Thränen über ihre mit dunklen Rosen geschmückten Wangen schlichen.

„Meine Mutter,“ lispelte sie scheu, als ob ein guter Engel ihr diese Worte zugerant habe. Leise, ganz leise

erklangen sie, und dennoch drangen sie mit erschütternder Wirkung zu Bianka's Herz. Der Bann, welchen der von dem holdseligen Bilde anströmende Zauber um sie gewebt hatte, war gebrochen. Weit breitete sie die Arme aus, und in krampfhaftes Weinen ausbrechend, rief sie mit einem Ausdruck, der Edward bis in's Mark hinein durchzitterte: „Das ist meine Tochter, mein Kind, meine Harriet!“ und gleich darauf ruhte Feu follet schluchzend an ihrem Herzen, immer wieder, wie um das Versäumte vieler Jahre nachzuholen, den süßen Namen Mutter aussprechend.

„Mutter, meine Mutter,“ wiederholte sie so innig, so tief durchdrungen von der Wirklichkeit, „ich habe so viel gelitten, mehr, als ich begriff. Sie haben mich verfolgt, mißhandelt und eingesperrt, daß ich zu schlecht für Dich geworden bin, und doch hatte ich nichts Unrechtes begangen. Mutter, meine Mutter, beschütze mich. Stoße mich nicht von Dir, oder ich muß sterben!“

Mehr hörte Edward nicht. Er war aus dem Zimmer geschlichen. Befriedigung erfüllte ihn. Trotzdem regte sich in seiner Phantasie, wie ein Drohgespenst, die Möglichkeit, daß dennoch zu seiner Zeit eine Enthüllung bevorstehe, der das wunderbare Irrlicht der fernen Landschaft unausbleiblich zum Opfer fallen müsse.

Ein unbefchreibliches, ohnmachtähnliches Wehgefühl durchrieselte Bianka bei dem rührenden Flehen Feu follet's. Die Kräfte versagten ihr bei der unbestimmten Vorstellung der Unbilden, denen sie, seit dem Tage, an dem sie verschwand, ausgesetzt gewesen. Sich niederlassend, wollte sie Feu follet neben sich hinziehen, als diese schon vor ihr kniete. Die beinahe durchsichtig weißen hageren Hände in ihren gebräunten haltend und furchtsam lieblosend, sah sie mit den großen thränenstheren Augen erwartungsvoll zu dem schmerzlich erregten milden Antlitz auf. Wie aus

Kinder munde klang es, unterwürfig und doch zutraulich, indem sie, unbekümmert um die ihr nur zu Gebote stehenden einfachen Formen, in sanftem Klage-ton erzählte.

„Und gerade die Menschen, die ich Eltern nennen mußte, verbitterten mir das Leben am meisten. Schlechte Worte und Namen gaben sie mir, weil ich, wie ein Irrlicht, einsam umherflackerte. Wohin ich ging, wußte ich oft selbst nicht. Ich wollte ihnen nur fern sein. Denke ich aber an das Schreckliche, das ich täglich sonst noch zu Hause hörte, an die lange Zeit, in der ich eine Angehörige von Missethättern gewesen, dann muß ich bekennen, daß ich zu niedrig und schlecht für meine schöne, vornehme Mutter bin.“

Wie getröstet lächelte sie schüchtern, als die eine hagere Hand sanft über ihr dichtes Scheitelhaar hinglitt, warme Lippen ihre Stirn berührten, heiße Thränen verhaltenen Jammers auf sie herabsanken.

„Aber auch gute Menschen fand ich,“ fuhr sie schwer-müthig fort, „denen lauschte ich ab, was mir an ihnen gefiel. Da war der alte Onkel Well, für den ich täglich zweimal mit Freunden nach dem hohen Leuchtturm hinaufstieg. Er belehrte mich und rieth mir liebevoll. Seine Güte werde ich nie vergessen. Was ich von ihm lernte, ich meinte, es sei Großes; und jetzt muß ich erfahren, daß es nur Geringes gewesen. Ich wurde prachtwoll gekleidet, und doch blieb ich die unwissende Feu follet. Aber in meinem Kopf bohrte der Gedanke, ich sei einer so schönen, vornehmen Mutter nicht würdig, sie müsse sich meiner schämen, und wie viel anders ist es in Wahrheit.“

Aufmerksam, als wären sie der Born ewiger Weisheit gewesen, hingen Bianka's Augen an Feu follet's Lippen. Wie einst dem ersten Lallen des hilflosen Kindes, hätte sie jetzt den wehevollen Schilderungen des schönen großen Mädchens bis in die Ewigkeit hinein lauschen mögen. Sie

meinte, an der lieblichen Erscheinung sich nicht satt sehen zu können.

„So viel anders in Wahrheit,“ wiederholte sie ergriffen, und mütterlich schmeichelnd suchte sie Feu follet aus ihrer unterwürfigen Stellung aufzurichten, „denn bei mir wirst Du die trüben Gedanken vergessen. Es wird Dir sein, als wärest Du seit Deiner Geburt nicht von Deiner Mutter getrennt gewesen. Aber auch ich selbst werde neu aufleben, in Deiner Zufriedenheit mein eigenes Glück finden,“ und mit sanfter Gewalt wollte sie die vor ihr Knieende abermals zu sich emporziehen.

„Laß mich, Mutter, laß mich,“ bat Feu follet schüchtern, „blicke ich in Dein liebes schönes Angesicht, kommt es über mich wie Unglaube, daß wahr geworden, was mir Tag und Nacht vorschwebte, seitdem ich erfuhr, daß ich wirklich eine Mutter besäße. Es ist wie ein Traum. Ich fürchte zu erwachen und plötzlich die schrecklichen Blounts wieder vor mir zu sehen. Und da ist noch Einer, der sagte stets, ich müsse viel, sehr viel lernen, um eine Lady zu werden,“ und heller leuchteten ihre Augen, und wie der Abglanz einer überschwänglichen Freude verklärte es die erregten Züge. „Ihm verdanke ich meine glücklichsten Stunden. Treu stand er zu dem unstillen Irrlicht, wie die Leute mich nannten, daß ich darüber alles Traurige vergaß. Er trat an die Spitze Derjenigen, die mich retteten, als ich glaubte, mich in den tiefen See stürzen zu müssen. Er forderte es nicht von mir, aber ich versprach ihm freiwillig, daß wenn ich meine Mutter gefunden habe, mein Erstes sei, ihr anzuvertrauen, wie fest wir zu einander gehörten. Er fürchtete zwar, mich zu verlieren, allein ich tröstete ihn aus vollem Herzen. Wußte ich doch, daß es bei meiner Mutter nur eines Wortes bedürfe, um zu bewirken, daß sie ihn rufe.“

Die letzten Worte klangen wieder zaghaft. Ueber

Bianka's Antlitz war es wie der Abglanz eines körperlichen Schmerzes geflogen. Scharfsinnig, wenn auch nicht mit vollem Verständniß, entdeckte Feu follet die durch ihr kindlich vertrauensvolles Bekenntniß erzeugte Wandlung, und bebte.

„Wer ist es denn, der sich in so hohem Grade verdient um Dich machte?“ fragte Bianka mit versteckter Besorgniß.

„Ein großer, ein schöner, ein starker Mann,“ hieß es aus überströmendem Herzen zurück; „er besitzt einen Kutter, mit dem er die Seen befährt. Viel, viel Klüger und vornehmer, als das arme Irlicht, bethenerte er doch immer und immer wieder, nicht von mir lassen zu können. Ich weiß es, er stürbe vor Gram und Verzweiflung, wollte meine Mutter ihn von ihrer Thür fortweisen.“

Wie ein Alp hatte es sich auf Bianka's Seele gewälzt. Aber unendlich milde berührt durch den Eifer und das rückhaltlose Vertrauen des holden Geschöpfes, fragte sie freundlich schonend: „Wo weilt er denn zur Zeit?“

Feu follet sprang auf. Glühend in Begeisterung und Glückseligkeit, eilte sie hinaus. Nach einigen Minuten kehrte sie zurück, Robin an der Hand führend.

„Hier ist er, Mutter,“ sprach sie vollkommen unbefangen, „hier ist Robin Blair. Ihm verdankst Du, daß ich nicht unter dem Messer eines schrecklichen Räubers starb. Er wollte sich für mich opfern. Den Stoß, der mich treffen sollte, fing er selbst auf,“ und sie wies auf die erst oberflächlich verharschte rothe Narbe, welche die eine Gesichtshälfte entstellte.

Robin verneigte sich höflich. Ihm fehlten die Worte, sich noch besonders einzuführen. In seinen ehrlichen blauen Augen offenbarte sich eine gewisse Bangigkeit; in der Haltung des kraftvollen Körpers dagegen mannhaftes Selbstbewußtsein, das bestechend wirkte.

Prüfend betrachtete Bianka ihn. Feu follet zittert.

Es beschlich sie der Argwohn, einen Verstoß begangen zu haben. Dann aber erglühte ihr liebes Antlitz wieder in unsaghafter Freude. Bianka hatte Robin die Hand gereicht und redete ihn mit den Worten an: „So seien Sie mir willkommen. Was Sie an meiner Tochter gethan haben, soll bei mir ebensowenig, wie bei ihr vergessen sein. Besuchen Sie mich, so oft es Ihnen gefällt, damit wir einander kennen lernen; dann mag ein guter Gott weiter helfen, daß die vielen Jahre bitteren Leides ihre volle Sühne finden.“

Robin sprach noch, die Empfindungen tiefer Dankbarkeit und der Verehrung vor der schwer Heimgesuchten offenbarend, als Edward eintrat. Bianka athmete erleichtert auf. War ihr doch, als hätte es gegolten, in der Fortsetzung des Gespräches eine Klippe zu umschiffen. Erst gegen Abend suchte sie Gelegenheit, Edward um seine Ansicht über Feu follet's Geständniß zu befragen.

„Ich ahnte die zwischen ihnen bestehenden Beziehungen,“ gab dieser bereitwillig zu, „und sehe darin am wenigsten ein Unglück. Was Harriet in dem letzten Jahr einen festeren inneren Halt bot, erscheint mir zu geheiligt, um ihre und meines Freundes Robin Hoffnungen entgegenwirken zu dürfen.“

„Und ich wäre die Letzte,“ erwiederte Bianka innig, „meiner wiedergefundenen Tochter das mir entgegengetragene rührende Vertrauen dadurch zu lohnen, daß ich ihre süßen Träume von Glück störte. Sie mögen frei miteinander verkehren, und ist die Zeit gekommen, in der kein Zweifeln mehr möglich, dann bin ich die Erste, die ihnen sagt, daß ihre beiderseitige Neigung gesegnet sein soll. Bis dahin wird sich auch die Zukunft des jungen Mannes in einer Weise gestaltet haben, daß ich mein Kind nicht wieder aus den Augen zu verlieren brauche.“

„Wozu der Weg bald angebahnt ist,“ versetzte Edward

etwas lebhafter, „er wird zunächst sein Schiff verkaufen, und da der Krieg binnen absehbarer Frist sein Ende erreicht, Du aber davon sprachst, die Plantage wieder neu herstellen zu lassen, so wüßte ich keinen Geeigneteren, als Robin Blair, dem der Ausbau zu übertragen wäre.“

„Wie Du nach allen Richtungen hin für mich denkst,“ entgegnete Bianka gerührt, indem sie Edward die Hand reichte, „was hätte ohne Dein treues Walten aus mir und Harriet werden sollen?“

„Wer war meine zweite Mutter? Dein eigenes Werk ist es daher, wenn Du einem sonnigen Lebensabend entgegen siehst.“

„Und Du willst, einem unbestimmten Ziel zustrebend, wieder in die Ferne schweifen?“

„Die Aufgabe, die ich mir stellte, muß erfüllt werden, soll ich überhaupt noch eine ruhige Stunde erleben.“

„Um meinetwillen könntest Du es bei dem bereits errungenen Erfolg bewenden lassen. Eine Wandlung ist nicht mehr möglich. Meine eigene Tochter ist zu mir zurückgekehrt, das fühle ich mit allen Fasern meines Herzens; das kann kein Gott mehr ändern.“

„Ich bezweifle nicht, daß Dein Gefühl richtig entscheidet, und dennoch sind weitere Nachforschungen unabweislich. Sie werden mich, sofern das Geschick es nicht anders bestimmt, zu der jungen Leidensgefährtin unserer Harriet führen. Auf mehr wage ich kaum zu rechnen; zu ernst war Griffith darauf bedacht, in den beiden Schwestern ein unlösbares Räthsel zu schaffen —“

„Es ist gelöst, Edward, es ist gelöst,“ fiel Bianka, wie auf der Flucht vor marternden Zweifeln hastig ein.

Edward wurde ernster und erwiderte: „Und gäbe es für mich keinen anderen Beweggrund, als die letzten Hoffnungen und Wünsche einer schwer heimgesuchten sterbenden Mutter zu erfüllen, so dürfte in dem Be-

streben, die Wahrheit zu ergründen, mein Eifer nicht erschlahmen.“

Bianka erschrak, und abermals Edward's Hand ergreifend, erklärte sie bewegt: „Verzeihe, Edward. Sträfliche Selbstsucht und Furcht vor künstlich erweckten Zweifeln führten mich in die Irre. Ja, Edward, ziehe hinaus zu neuem Forschen und Sorgen. Ist es Dir aber gelungen, die Tochter jener bejammernswerthen Mutter zu entdecken, dann säume nicht, sie mir zuzuführen. Wie an meinem eigenen Kinde, will ich auch an ihr zu sühnen suchen, was ruchlos an der Unschuldigen verbrochen wurde,“ und als hätte sie schon zu lange Feu follet's Anblick entbehrt, eilte sie zu ihr. —

Vier Tage blieben die eng Verbundenen noch in Chicago beisammen. Bis dahin waren alle durch Zeugenaussagen zu bestätigenden Fragen erledigt. Es gelangten zugleich mehrere an Woodkirk gerichtete Briefe Griffith's in Edward's Besitz, die indessen nur zweifelhaften Werth für ihn besaßen. Wie Edward gerathen hatte, wurde Alles eingeleitet.

Robin Blair kehrte nach der Saginawbai zurück, um seinen Kutter nach Detroit zu schaffen und sich dort seiner zu entäußern. Mit sich nahm er, neben den Herzensgrüßen Feu follet's an Onkel Well und seine Frau, eine reiche Sendung von Dingen, wie sie das Herz eines alten „Theers“ nur erfreuen konnten. Bianka fügte aus überströmendem Herzen das Versprechen bei, daß derartige Sendungen sich wiederholen sollten. Auch die Schippewäs wurden auf Feu follet's Bitten nicht vergessen.

Edward begleitete Bianka und Feu follet nach New-York, wo diese so lange zu bleiben gedachten, bis wenigstens das Wohnhaus von Evandale aus Schutt und Asche neu erstanden sein würde.

Neunzehntes Kapitel.

Hat man auf dem 35. Grad nördlicher Breite die kalifornische Wüste von Osten nach Westen durchwandert, wo statt der Bäume nur übelriechende Artemisiabüsche die Mittel zu einem kleinen schwälenden Kochfeuer bieten, so gelangt man, die stolze Gruppe der San Bernardinoberge beständig im Auge, an den Fuß der Kalifornien östlich begrenzenden mächtigen Sierra Nevada.

Der Cajonpaß, ein von schroffen Felswänden und steilen, prachtvoll bewaldeten Abhängen eingeengter, hindernißreicher Verkehrsweg, führt durch das San Bernardinojoch hindurch und in die durch Ackerbau und Viehzucht reich belebten Ebenen des südlichen Kalifornien. Obwohl der bis tief in den Herbst hinein im üppigsten Vegetations Schmuck prangende Paß gewissermaßen den Uebergang bildet, so erscheint es dem Wanderer nach Verlassen desselben dennoch, als ob er, wie durch Zauber Schlag, aus einem Reich des Todes in ein grünendes und blühendes Paradies versetzt worden wäre. Es beschleichen ihn Empfindungen, wie sie einst, der Sage nach, Moses beim ersten Blick in das gelobte Land bewegt haben mögen.

In erhöhtem Grade ist man solchen Eindrücken unterworfen, wenn man keine Verluste zu beklagen hat, die von weißen Abenteurern und verrätherischen Wilden herbeigeführt wurden. Der Ruf der Unsicherheit haftete wenigstens vor vierzig Jahren den dortigen Regionen an. Heute ist jener Uebelstand sicher längst beseitigt oder doch auf das geringste Maß beschränkt. Damals aber hätten die in dem Goldlande zusammengeströmten Desperados aus aller Herren Ländern, denen sich während des Krieges aus dem Osten geflüchtete Deserteure zugesellten, kein geeigneteres Feld für ihre finstere Thätigkeit finden können, als gerade auf den Durchgangspunkten der Sierra Nevada.

Sogar die in dem San Bernardinotal angesiedelten Mormonen, die einen verhältnißmäßig regen Verkehr mit der Heiligen Stadt am Großen Salzsee aufrecht erhielten, standen in dem Verdacht, Auskunft über den Verbleib mancher verschwundener Pferde und Rinder ertheilen zu können. Erleichtert wurden die Räubereien durch schwer zugängliche Klüfte und Schluchten, bis wohin den Frei-
beutern nachzusetzen mit nicht zu unterschätzenden Gefahren verbunden war. —

Der Abschluß des furchtbaren Bürgerkrieges fiel in den Frühling des Jahres 1865. An diesen hatte der Frühommer sich angereiht, als eine kleine Gesellschaft von Reitern, im Aeußeren die Merkmale einer langen Wüstenfahrt, bis in die ungefähre Mitte des Passes vorgebrungen war. Obwohl der Abend noch Stunden auf sich warten ließ, schauten sie doch schon nach einer Raststätte für die Nacht aus, um vor einem gehörigen Feuer ihre durchnässten Kleider wenigstens einigermaßen zu trocknen. Denn Schauer auf Schauer, zum Theil von Gewitterschlägen begleitet, waren im Laufe des Tages in kleineren und größeren Zwischenpausen niedergegangen und drohten auch für die Nacht den Aufenthalt im Freien zu beeinträchtigen.

Vor auf ritten auf zähen Maulthieren Kapitän Evandale und ein älterer Mexikaner, den Ersterer am Rio Grande als einen der erfahrensten Führer gebunden hatte. In mäßiger Entfernung folgten drei berittene und bewaffnete mexikanische Packknechte, die ebensovielen beladene Maulthiere vor sich her trieben. Von El Paso in Neu-Mexiko, wohin sie auf kürzestem Wege gelangten, waren sie im Thale des Rio Grande stromaufwärts bis nach Albuquerque gezogen. Dort bogen sie westlich ab und erreichten binnen wenigen Tagen die Indianerstadt Zuni, wo Doktor Tenbroek und Ringlet nebst Begleitung sich mehrere Wochen verborgen gehalten hatten.

Hier hörten die Spuren, denen sie so lange gefolgt waren, auf. Sie erfuhren nur noch, daß die Gefuchten Kalifornien zum Ziel gewählt hatten. Außerdem händigte der Häuptling oder Gobernador Edward beim Abschied einen Papierstreifen ein, auf dem das einzige Wort: „Fröhlich“ mit Bleifeder geschrieben stand. Gemäß seiner Mittheilungen hatte Ringlet ihm denselben mit dem Auftrage anvertraut, ihn Demjenigen zu übermitteln, der nach ihr und ihrem Vater forschen würde, zugleich aber vorsichtig eine genaue Beschreibung seiner Person beigefügt.

Wie Edward das Wort deuten sollte, wußte er nicht. Der deutschen Sprache nicht kundig, kannte er nicht einmal dessen Sinn. Allein zu wissen, daß Ringlet, gleichviel ob von dem Vater berathen oder der eigenen Umgebung Rechnung tragend, die Möglichkeit seines Folgens in Betracht zog, lag ihm zur Zeit näher, als die Hindernisse zu ermesfen, die sich vor ihm aufthürmten. Wohl aber steigerte das Räthselhafte der Nachricht seinen Eifer, vorwärts zu kommen. Mußte er doch voraussetzen, daß noch immer ernste Gefahren die Flüchtigen bedrohten, oder Ringlet möchte sich nicht auf das denkbar kürzeste Lebenszeichen beschränkt haben, welches, wenn in unrechte Hände fallend, nicht zum Verräther an ihnen werden konnte, doch auch für ihn selbst nur den Werth eines freundlichen Andenkens zu haben schien.

So reihten seine Betrachtungen sich aneinander, und je näher er dem weit begrenzten Lande rückte, auf welches in nächster Zeit seine Thätigkeit entfallen sollte, um so unüberwindlicher erschienen ihm die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen haben würde. Eine Weile waren die beiden Gefährten schweigend einhergeritten, als Edward sich mit den Worten an Saavedra wendete: „Kalifornien ist ein großes Land, fast zu groß, um einzelne Personen, die sich verborgen zu halten wünschen, leicht aufzufinden.“

„Aber nicht zu groß, Kapitän,“ wendete der Mexikaner ein, „wenn man guten Willen und einige, wenn auch nur geringe Anhaltspunkte besitzt. Und Señorita Ringlet mit ihrer unvergleichlichen Schönheit ist sicher nicht geschaffen, sogar in der tiefsten Verborgenheit übersehen zu werden.“

„Der Wille kann nicht eifriger und ehrlicher sein; mit den Anhaltspunkten ist es dagegen um so schwächer bestellt. Bedenken Sie nur, ein einziges fremdländisches Wort ist beinahe Alles. Erscheint doch nicht einmal verbürgt, daß sie das Goldland durch diesen Paß betraten.“

„Sie können nur die südliche Route gewählt haben,“ erklärte Saavedra zuversichtlich, „da gab es für sie keinen anderen Weg, als den Cajonpaß. Auch trane ich dem seltsamen Wort eine bestimmte Bedeutung zu; denn die Señorita übte nicht den Eindruck auf mich aus — und ich sah sie ja oft genug in El Paso — als hätte sie das Wort gedankenlos niedergeschrieben.“

Edward antwortete nicht. Wieder in Nachdenken versinkend, wendete er seine Aufmerksamkeit der Umgebung zu. Und eine wilde Umgebung war es, malerisch und das Auge fesselnd. Strauchwerk und Baumgruppen, die von vereinzelt abgestorbenen Stämmen skelettartig überragt wurden, waren der schmalen Schluchtsöhle entsprossen, durch die ein seichter Bach lebhaft thalwärts rieselte. Dazwischen lagen zerstreut mehr oder minder abgerundete Konglomeratblöcke, kleinere und andere von riesenhaften Größenverhältnissen. Aus Kies bestehend, schienen sie, wie Teig, von Giganten zusammengeknetet zu sein. Am Fuße der Felswände und die Abhänge hinauf drängten Tannen, Eichen und Sykomoren sich zu Waldungen und Hainen aneinander, um, höher hinauf, dem Nadelholz ausschließlich den Boden zu überlassen. Hoch oben auf den sich gegen zehntausend Fuß über den Meeresspiegel

erhebenden Berggipfeln lag noch Schnee. Zeitweise hüllten sie sich in wogenden weißen Nebel ein, der hier und da plötzlich auseinander riß und als ballende Wolken lawinenartig bis in die Schlucht hinabrollte. Bedingt durch atmosphärische Einflüsse, war es ein fortwährendes Brauen, Sinken und Steigen, vergleichbar einer im Kampf begriffenen Geisterwelt.

„Es kommt Jemand,“ bemerkte Saavedra zu dem Gefährten gewendet, und den Gang seines Thieres mäßigend, gab er den Packknechten zu verstehen, sich näher heran zu halten. Dann lauschten Beide die Schlucht abwärts, wo Saavedra das klingende Geräusch unterschieden zu haben meinte, mit dem ein beschlagener Huf ein Felsstück traf. Gleich darauf drang der klappernde Schritt mehrerer Pferde herüber, die auf einer mit Geröll bedeckten Fläche sich vorsichtig einher bewegten, und hinter einem Felsvorsprung hervor traten drei Reiter in ihren Gesichtskreis. Nach der Art zu schließen, wie sie ihre Pferde antrieben, hatten sie es eilig. Beim Anblick der Reisenden legten sie die Hände auf die vor ihnen auf dem Sattel ruhenden Büchsen, ein Zeichen für Edward und Saavedra, ihrem Beispiel zu folgen. Schon aus der Ferne war erkennbar, daß sie argwöhnisch herübersahen.

„Die trauen uns nicht,“ meinte Edward gedämpft zu dem Gefährten.

„Oder es sind Solche, die nicht viel Vertrauen erwarten,“ erwiderte Saavedra mißvergnügt.

Die verdächtigen Reiter schienen sich unterdessen überzeugt zu haben, daß es harmlose Reisende waren, die ihnen gegenüberstanden; denn sie besleißigten sich plötzlich einer sorglosen Haltung. Sie ritten ansäusucht schöne Pferde, wogegen sie selbst, bis auf die Waffen, im Neusseren eine gewisse Verwahrlosung zur Schau trugen. Einen ähnlichen Eindruck erzeugten die gebräunten älteren und

jüngeren zottigen Gesichter mit den unverilgbaren Merkmalen heilloser Verwilderung und Frechheit.

„Woher des Weges?“ fragte der Wortführer der zweifelhaften Gesellschaft, nachdem er zuvor einen argwöhnischen Blick rückwärts gesandt hatte.

„Von der Wüste herein,“ antwortete Saavedra, woran er die Frage schloß, wie weit es noch bis nach San Bernardino wäre.

„Weit genug, daß Ihr heute nicht mehr dahin kommt,“ lautete die kurze Erwiderung. Zugleich spornten die wüsten Gesellen ihre Pferde, und mit einigen lästerlichen Verwünschungen folgten sie der Schlucht aufwärts.

„Hätten die nicht Dinge zu bedenken gehabt, die ihnen selbst unbequem, möchten sie uns vielleicht um den Inhalt unseres Gepäcks befragt haben,“ meinte Saavedra, nachdem sie eine kurze Strecke geritten waren, und schon spähte er über die Schulter.

„Sie halten sie für Straßenräuber?“

„Für die verdammtesten Schurken, die in den Minen dem Richter Lynch entkamen und sich jetzt auf ehrlicher Leute Kosten ernähren. Ich denke, wir handeln weise, so lange zu reiten, wie unsere Thiere uns noch tragen. Denn des Henkers will ich sein, wenn ich da drüben am Fuße des Abhangs im Gebüsch nicht einen Blick auf zwei von derselben Sorte erhaschte. Sie schlüpfen gebückt einher, als hätten sie nicht gerne gesehen sein wollen.“

Edward sah hinüber, ohne noch etwas zu entdecken; aber schärfer trieben sie ihre Thiere an. Ein eigenthümliches Gefühl des Unbehagens hatte sich ihrer bemächtigt. Befanden sie sich doch in einem Felsenkeßel, wo Ausweichen oder Umkehren undenkbar war, hinter jedem Felsblock hervor ihnen Büchsen entgegenknallen konnten, bevor sie die eigenen zu heben vermochten.

Länger als eine Stunde waren sie wieder geritten, als

Edward plötzlich sein Thier durch einen heftigen Griff in die Zügel zum Stehen brachte.

„Bei Gott, ein feines Land, wo die Erde unermeßliche Schätze birgt und abgestorbene Bäume noch Früchte tragen,“ rief er aus, und den Arm ausstreckend, wies er auf eine hart am Bach stehende dürre Pappelweide, von deren unterstem Ast die leblose Gestalt eines Menschen niederhing.

• „Karamba!“ fluchte Saavedra offenbar erleichtert, „der gehörte zu Denen, die wir bereits begrüßten. Schade d'rum, daß sie nicht neben ihm aufgehängt wurden.“

Schweigend legten sie die letzte kurze Strecke zurück. Vor dem Todten eingetroffen, in dem man sofort einen Wegelagerer erkannte, bemerkte Edward einen Zettel, der mittelst einer Nadel auf dessen Brust befestigt worden war. Sich ihm zuneigend, las er laut die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Wanderer, halte die Augen offen. Wo sich etwas regt, da schicke ein gesundes Stück Blei hin, und Du triffst keinen Unschuldigen.“

„Man müßte ihn abschneiden, anstatt Wind und Wetter mit dem entfeulten Körper spielen zu lassen,“ meinte Edward.

„Schaden könnte er freilich nicht mehr anrichten,“ versetzte Saavedra spöttisch, „aber meine Hand berührt ihn nicht. Das ist Arbeit für Krähen, Wölfe und Nasgeier, aber nicht für einen Kaballero,“ und weiter ritten sie, fortgesetzt den Erdboden ringsum aufmerksam prüfend, wo tief ausgeprägte Spuren von Hufen sich kreuzten und nach allen Richtungen standen. Die meisten rührten von Pferden, andere von Rindern her; alle erschienen noch frisch. So viel die Gefährten von den Sätteln unterschieden, war eine größere Heerde, von den Ansiedlungen her in den Paß hineingetrieben, bis hierher gelangt und hatte dann, unzweifelhaft den Räubern wieder abgejagt, den Rückweg eingeschlagen.

„Haltet die Augen offen,“ wiederholte Saavedra warnend zu den Gefährten, „ich denke, je früher wir diesen Paß hinter uns legen, um so besser für uns Alle,“ und den Packnechten anrathend, sich dicht hinter ihnen zu halten, suchten sie ihren Marsch auf dem hindernißreichen Boden nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Indem die Sonne sich hinter den Höhen dem Untergange zuneigte, zertheilten sich die ballenden Nebelwolken, um nur noch die höchsten Berggipfel zu umlagern. Dazwischen leuchtete dann wieder der blaue Himmel, von dem unsichtbaren flammenden Westen mit einem in's Violette sich abstufoenden zarten Rosa überschleiert. Auch die Nebelhauben der Bergriesen schwammen in matter Gluth. Wie mit Zinnober angestrichen zeichneten sich die den letzten Sonnenstrahlen ausgefetzten Tannenstämme aus, seltsam kontrastirend zu dem darüber hinausragenden düster blau-grünen Nabeldickicht.

Nahe der Schluchthohle herrschte bereits Dunkelheit, während die Mondsichel, noch krankhaft bleich, zwischen den mächtigen Wolkengebilden hindurch träumerisch die Gebirgseinschnitte entlang blickte, als Menschenstimmen den Reisenden entgegen tönten. Sie bogen um eine Schluchtwindung herum und entdeckten in mäßiger Entfernung einen röthlichen Schein, der oberhalb der Strauchvegetation in der Atmosphäre lagerte. Gleich darauf wurden sie mit einem gebieterischen „Halt!“ begrüßt, dem das Knacken eines Büchsenhahns folgte.

„Wanderer, die keines ehrlichen Mannes Begegnung zu scheuen brauchen!“ antwortete Edward, „ist aber noch Raum für ein halbes Duzend Reisende und ihre Thiere, so wüchten wir am liebsten die Nacht in eurer Gesellschaft verbringen.“

„Raum genug, daß ein halbes Hundert ehrlicher Burschen uns nicht beengen!“ hieß es zurück, und an der

Schildwache vorbeireitend, gelangten die Gefährten auf eine thalähnliche Erweiterung des Passes, wo ein flammender Holzstoß die nächste Umgebung grell beleuchtete. Vor ihm waren schwarzbärtige Männer mit dem Zubereiten von Speisen beschäftigt, während andere auf farbig gestreiften Decken lagen und ihre Cigaretten rauchten.

Als Edward in dem vollen Schein des Feuers anhielt, erhob sich hinter diesem ein ungewöhnlich hoch und schlank gewachsener, jedoch kräftig gebauter Mann, und ging ihm entgegen. In der kurzen Jacke, den engen Kniebeinkleidern, den um die Unterschenkel geschnallten steifen Gamaschenledern, den klirrenden Riefenspornen und mit dem spitzen Sombbrero, einer Art Kalabreser, veranschaulichte er einen jener echten kalifornischen Arrieros,^{*)} von denen man bezeichnend behauptet, daß sie den Lasso mit dem Fuß so geschickt werfen, wie der texanische Grenzer mit der Faust.

Sein wohlgebildetes Gesicht, auf dem sich etwa acht- undzwanzigjährige Jugend spiegelte, war von einem schwarzen Bart und halblangem lockigem Haupthaar umrahmt. Es wurde einnehmend belebt durch zwei feurige Augen, die so selbstbewußt und verwegen funkelten, als hätte er mindestens über die Hälfte aller Schätze Kaliforniens zu gebieten gehabt. Ähnlich waren die übrigen Männer, vielleicht vierzehn an der Zahl, gekleidet. Auch in ihrem Gesichtsausdruck verrieth sich eine gewisse Stammesverwandtschaft, nur daß bei den meisten ein höherer Grad von Leichtfertigkeit vorherrschte.

„Willkommen in unserem Kamp, Señor Extrañero!“^{**)} redete der stattliche Reitersmann Edward höflich an,

^{*)} Lastthiertreiber in Spanien, Mittel- und Südamerika.

^{**)} Extrañero = Fremder.

„doppelt willkommen, weil Ihr wahrscheinlich an der Gelegenheit vorbeigeschrammt seid, ausgeplündert zu werden und nebenbei Eure ehrliche Haut wie ein Sieb durchlöchert zu erhalten. Ich vermuthe wenigstens, Ihr kommt von dem oberen Ende des Passes her.“

„Von der Wüste herein,“ bestätigte Edward, und absteigend überließen er wie Saavedra ihre Thiere den herbeigeeilten Packknechten, die sofort an's Werk gingen, abzusatteln, Decken und Kleider zum Trocknen über die nächsten Büsche zu hängen und die Lagerstätten herzurichten. „Von der Wüste herein,“ wiederholte er, „drohte uns aber Gefahr, so wurde sie dadurch verringert, daß wir uns in der Lage befanden, ihr in's Auge zu schauen.“

„Santa Maria! Gesprochen wie ein Kaballero, dem der richtige Mannesmuth im Blute liegt,“ rief der Arriero heiter aus, in demselben Athem hinzufügend: „Ihr begegnetet den Desperados?“

„Ihrer fünf waren es, die eine Gesellschaft bildeten, der ein einzelner guter Mann nicht gern auf einsamen Wegen begegnet.“

„Richtig, Señor. Nachdem wir die in der vorigen Nacht geraubten Thiere von den Lumpen zurück erbeuteten, verschwanden sie in einer Seitenschlucht. Wir durften ihnen nicht folgen, wollten wir nicht von einem Hinterhalt aus zusammengeschossen werden. Der Teufel über das Gefindel, das von dem Golde angelockt wurde und jetzt die einsamen Karawanenstrassen unsicher macht,“ erklärte der Arriero und herzlich lachend fügte er hinzu: „Sahet Ihr nicht zwei andere? Es waren nämlich einer über ein halbes Duzend.“

„Nur noch einen, und der hing von einem Baumast nieder.“

„Karamba, Señor Extrañero! Der wurde mit dem Lasso eingefangen, bevor er ahnte, um was es sich han-

delte. Der Bequemlichkeit halber knüpften wir ihn sofort an einem Halfterstrick auf. Die Anderen entkamen leider. Sie nahmen sich im ersten Schrecken über unser unerwartetes Erscheinen nicht einmal die Zeit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Den Siebenten habt Ihr übersehen. Kein Wunder, denn der legte sich mit durchschossenem Kopf in einen Busch, um nicht wieder aufzustehen. Verdammt! Eine Lehre erhielten die Schurken wenigstens, daß sie uns vorläufig mit ihren Besuchen verschonen. Doch jetzt macht's Euch bequem. Bevor Ihr vier Vateroster und ebenso viele Ave Maria gesprochen, steht ein so schmachhaftes Mahl vor Euch, wie nur je eins mit den bescheidensten Mitteln unter Gottes freiem Himmel zubereitet wurde."

Unverkennbare Gutmüthigkeit offenbarte sich neben einer gewissen Ritterlichkeit in der Art, wie der redselige Arriero Gastfreundschaft übte und dadurch in den beiden Gefährten Empfindungen erweckte, als wären sie in das Haus eines längst vertrauten Freundes getreten. Edward nahm daher Veranlassung, auf die an ihn gerichtete Frage, den Zweck, der ihn nach Kalifornien führte, bis zu einer gewissen Grenze anzudeuten.

"Weder um Gold zu graben, noch um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, kam ich von den Vereinigten Staaten herüber," sagte er, "sondern um Menschen aufzusuchen, an deren Wiedersehen mir sehr viel liegt."

"Aufsuchen, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, ist keine leichte Aufgabe in einem Lande, wo die Leute, die nicht gerade ansässig, ihren Wohnsitz so oft wechseln, wie das Gewölk in der Regenzeit," bemerkte der Arriero nachdenklich, "aber ich vermuthete, Sie sind im Besitz von Mitteln, die Ihnen die Sache erleichtern."

"Von Mitteln? Ja, aber von höchst unzuverlässigen. Außer der Wahrscheinlichkeit, daß sie vor mehreren Mo-

naten durch den Cajonpaß zogen, soll ein wunderliches Wort ohne allen Sinn, sofern es nicht ein Name ist, mich auf die Spuren führen. „Frolick“ lautet es,“ räumte Edward ein, sich der englischen Aussprache bedienend.

„Frolick? Frolick?“ meinte der Arriero sinnend, „vielleicht Fröhlich? Wenn ich es nur geschrieben sehen könnte.“

Edward reichte ihm den von dem Pueblo-Indianer empfangenen Zettel. Der Arriero hatte aber nicht sobald einen Blick auf denselben geworfen, als er lachend ausrief: „Natürlich, hier steht es ja: Fröhlich. Der ist sogar unser Nachbar und ein so ehrenwerther Deutscher, wie kein zweiter aus reifen Trauben trinkbaren Wein preßte und kelterte. Voller Schrullen, aber so gewissenhaft wie ein Gaul, den ich, wenn auch nur vier Wochen, zwischen meinen Knien fühlte. Madre santissima! Ich möchte nicht für jedes Glas verantwortlich gemacht werden, das ich auf der klapperigen Veranda seiner Holzbaracke mit ihm leerte.“

„Sie kennen ihn also genauer?“ versetzte Edward, freudig überrascht.

„So genau wie meine Stute, mit der ich den ungeberdigsten Stier spielend zu Boden werfe.“

„Ein doppeltes Glück nenne ich es, das mich bei meinem Eintritt in Kalifornien begünstigt.“

„Karamba, Amigo!“ rief der Arriero wieder anlachend aus, „wenn jemals, so bewahrheitet sich bei Ihnen der Spruch: ‚Stößt Du zufällig auf einen Gehangenen, dann drücke den Daumen in die Hand, und es bringt Dir Glück.‘ Und den Daumen drückten Sie in die Hand — darauf sehe ich Sie an — wie jeder Reitersmann, der die Zügel nicht hält, wie ein zahloses altes Weib die Cigarette zwischen den welken Lippen. Bei Gott, Señor, Sie sollen wenigstens wissen, wer es sich zur Ehre rechnet, Sie zu bewirthen,“ fügte er mit echt spanischer Zuorkommenheit

hinzu, „ich heiße Cajetano de Gorgozo, erster Arriero und Majordomo, zugleich entfernter Verwandter des Señor Sobranza. Der aber ist ein Kaballero, der sich rühmen kann, die besten Pferde im Lande zu züchten, und ich bin der Mann dazu, den wildesten Hengst, und säße der leidhaftige Satan drinnen, zu brechen und ihm ein Brandmal für die Ewigkeit aufzudrücken.“

„Und mein Name ist Kapitän Evandale; dieser Herr hier, Don Eustachio Saavedra, mein Freund und Führer von Neu-Mexiko herüber,“ versetzte Edward, die ihm gereichte Hand drückend; und aus dem Lederschlauch floß der feurige Kaliforniawein in die Blechtassen, um die geschlossene Freundschaft zu besiegeln.

„Und jetzt,“ hob Edward wieder an, „nachdem ich so viel erfuhr, darf ich vielleicht eine andere Frage an Sie richten: Hörten oder sahen Sie innerhalb der letzten Monate etwas von zwei Reisenden, einem älteren Herrn und einer auffällig schönen jungen Dame, Beide Amerikaner, die mit einer gewissen Peinlichkeit in diesem Theil des Landes eine stille Heimstätte suchten oder auch fanden?“

So lange er sprach, hatte Cajetano ihn scharf beobachtet. Edward glaubte sogar Argwohn in seinem Blick zu entdecken. Auf alle Fälle schien er die Frage ungünstig aufgefaßt zu haben. Offenbar um eine Antwort vorläufig zu umgehen, schürte er das Feuer, daß es hoch aufloderte, worauf er sich Edward wieder zukehrte. Und abermals sah er durchdringend in seine Augen, wie um in seinem Inneren zu lesen, bevor er erwiderte: „Die- selbe Frage richtete vor zwei, drei Wochen Jemand an mich, dem ich auf der Landstraße begegnete. Da kann mein Erstaunen nicht überraschen.“

Edward sann nach. Er befand sich unter dem Eindruck, daß Cajetano eine befriedigendere Erklärung zu ertheilen vermocht hätte, jedoch aus bestimmten Gründen

davon abstand. Seine Spannung wurde dadurch noch gesteigert. Er bemerkte daher erst nach einer kurzen Pause wie von ungefähr: „Meine Erkundigung bezog sich auf einen gewissen Doktor Tenbroek und seine Tochter. Ich gäbe viel darum, mit ihnen zusammenzutreffen.“

„Beinahe dieselben Worte jenes neugierigen Fremden, und wie ihm kann ich auch Ihnen nur eröffnen, daß ich weder von einem Doktor, noch von seiner Tochter etwas weiß, und für ein junges hübsches Mädchen sollte ich — in allen Ehren gesagt — doch wohl einen Blick haben.“

Edward sah vor sich in's Feuer. Lebhaft beschäftigte ihn das plötzlich veränderte Wesen seines Gastfreundes. Er hatte sich so sehr in die gewagtesten Muthmaßungen vertieft, daß ihm die Zweifel entgingen, mit denen Cajetano ihn überwachte. In der Voraussetzung, daß er das begonnene Gespräch nicht weiter zu spinnen wünsche, erklärte er endlich gleichmüthig: „Vielleicht ist Fröhlich der Mann, mich in der Wahl meines nächsten Zieles zu lenken.“

„Sehr unwahrscheinlich, Señor Kapitano,“ erwiderte Cajetano, „denn der sitzt in seiner Baracke und zwischen den Weinfässern, wie der Hamster in seiner dunklen Kornkammer. Aber immerhin: auf einen Versuch könnten Sie es ankommen lassen,“ und geschickt ging er in der Unterhaltung auf andere Dinge über. Auch die übrigen Reiter wurden lebhafter. In Gefängen und heiteren Scherzreden feierten sie den Triumph über den Erfolg des Unternehmens, zu welchem sie aus der weiteren und näheren Nachbarschaft herbeigeeilt waren, um dem Unwesen der Räuber wenigstens auf einige Zeit zu steuern. Ihnen merkte man nicht an, daß sie vor Stunden erst die Todesstrafe an einem berüchtigten Pferdedieb vollzogen hatten. —

Beim ersten Morgengrauen rüstete man sich zum Aufbruch. Die zurückerbeutete Herde war bereits voraus:

getrieben worden. Als die Sonne dann endlich ihre Strahlen in den schattigen Paß hinabsandte, da öffnete sich vor den Reisenden die unabsehbare Ebene wie ein frühlingegrüner Garten. In allen Richtungen tauchten größere und kleinere, von Gärten umringte Haciendas auf, zwischen denen Pferde- und Rinderheerden gleichsam vermittelten.

Eine größere Strecke blieben sie noch auf der, in einiger Entfernung vom Fuße der San Bernardinoabhänge hinführenden Landstraße beisammen. Ein kleines Gehöft, das wie ein Maulwurfshaufen auf der grünen Ebene emporragte, bezeichnete den Punkt, wo der von Cajetano zu wählende Weg sich abzweigte. Es bestand aus einem unansehnlichen Plankenhause mit zwei aus Rastestücken errichteten Ställen. Ein der Vorderwand aufgenageltes Brett trug die Inschrift: „Herberge und Schänke.“ Unter einem von Pfählen getragenen Dach stand ein gesattetes Pferd, dem man einige Maiskolben vorgeworfen hatte. Desselben Schutzes gegen die sengenden Sonnenstrahlen erfreute sich ein zerlumptes braunes Weib mit zottigem schwarzem Haar, das mit dem Zerstampfen gedörrten Fleisches die Zeit ausfüllte und die nahenden Fremden mißtrauisch betrachtete.

Als die Reiter vor der Herberge anhielten, erschien in der Hausthür der Wirth, ein brauner, schwarzbärtiger Mexikaner, mit scharfen beweglichen Augen gewissermaßen den Durst der zahlreichen Gesellschaft abschätzend. Seinen höflichen Gruß beantwortete Cajetano mit der Aufforderung, jedem Einzelnen seiner Begleitung einen Trunk vom Besten zu reichen. Gleichzeitig schwangen sich sieben oder acht Reiter aus den Sätteln, um die mangelnde Bedienung zu ersetzen.

Während der nunmehr entstehenden Bewegung unter den Pferden war ein anderer Mann an Stelle des

Wirthes in die Thür getreten. Theilnahmlos ließ er seine Blicke über das heitere Gewühl hinschweifen. Erst als Edward das ihm gereichte Glas an die Lippen hob, wurde er aufmerksam auf ihn. Schärfer hinüberspähend, erfuhr sein gelbes Arcolengeficht plötzlich eine seltsame Wandlung. Maßloses Erstaunen war seine erste Regung. Dann beherrschte ihn sichtbar tiefe Erbitterung, geeint mit einer gewissen tückischen Befriedigung.

Edward hatte sein Glas geleert und gab es zurück. Sein nachlässig umherschweifender Blick streifte den Fremden. Wie in der Erinnerung suchend, betrachtete er ihn genauer. Durch Cajetano wurde seine Aufmerksamkeit vorübergehend von ihm abgezogen, und als er sich wieder nach ihm umsah, war er von der Schwelle zurückgetreten. Die Hände in die Taschen seiner Beinkleider geschoben, schritt er anscheinend sorglos in's Haus hinein. Keiner hätte ihm angemerkt, daß Edward ihm nicht unbekannt, wogegen dieser, nicht wissend, wohin er die Aehnlichkeit bringen sollte, ihn schon beim zweiten Glase vergessen hatte.

Während der Verkehr draußen unter den Arrieros lebhafter und geräuschvoller wurde, saß der Fremde vor dem roh gezimmerten Schänktisch, den Rücken der Thüre zugekehrt und den Kopf auf beide Arme gestützt. Nur einmal regte er sich, als er das geforderte Glas Brandy hinunterstürzte und wieder in seine brütende Stellung zurücksauf. Hätten noch Zweifel über Edward's Persönlichkeit in ihm gelebt, so wären sie geschwunden, als beim Aufbruch der Gesellschaft Cajetano's Stimme zu ihm herdrang, indem er, davonreitend, laut ausrief: „Adios, Kapitano Evandale! Auf Wiedersehen beim alten Fröhlich!“

„Auf Wiedersehen!“ hatte es freundschaftlich geklungen, und doch war es, als ob das zu Anfang schnell angebahnte Vertrauen durch einen Schatten getrübt worden

wäre, Mißtrauen auf beiden Seiten sich eingeschlichen hätte.

Etwas später stand der geheimnißvolle Fremde wieder in der Hausthür. Einen flüchtigen Blick warf er auf Cajetano und seinen Trupp, die von der Hauptstraße abgobogen waren; dann spähte er Edward nach, der mit seiner Gesellschaft die Richtung nach Pueblo de los Angeles verfolgte. Finsterer und galliger wurde der Ausdruck seines gelben Gesichtes. Zuweilen leuchtete es plötzlich unheimlich in seinen Zügen auf, als ob ein böser Geist ihm aufmunternd zugesprochen hätte.

So verrann eine Viertelstunde. Eine kurze Vereinbarung traf er noch mit dem Wirth, worauf er sein Pferd bestieg und, Edward fortgesetzt im Auge, seinen Spuren nachritt.

zwanzigstes Kapitel.

Südlich von Pueblo de los Angeles und in einer Viertelstunde gemächlichen Einerschreitens erreichbar, erhob sich inmitten von Weingärten und Obstpflanzungen das Heimwesen Fröhlich's, eines Deutschen, der seit einer längeren Reihe von Jahren dort hauste. Bald nach Entdeckung der Goldfelder eingewandert, hatte er sich nach dem Muster der ersten spanischen Missionäre, sofort dem Weinbau und zwar mit überraschendem Erfolge zugewendet. Er sicherte sich dadurch einen nicht nur stets wachsenden, sondern auch gefahrloseren Gewinns, als er ihm in den Goldminen geboten gewesen wäre.

Er selbst war ein kräftiger, überaus beweglicher Fünzigjähriger mit pfißig-ehrlichem Gesicht und einem über die Brust niederwallenden, leicht ergrauten blonden Patriarchenbart. Gefällig, gastfrei und stets zu heiterer Unterhaltung aufgelegt, dabei etwas leidenschaftlich, erfreute er sich, wie

seine berühmten Weine, der Achtung und Freundschaft aller Nachbarn weit und breit. Wer Näheres über seinen Charakter zu erfahren wünschte, brauchte nur sein Haus zu betrachten, in dessen Innerem wie Aeußerem sich alle Regungen und Neigungen widerspiegelten, die einem alten Junggesellen zum Vorwurf oder zum Lobe gereichen. Es war mindestens fünfmal so lang, wie breit, und veranschaulichte gewissermaßen nicht nur die eigene Lebensgeschichte, sondern auch auf die Zeit seines Bestehens die seines Besitzers.

Den Anfang hatte ein aus Balken und Brettern festgefügtes einstöckiges Häuschen mit bescheidener Veranda gebildet, zu der acht Stufen hinaufführten. Ganz unterkellert, machte sich doch bald der Mangel an Gelaß für Tommen und Fässer geltend, und unter Benutzung der Giebelwand wurde ein etwas größeres, jedoch niedrigeres Häuschen angeklebt. Es folgten, nach demselben System errichtet, ein Pferdestall, ferner ein geräumiger Vorrathsbau, zugleich Kumpelkammer, und zum Schluß ein auf zwei Rüge und Winterfutter berechneter zweiter Stall. Mit dem Wachsen des Wohlstandes hatten sich aber auch seine Ansprüche an Bequemlichkeit erhöht. Er entschloß sich daher, auf dem anderen Giebel des Wohnhauses ein zweites anzubauen, vereinfachte aber dabei seine Arbeit dadurch, daß er Keller und Erdgeschosß uebst Veranda vermied, so daß man, anstatt Stufen zu ersteigen, mit einem Schritt aus dem Freien unter Dach gelangte. Es entstand dadurch allerdings der Uebelstand, daß man, um von dem Kellerraum aus den neuesten Anbau zu betreten und umgekehrt, durch das Stammhaus unter Benutzung zweier Treppen wie über einen Berg hinüber klettern mußte. Und doch herrschte trotz aller Kammern, Kämmerchen, Verschläge, verschließbaren Winkel und bei aller Unordnung eine solche Ordnung, daß Fröhlich in finster-

ster Nacht ohne Licht den Fingerhut gefunden hätte, wenn es darauf ankam, eigenhändig einen Knopf anzunähen.

Unverheirathet, wie er war, hatte er, sobald seine ersten Anpflanzungen über die Kindheit hinaus gediehen waren, seine ebenfalls unverheirathete Schwester von Europa nachkommen lassen, die ihm in gediegener deutscher Weise die Wirthschaft führte. Mit ihr lebte er im besten Einvernehmen. Bei den verschiedenen Begriffen von häuslicher Ordnung konnten Zwistigkeiten zwar nicht ausbleiben, die indessen nicht anders wirkten, als wie die Atmosphäre reinigende kleine Gewitter. Im Uebrigen hielt Kathrin, wie sie hieß, das Deutschthum über Alles hoch, ein triftiger Grund für sie, nicht mehr englische und spanische Vokabeln auswendig zu lernen, als gerade erforderlich, unter Zuhilfenahme von Armen, Händen, Gesichtsmuskeln und echt deutschen Schmähungen auf alle hirnverbrannte Ausländer, sich verständlich zu machen.

Bei den Geschwistern in dem wunderlichen Ameisenbau wohnte zur Zeit Doktor Tenbroek. Bald nach seinem Landen in New-York hatte Fröhlich ihn kennen gelernt und war, krank und gänzlich unerfahren, von dem jungen Arzt so treu berathen und unterstützt worden, daß ein gewisses freundschaftliches Verhältniß auch späterhin noch durch gelegentlichen Briefwechsel aufrecht erhalten wurde. Es hätte Fröhlich daher keine höhere Freude, als durch das Eintreffen des Doktors und seiner Tochter bereitet werden können.

Ringlet genoß indessen nur wenige Wochen die ungebundene Gastfreundschaft. Dann verschwand sie eines Abends in Begleitung ihres Vaters, um nicht mehr zurückzukehren. Wo sie weilte, das betrachteten die drei Hausgenossen als ein Geheimniß, das nicht über die Grenzen der seltsamen Baracke hinausgetragen werden durfte.

Am zweiten Tage nach Verlassen des Cajonpasses war

Edward, nachdem Saavedra und der kleine Train ihr gutes Unterkommen in der Stadt gefunden hatten, in den ersten Nachmittagsstunden nach dem Ameisenban hinaus gewandert. Zunächst wurde er auf der klapperigen Veranda von dem erstaunten Doktor willkommen geheißt. Dann theiligten Fröhlich und seine Schwester sich aus vollem Herzen an der stürmischen Freude über das unverhoffte Wiedersehen, was darin gipfelte, daß Kathrin sofort in dem Labyrinth zwei nebeneinander liegende Zellen zu seiner Aufnahme herrichtete. Als aber der Tag sich neigte und die Pies der San Bernardinoberge in abendlichem Purpur zu erglänzen begannen, da saßen der Doktor und Edward in der Weinlaube hinter dem Hause vor einem Tisch, den Kathrin zu ihrem Zwiegespräch noch besonders mit Gläsern und einer Flasche vom Besten geschmückt hatte.

„Unser Wiedersehen ist mehr, als ich je glaubte, hoffen zu dürfen,“ erklärte Ersterer, sobald Edward mit der Schilderung der Schwierigkeiten endigte, unter welchen es ihm gelang, die Spuren der Flüchtigen festzuhalten. „Denn Ringlet's Ueberzeugung, daß das eine Wort genüge, Sie bis vor unsere Thür zu führen, konnte ich beim besten Willen nicht theilen. Daß Sie aber überhaupt kamen, was zu erwarten ich nicht die leiseste Veranlassung hatte, dadurch ist eine Last von meiner Seele genommen worden, unter der ich oft fürchtete, mich nie wieder hervorwinden zu können. Das empfinde ich jetzt, da ich Sie von Angesicht zu Angesicht vor mir sehe, so recht aus vollem Herzen. Von Ort zu Ort, von Land zu Land wie ein Stück Wild geheßt, mußte die quälende Sorge mehr und mehr Boden gewinnen, was aus meiner Tochter werden sollte, wenn eines Tages mich plötzlich der Tod ereilte, und sie dann gänzlich schutzlos dastände. Und wenn je einem unschuldigen, ahnungslosen jungen Wesen ein schwarzes Verhängniß drohte, so ist sie es, der meine un-

vergeßliche Frau und ich die glücklichsten Stunden unseres Lebens verdanken. Meine Furcht mag Ihnen krankhaft erscheinen, und doch begründet sie sich am wenigsten auf leeren Wahn.

Wie ich von meiner Besizung am Arkansas vertrieben, unten am Red River gezwungen wurde, ohne ein letztes freundliches Wort von Ihnen zu scheiden, so erhielt ich in El Paso die unzweideutigen Beweise, daß man uns auch dorthin nachgespürt hatte, der Verräther wohl gar auf demselben Dampfer mit uns fuhr. Ich flüchtete also hierher, wo ich bei meinem alten Freunde ein sicheres Unterkommen gefunden zu haben glaubte, und auch darin sollte ich bitter enttäuscht werden.

Von einem abwärts lebenden Haciendero, einem gewissen Cobranza, um meinen ärztlichen Rath gebeten, verkehrte ich längere Zeit in seinem Hause. Sehr bald bildete sich ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen uns. Das gegenseitige Vertrauen wuchs, und so entschloß ich mich, wenn auch schweren Herzens, meine Tochter zu ihm zu geben. Sie befindet sich dort sicherer, als hier in der Nähe der Stadt, wo zeitweise die verworfensten und gefährlichsten Elemente aus den Minen verkehren; außerdem aber hoffte ich, etwaige Verfolger dadurch in die Irre zu führen, daß Ringlet nicht mehr in meiner Begleitung gesehen wurde.

Ringlet selber entschloß sich um so leichter zu der Trennung, weil sie die Pflege der Tochter Cobranza's, die noch immer an den Folgen einer schweren Fußverletzung leidet, als deren einzige Ursache betrachtet. Wie richtig ich handelte, erwies sich nur zu bald. Ein Verwandter Cobranza's überbrachte mir nämlich die bedrohlichsten Nachrichten, was zur Folge hatte, daß Ringlet, wo sie geht und steht, von treuen Menschen behütet wird. Mit einer wahren Eifersucht, die sich auf tiefe Dankbarkeit für die Sorgfalt be-

gründet, mit der sie Cobranza's liebenswürdige Tochter pflegt, die, wenn ich nicht irre, in mehr als freundschaftlichen Beziehungen zu ihm steht, überwacht Cajetano seitdem —“

„Cajetano?“ fiel Edward lebhaft ein. „Ich lernte ihn im Cajonpaß kennen.“

„Geschah das,“ versetzte der Doktor sinnend, „so wird die Auskunft, die er Ihnen vielleicht über uns ertheilte, schwerlich die zuvorkommendste gewesen sein. Handelte er aber unter dem Zwange der Vorsicht, so ist es ihm verzeihlich um Ringlet's oder vielmehr Harriet's willen.“

„Harriet?“ fragte Edward, obwohl darauf vorbereitet, überrascht, und reger kreiste sein Blut in Erinnerung jener Nacht, in der er träumend den Namen Harriet gehört zu haben meinte.

„Ja, Harriet,“ bestätigte Tenbroek schwermüthig, „Ringlet ist nur der von der zärtlichen Mutter erfundene Rosenname, zu welchem die das liebliche kleine Haupt schmückenden Ringellöckchen die erste Veranlassung gaben.“

„Bauen Sie für unvorhergesehene Fälle zuversichtlich auf meinen Schutz, so lassen Sie mir nur Gerechtigkeit widerfahren,“ knüpfte Edward nunmehr entschlossener an eine frühere Erklärung des Doktors an, „und ein doppelter würde es im vollsten Sinne des Wortes sein, sollten meine Voraussetzungen ihre Bestätigung finden.“

Beinah ängstlich forschend sah der Doktor in Edward's Augen. Seine Bemerkung schien ihn zu befremden, dann aber einen unbestimmten Argwohn in ihm wachzurufen.

„Voraussetzungen?“ fragte er zögernd, „wie soll ich das verstehen?“

„Vertrauen gegen Vertrauen,“ versetzte Edward in entschuldigendem Tone. „Ich bezweifle nämlich, daß Harriet Ihre Tochter ist.“

Betroffen sah Tenbroek auf. Sein peinliches Erröthen

verheimlichend, mied er Edward's Blick. Erst nach einer Pause ernstern Nachdenkens erklärte er freimüthig: „Ihr Rühren an ein streng gehütetes Geheimniß kommt mir unerwartet, und doch enthält es nicht mehr, als vor Ihnen zu enthüllen ich beabsichtigte. Nein, Harriet ist nicht meine Tochter. Wir sind überhaupt keine Kinder beschieden gewesen, und dieser Umstand trug mit dazu bei, daß alle heiße Liebe, die wir solchen entgegengebracht hätten, sich allein auf sie übertrug. Seit dem Tode meiner Frau aber, die sterbend sie segnete und meiner nie ermüdenden Sorge anempfahl, lebe ich nur noch in dem lieben Mädchen.“

„Wie manche Stunde der Sorge wäre Diesem und Jenem erspart geblieben,“ versetzte Edward beklagend, „hätte ich das schon damals auf dem Red River erfahren. Später hingegen, als die erste Ahnung der Wahrheit in mir erwachte und schnell zur Gewißheit anwuchs, da trennten uns gewaltige Zwischenräume. Ich zittere bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß die von El Paso aus entsendete Nachricht hätte verloren gehen können.“

„Wer ist es, der, ohne sie zu kennen, so viel Theilnahme für meine Ringlet hegt?“

„Möglichensfalls die eigene Mutter. Zwei gleichalterige Kinder, Halbschwestern, verschwanden einst zu derselben Zeit. Seitdem sind fünfzehn Jahre verstrichen. Das eine lebt seit einem halben Jahr bei der damals ihres Töchterchens beraubten Mutter; das andere fand, von seinem guten Engel beschirmt, seinen Weg in Ihre Familie. Da entsteht allerdings die verhängnißvolle Frage, welches von den Weiden die Tochter meiner Verwandten, einer Frau Griffith, und welches die Tochter einer im vorigen Jahr verstorbenen unglücklichen Tänzerin ist. Ob es jemals gelingt, sofern ich durch Sie keine Aufschlüsse erhalte, ihre Geburt verbürgt festzustellen, mag Gott wissen. Bis jetzt blieben wenigstens alle meine ernstern Nachforschungen erfolglos.“

„Und was würde das Loos Derjenigen sein, die bei dem etwaigen Vergleich zurücktreten müßte?“ fragte Tenbroek peinlich erregt.

„Sie würde trotzdem den mütterlichen Schutz jener Frau Griffith genießen, durch die sie einer glücklichen Zukunft entgegengeführt würde.“

„Ich sollte mich von meinem Liebling, meiner einzigen Lebensfreude trennen? Unmöglich! Nicht einmal den Gedanken kann ich fassen.“

„Es bliebe Ihnen unverwehrt, da zu weilen, wo Ihr holder Schützling seine Heimath findet.“

„Eine Heimath, wo sie vielleicht nur aus Pflichtgefühl geduldet würde?“

„So gäbe es, wenn ein gütiges Geschick es begünstigte, eine andere, wo sie als Glück spendender guter Genius nichts Anderes zu erwarten hätte, als unergründliche Liebe.“

Die letzten Worte sprach Edward mit einer Wärme, die den Doktor veranlaßte, abermals in seinen Zügen zu suchen; dann bemerkte er träumerisch:

„Ich glaube, Sie zu verstehen und zwar in einer Weise, daß ich nicht wagen möchte, Ihnen etwa vorschwebende Bilder zu trüben oder gar zu verwischen. Aber wie, wenn Sie selber Derjenige wären, der Harriet eine glückliche Zukunft böte, eine solche von ihr freudig willkommen geheißen würde, und es stellte sich heraus, daß sie nicht die von Ihnen gesuchte verlorene Tochter Ihrer Verwandten wäre?“

„So wäre das ein doppelter Grund für mich, ihr die Wege zu Glück und Zufriedenheit zu ebnen, unablässig zu trachten, das an ihr zu sühnen, was ein grausames Geschick in den ersten Jugendtagen an ihr verbrach, nicht minder die Qualen, denen ihre unglückliche Mutter unverdient unterworfen gewesen,“ antwortete Edward mit unverkennbarer Begeisterung, und was die Lippen nicht sprachen, leuchtete verständlich aus seinen Augen.

Da reichte Tenbroek ihm die Hand mit festem Druck.

„So hindert mich nichts mehr,“ sprach er bewegt, „es ist sogar meine Pflicht, Ihnen anzuvertrauen, wie Ringlet — so nenne ich sie ja am liebsten — in mein Haus kam. Vielleicht entdecken Sie in meinen Schilderungen dennoch Anhaltspunkte, die über ihre Herkunft endgiltig entscheiden und nicht nur fernere Nachforschungen überflüssig machen, sondern auch möglichen herben Seelenkämpfen vorbeugen, indem meine Tochter mir bleibt.“

Hier lehnte der Doktor sich zurück. Ein Weilschen sann er nach. Plötzlich ergriff er sein Glas und leerte es hastig, worauf er mit schwermüthig gedämpfter Stimme begann:

„Nach unserer Verheirathung begründeten meine Frau und ich unseren Herd in Fort Smith am Arkansas, wo meine ärztliche Praxis sich überraschend schnell weit über die nächste Nachbarschaft hinaus erstreckte und uns ein reiches Einkommen sicherte. Später kaufte ich in der Nachbarschaft eine Fläche Land an, auf der ich eine größere Farm errichtete und von gewissenhaften Händen verwalten ließ. Wir wählten sie gewöhnlich zu unserem Sommeraufenthalt und betrachteten sie gewissermaßen als Raststätte für unseren einsamen Lebensabend. Die Besizung ist noch mein Eigenthum, aber meine Frau fehlt, um sich mit mir in den Genuß der Früchte jahrelanger mühevoller Arbeit zu theilen. An ihre Stelle trat freilich Ringlet, und gerade dieser Umstand ist Ursache, daß ich nicht mißmüthig, sondern mit herzlicher Befriedigung an die Zeit meines Schaffens und Erwerbens zurückdenke.“

Wir wohnten noch in der Stadt, als eines Abends ein großer schwarzbärtiger Herr, der eben zugereist war, bei mir erschien. Ihm auf dem Fuße folgte eine farbige Wärterin, die auf den Armen ein höchstens zweijähriges Kind trug, für welches er meinen ärztlichen Rath verlangte. Es war ein selten schönes Mädchen mit feinen schwarzen

Locken und den großen dunklen Augen, aber so hinfällig und elend, daß es mir durch die Seele schnitt. Auf den ersten Blick erkannte ich, daß das junge Leben nur noch durch schwache Fäden mit dem hageren, welken Körper zusammengehalten wurde, und nahm daher keinen Anstand, den Herrn darüber zu unterrichten. In welcher Beziehung er zu der kleinen Dulderin stand, sagte er nicht. Ich gewann indessen den Eindruck, daß er nicht der Vater sein könne. Behauptete er doch mit einem häßlichen Ausdruck von Ungebuld, daß er seine Reise unter keiner Bedingung unterbrechen oder gar aufschieben könne. Auf meine unwillig erteilte Versicherung, daß er unter solchen Umständen nach höchstens zwei Tagen die kleine Leiche neben der Landstraße einscharren werde, begann er lebhaft auf und ab zu wandeln. Für ihn wäre das sicher der bequemste Ausweg gewesen. Ich untersuchte inzwischen die leise wimmernde Kleine und überzeugte mich, daß sie durch heillose Vernachlässigung und schlechte, nachlässige Wahl der Nahrungsmittel an den Rand des Grabes gebracht worden war, jedoch durch peinlich sorgfältige Pflege vielleicht noch gerettet werden könne.

Ich war eben mit meinem Prüfen fertig geworden, als der Herr, der nicht einmal für angemessen hielt, sich vorzustellen, plötzlich vor mir stehen blieb.

„Das Kind befindet sich also außerhalb des Bereiches menschlicher Hilfe?“ fragte er kalt.

Auf meine Bethenerung, daß seine Stunden gezählt seien, wenn nicht sofort mit geeigneten Mitteln eingeschritten werde, und auch dann noch sein Aufkommen zweifelhaft wäre, meinte er unzufrieden, ob nicht Jemand aufzutreiben sei, der es gegen Entgelt in Obhut nehme. Ich bestätigte es, gab indessen zu bedenken, daß ein derartiges Verfahren nicht minder das Todesurtheil der Kleinen unterschreiben hieße, mich darauf berufend, daß von fremden Menschen,

die nur an Gelderwerb dächten, keine große Sorgfalt zu erwarten sei.

„Und dennoch bleibt mir kein anderer Ausweg,“ erwiderte er gefühllos, „haben Sie daher die Güte, mich zu Jemand zu weisen, mit dem ich mich darüber einigen kann.“

Da begann das Kind wieder kläglich zu weinen. Es klang, als hätte es mich um Mitleid, um Erbarmen anflehen wollen. Einen erschütternden Gegensatz bildete es zu den herzlosen Aeußerungen des Fremden, daß ich ebenfalls ein Herz von Stein hätte besitzen müssen, um ungerührt zu bleiben, und so gelangte ich zu einem schnellen Entschluß. Während der Fremde noch finster auf meine Entscheidung wartete, ließ ich meine Frau zu mir bitten. Ich zeigte ihr das kleine elende Wesen und hatte die Bemüthung, zu beobachten, daß sofort ihr ganzes Mitleid erwachte und ihr treues Gemüth in Aufruhr versetzte. Es bedurfte daher kaum der Frage, ob sie bereit sei, gemeinschaftlich mit mir den Samariterdienst bei dem zarten, hilflosen Gast zu übernehmen. Leiser fügte ich hinzu, daß, wenn sie einverstanden mit mir sei, ich die Kleine als die unsere zu behalten gedächte.

Was ich voraus sah, geschah. Meine Frau, die sich stets durch eine gewisse Entschiedenheit auszeichnete, erklärte sich bereit, die junge Waise an Kindesstatt anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die braune Wärterin auf der Stelle entlassen und in ihre Heimath zurückgeschickt werde. Außerdem forderte sie dem Fremden, sofern er das Recht dazu besitze, das bindende Versprechen ab, im Falle die Kleine ihren bedenklichen Zustand überlebe, sich nie um sie zu kümmern oder sie gar zurückzufordern. Auf beides ging er bereitwillig ein. In seinen finsternen Zügen verrieth sich sogar verstecktes Frohlocken, die ihn in seinen Bewegungen hindernde Last abgeschüttelt zu haben, wogegen

meine Frau, glücklich, als ob mit dem matt pulsirenden jungen Leben ein Segen seinen Einzug bei uns gehalten habe, das Kind in Empfang nahm und sich schleunigst entfernte.

In meiner Gegenwart berichtigte der Fremde die letzten Forderungen der Wärterin, und noch am selbigen Abend trat sie auf einem Dampfer die Reise den Arkansas hinunter an. Später beklagte ich allerdings diese Uebereilung, indem dadurch die einzige Gelegenheit mir verloren ging, Näheres über die Herkunft unseres Schüglings zu erkunden.

Mit dem räthselhaften Fremden wurde ich nunmehr schnell fertig. Auf seine Frage nach der mir zustehenden Entschädigungssumme, erklärte ich, daß wir uns der Kleinen nur um ihrer selbst willen erbarmt hätten und von keinem anderen Wunsch durchdrungen seien, als in deren ungestörtem Besitz zu bleiben. Ausdrücklich hob ich hervor, daß, wenn sie gerettet werde, sie ihr Leben allein meiner Frau und mir verdanke, und dadurch folgerichtig unsere eigene Tochter geworden sei. Er gab es ohne Bedenken zu. Um den Namen der Kleinen befragt, nannte er sie Harriet, sorglos hinzufügend, daß es mir unbenommen sei, ihr als Vatersnamen den meinigen beizulegen, und mit Freuden ging ich darauf ein.

Einen Tag verweilte der Fremde noch in der Stadt, jedoch ohne mein Haus wieder zu betreten. Dann gesellte er sich einer in der Nachbarschaft gebildeten Karawane zu, die sich zur Ueberlandreise nach Kalifornien rüstete.

In der nächsten Zeit schwebten wir unablässig in großer Sorge um unseren Schübling, dessen Leben nur noch einem Hauch vergleichbar; aber meine Frau, die bald eine gewissenhafte Wärterin gefunden hatte, ließ sich keine Mühe verbrießen. Mit rührender Aufmerksamkeit überwachte sie der zarten Dulderin Athemzüge. Nicht Tag oder Nacht ruhte sie; und als ich endlich erklärte, daß sie neu erblühen

würde, da weinte sie Freudenthänen, durch die Harriet gewissermaßen als unsere leibliche Tochter eingeseget und geweiht wurde.

Einige Wochen später siedelte meine Frau mit ihr nach der Farm über, wo sie unter dem Einfluß des Aufenthaltes im Freien sich binnen kurzer Zeit zu unserem Entzücken vollständig erholte. Wenn uns aber je ein-reicher Lohn für unsere Sorgen und Mühen hätte geboten werden können, so fanden wir ihn darin, daß Harriet, die sich leicht daran gewöhnte, uns Vater und Mutter zu nennen, sich nicht allein kräftig, sondern auch unbeschreiblich lieblich entwickelte und unter der sorgfältigen Erziehung meiner Frau zu einer jungen Dame heranreifte, wie Sie eine solche in ihr kennen lernten. Und je älter sie wurde, je mehr Jahre sie von dem Tage ihres Einzuges trennten, um so seltener tauchte jener umheimliche Fremde als drohendes Gespenst in meiner Erinnerung auf; es milderten sich unsere Befürchtungen, daß er noch einmal vor uns hintreten und irgend welche Ansprüche an Harriet geltend machen könne.

Harriet war nach meiner Berechnung in ihr fünfzehntes Jahr getreten — ihr genaues Alter oder gar den Geburtstag hatten wir nicht erfahren — als ein Ereigniß eintrat, welches uns aus unseren Sicherheitsträumen jäh aufschreckte und in ein Meer des Bangens und Sorgens stürzte. Der unselige Krieg hatte im Osten bereits seinen Anfang genommen und wüthete in wachsendem Maßstabe und zunehmender Erbitterung, als wir uns auf die Dauer der heißen Sommermonate gewohnter Weise nach der Farm zurückzogen. Nicht ohne ernste Bedenken beobachteten wir, daß endlich auch von Texas herauf, wie vom Mississippi und dem Staate Missouri her die Kriegswogen sich immer näher wälzten. Dichter zogen die Nebellenschaaren sich um uns zusammen, als eines Tages zwei südstaatliche Offiziere vor der Hofeinfriedigung ihre Pferde anhielten. Um die

Einfahrt zu öffnen, ging ich ihnen entgegen und erkannte schon aus einiger Entfernung in dem Älteren, der einen höheren Rang bekleidete, mit von Argwohn verschärftem Blick sofort jenen räthselhaften Freunden, dem gerade jetzt noch einmal zu begegnen ich am wenigsten erwartet hätte. Bei meinem Nähertreten führte er sich als Kapitän Vaughan ein, und das Herz stand mir still bei dem Gedanken, daß er vielleicht gekommen sei, Harriet mit Güte oder Gewalt zurückzufordern. Meine Einladung, abzustiegen, lehnte er ab, bat aber höflich, einen Blick auf seine Tochter, wie er sie jetzt nannte, werfen zu dürfen.

Ich war entsetzt, doppelt entsetzt in der Seele meiner Frau, so daß ich kaum noch die Ueberlegung besaß, ihn feierlich anzusehen, den Frieden unseres Schütlings, wie unseren eigenen nicht dadurch zu untergraben, daß er sich zu erkennen gebe. Dazu lächelte er seltsam, fügte aber hinzu, daß es dazu noch zu früh sei. Er habe die Gelegenheit seiner Anwesenheit in der Gegend überhaupt nur dazu benutzen wollen, sich von dem Wohlergehen seines Kindes zu überzeugen.

Dadurch einigermaßen beschwichtigt, rief ich Harriet, die neben der Mutter in der Hausthür stand und mit der ihr eigenthümlichen Numuth meiner Aufforderung Folge leistete. Dann beobachtete ich, wie nicht nur Vaughan's Blicke, sondern auch die des jungen Offiziers bewundernd auf dem unbefangenen zu ihnen aufschauenden schönen Kinde ruhten. Vergeblich aber suchte ich in Vaughan's Zügen nach einem kleinsten Merkmal väterlicher Gesinnungen. Nur ein mattes Gepräge der Befriedigung unterschied ich, wogegen das Gesicht seines Begleiters von einem häßlichen Ausdruck lüsternden Begutachtens beherrscht wurde. Indem seine frechen Augen die Harriet's suchten, erröthete sie bis unter ihr Haar hinauf. Sie beantwortete indessen treuherzig die Fragen, die Vaughan an sie richtete, und instinkt-

artig die Bedeutung der scharfen Aufmerksamkeit des jungen Offiziers herausführend, benutzte sie die erste Gelegenheit, sich höflich zu verneigen und zur Mutter zurückzukehren.

‚Sie haben Wunder bewirkt,‘ redete Vaughan mich an, sobald Harriet aus Hörweite getreten war, ‚nimmermehr hätte ich in der verheißenden Erscheinung das elende Geschöpf vermuthet, welches ich einst Ihrem Schutze anvertraute.‘

‚Sie war unsere Tochter,‘ erwiederte ich, meine Furcht verheimlichend, ‚und wir kennen keinen anderen Wunsch, als daß es bis zu unserem Ende so bleiben möge.‘

‚Vorläufig ja,‘ versetzte Vaughan, und ich fing einen bezeichnenden Blick auf, den er mit seinem Begleiter, einem frühzeitig verlebten Kreolen wechselte; ‚aber es kommt eine Zeit, in der sie die Bedingungen einer erblühten Jungfrau zu erfüllen hat, und ich über ihre Hand zu verfügen gedenke.‘

Bei dieser Ankündigung durchrieselte es mich eifrig. Dann packte mich eine nie empfundene Wuth. Es erwachte der nur zu gerechtfertigte Argwohn, daß Harriet, vielleicht auf Grund eines namhaften Vermögens, zwischen ihm und dem jungen Wüstling gewissermaßen zu einem Handelsartifel herabgewürdigt worden sei. Ich beherrschte mich indessen, um nicht die rohe Gewalt gegen uns herauszufordern, und erklärte besonnen, daß ich glaube, durch treue und gewissenhafte Erziehung meiner Adoptivtochter das Recht erworben zu haben, darüber zu wachen, daß ihren eigenen Empfindungen zu seiner Zeit Rechnung getragen werde.

‚Das soll geschehen, sicher soll es geschehen,‘ versetzte Vaughan hochfahrend, ‚wenigstens so weit, wie es mit ihrer glücklichen Zukunft zu vereinbaren ist. Außerdem aber steht von allen Rechten das des leiblichen Vaters obenan.‘ Er mochte meine tiefe Entrüstung bemerken, und fügte beruhigend hinzu:

Uebrigens dauert es noch Jahre bis dahin. Der Norden muß zuvor unterworfen und Harriet vollständig gereift sein. Nebenbei baue ich fest darauf, daß mein heutiger Besuch keine Veranlassung gab, das zwischen Ihnen und dem Kinde bestehende Verhältniß zu trüben.' Und bevor ich in meiner heftigen Erregung ein Wort der Erwiederung fand, grüßte er verbindlich, und ein lebhaftes Gespräch mit seinem Begleiter eröffnend, ritt er davon.

Der Zeitraum, auf welchen Vaughan sich bei seiner vernichtenden Ankündigung berief, entschwand, ohne daß wir von ihm hörten. Harriet überschritt die Grenze des Kindesalters, und da die Rebellenheere trotz des wechselnden Kriegsglückes unserem ländlichen Heim noch immer fern blieben, wiegten wir uns allmählig in ein gewisses Sicherheitsgefühl. Ich hoffte im Stillen, daß jener schreckliche Vaughan gefallen sein oder Ursache gefunden haben möchte, sich der einst offenbarten Pläne zu entschlagen. Mein Argwohn wie meine Vorsicht konnten indessen dadurch nicht eingeschläfert werden. Als letzten Ausweg, wenn unserem Liebling Verderben drohen sollte, betrachtete ich Flucht, und mich auf alle Fälle vorbereitend, sicherte ich mir, obwohl immer noch das Beste hoffend, in New-Orleans, New-Mexiko und Kalifornien ausreichenden Kredit, so daß ich nie in Verlegenheit gerathen konnte. Auf diese bewegte Zeit entfiel der schwerste Verlust, der mich und Harriet hätte treffen können. Wir weinten am Grabe meiner Frau. Wäre mir das Kind nicht geblieben, möchte ich mich am liebsten neben sie in die Erde gebettet haben. Doch dem Kummer uns gänzlich widerstandlos hinzugeben, wurde uns die Ruhe nicht gegönnt. Sie selbst wissen am besten, wie die feindlichen Heere sich zwischen dem Arkansas und Red River zusammenzogen, und wir einer Ueberfluthung unserer Landschaft durch die Rebellen gewärtig sein mußten.

Da hörte ich eines Tages zufällig von einem Kolonel

Vaughan, der mit seinem Regiment zu der Armee des General Price gestoßen sei und sich durch Verwegenheit und Grausamkeit auszeichne. Das brachte meinen Entschluß, das Land zu verlassen, zur Reise. Dem Entschluß folgte die überstürzte Ausführung. Wir befanden uns gerade bei einem abwärts angesiedelten Nachbarn, als mir die Kunde zuging, daß Vaughan mit seinem Adjutanten und einigen Dragonern auf meiner Farm eingetroffen sei und dort unserer Heimkehr entgegenstehe. Da gab es allerdings kein Schwanken und Zaudern mehr. Unter Beistand des Nachbarn, der für die erste Strecke sein Fuhrwerk zur Verfügung stellte, entkamen wir mit genauer Noth; dagegen nahm ich die Ueberzeugung mit fort, daß Vaughan, das Ende des Krieges voraussehend, nunmehr das Aeußerste aufbieten werde, sich Harriet's zu bemächtigen. In welcher Aufregung ich seitdem lebte und noch lebe, werden Sie begreifen. Wo ich auch weilen mag: Ueberall bin ich gewärtig, daß er plötzlich vor mir auftaucht und seine Anrechte an die Tochter geltend macht. Sogar in meinen Träumen sehe ich den herzlosen Wütherich, wie er Harriet von meiner Seite reißt und sie dem überantwortet, den ich nur als Mitschuldigen seiner verbrecherischen Pläne bezeichnen kann."

So lange hatte Edward den Mittheilungen Tenbroef's die gespannteste Aufmerksamkeit zugewendet. Jetzt reichte er ihm die Hand mit den Worten: „So will ich zunächst Ihr Gemüth von der quälenden Furcht entlasten. Ich selbst war Zeuge, als Harriet's Vater, bei Gelegenheit der Scheidung seiner Frau, für eine erhebliche Geldsumme allen Anrechten an sie vor einem Notar rechtsgiltig entsagte, also nur der Mutter allein die Verfügung über ihrer Tochter Zukunft wie das allerdings sehr bedeutende Vermögen zusteht —“

„Um so verhängnißvoller,“ fiel der Doktor erregt ein, „denn vermöchte ich auf Grund gerichtlicher Bestimmungen

Harriet's Rechte vor den Behörden mit Erfolg zu vertreten, so besitze ich doch nicht die Macht, sie, gleichviel, ob Tochter Ihrer Verwandten oder der erwähnten Tänzerin, ausreichend gegen Gewalt und hinterlistige Angriffe zu schützen. Und wo bliebe der Mutter letzter Wille den Verräthern gegenüber, wenn dieser schurkische Kreole ihr Harriet als seine, mit Zustimmung des Vaters gewaltsam erworbene Frau zuführte?"

"Besäße der Vater wirklich noch ein Scheinrecht, so wäre es durch seinen Tod hinfällig geworden."

"Durch seinen Tod?" fragte Tenbroeck verstört.

"Ich stand ihm gegenüber, als ein indianisches Weib ihm das Gesicht spaltete. Es geschah in demselben Augenblick, in welchem er, in mir einen Todfeind erkennend, meuchlings die Waffe hob und mich schwer verwundete."

"Unglaublich — vielleicht ein Mißverständnis. Sie hätten sonst schon damals meine Furcht vor Vaughan beschwichtigt."

"Ich konnte nicht ahnen, daß Griffith, der von der Mutter eines der beiden Mädchen geschiedene Gatte, und Vaughan eine und dieselbe Person seien."

"Eine und dieselbe Person," wiederholte Tenbroeck grübelnd, "ich hätte es errathen müssen," und lebhafter fuhr er fort: "Trotzdem lebt er entweder heute noch, oder es trat ein Anderer an seine Stelle, der, im Besitz der väterlichen Befugniß, die Verfolgung mit erhöhtem Eifer fortsetzt. Davon erhielt ich die schlagendsten Beweise am Rio Grande, wie jetzt hier, wo ich in allen meinen Bewegungen heimlich überwacht werde. Nein, es kann kein Zweifel darüber walten. Und wer weiß, was bereits geschehen wäre, hätte ich Harriet nicht auf einer Stelle untergebracht, wo man nicht leicht, und dann vergeblich nach ihr forscht."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hatten Fröhlich und seine Schwester, um sie in ihrem vertraulichen Gedankenaustausch nicht zu stören, sich den beiden Freunden fern gehalten, so waren letztere doch nicht unbeobachtet geblieben. Schon seit einer Stunde waren zwei schwarze funkelnde Augen aus geringer Entfernung zwischen dem Weinlaub hindurch auf sie gerichtet gewesen. Wie der Lauscher, trotz der wachsamten Hunde, dorthin gelangte, war eben nur auf indianische List und Geduld zurückzuführen. Jetzt aber wurden sie in ihrer Unterhaltung plötzlich durch einen Lärm gestört, der von der Vorderseite des Hauses zu ihnen herüberdrang.

Leicht unterschieden sie Kathrin's Stimme, die, unverkennbar erbittert, alle nur denkbaren deutschen Schmähungen auf Jemand häufte und sie gelegentlich mit dem eigenthümlichen Geräusch begleitete, unter welchem eine schwanke Gerte oder Peitsche einen weichen Gegenstand traf. Doch auch Fröhlich war rege geworden. Sie hörten wenigstens, daß er auf dem nördlichen Giebel laut vor sich hingrollte, dann einen Hehruf ausstieß und hinter den davonestürmenden Hunden sich zwischen den Weinstöcken hindurchdrängte. Er traf gerade früh genug auf der Stelle ein, wo die wüthenden Thiere den flüchtenden Lauscher niedgerissen hatten.

Durch einige Hiebe mit der Peitsche wehrte er ihnen, und als Edward und der Doktor zu ihm herantraten, gewahrten sie, daß er ein indianisches Weib an der Schulter packte, emporriß und die halb erstickt Kreischende und Stöhnende nach der Vorderseite des Hauses herum vor sich her schob. Befremdet folgten Tenbroek und Edward ihm nach, und um den Giebel herumbiegend, bot sich ihnen ein Ausblick, wie sie ihn schwerlich erwartet hätten. Auf dem Vorplatz stand Kathrin, die linke Hand in das zottige Haar eines

etwa vierzehnjährigen halbnackten Kahuilla-Burschen eingekracht. Mit der rechten Schwang sie eine Reitgerte, den Unglückseligen abwechselnd schüttelnd, ihm weise Lehren vorpredigend und jedesmal zum besseren Verständniß einige Hiebe beifügend, ohne daß er nur einen Laut von sich gegeben hätte.

Erst als Fröhlich mit dem zitternden Weibe erschien, stellte sie die Züchtigung ein, schleppte aber ihr Opfer in's Haus und sperrte es dort in einen festen Wandschrank. Fröhlich überzeugte sich unterdessen, daß seine Gefangene außer einigen Hautrissen keinen größeren Schaden davongetragen hatte. Er entließ sie daher mit einigen bösen Drohungen, und sich Tenbroek und Edward zutehend, erklärte er mißmuthig:

„Eine Tracht Schläge hätte ihr ebenfalls nicht geschadet, aber ebenso wenig zur Besserung der alten Hexe beigetragen, wie die Fangzähne eines halben Duzend Wölfe. Eine hinterlistige, verrätherische Brut, diese Kahuilla, und doch hat meine Schwester sich in den Kopf gesetzt, aus dem Jungen — nebenbei ein Enkel der alten Hexe — einen Christen herauszubilden. Sie behauptet, mit gutem Futter und Schlägen könne man einen störrischen Esel zum Menschen machen, geschweige denn einen sonst anstelligen Wilden, und das redet ihr Keiner aus.“

„Ich glaube, die Alte schon gesehen zu haben,“ versetzte Edward, noch unter dem Eindruck des eben beobachteten Gerichtsverfahrens, „vor der Herberge auf dem halben Wege nach dem Cajonpaß beobachtete ich wenigstens eine ähnliche Erscheinung.“

„Beim Antonio,“ erwiderte Fröhlich, „einem der verdammtesten Kehlabschneider, der jemals meinen guten Wein mit Wasser und Spiritus verfälschte. Aber immerhin, ich brauche das Zeug nicht zu trinken.“

„Womit verdienten sie die harte Züchtigung?“ fragte Tenbroek förmlich schüchtern.

„Dafür, daß die Alte in meinen Weingarten schlich, wo es überhaupt noch nichts zu stehlen gibt, und Bartel, wie meine Schwester, den brannen Schlingel taufte, während dessen die Hunde ankettete und bei ihnen blieb, um zu verhüten, daß sie keine Großmutter anmeldeten.“

„Einen Zweck müssen sie jedenfalls gehabt haben,“ meinte Edward.

„Vielleicht nur den, ihre Neugierde zu befriedigen,“ erklärte Fröhlich zögernd. „Allerdings nicht zu verwundern, nachdem das Weib Sie gerade beim Antonio gesehen hat!“

„Neugierde, nur Neugierde,“ rief Kathrin in ihrem besten Englisch von der Veranda herunter, wo sie eben den Tisch deckte, „und die galt keinem Anderen, als unserem Gast. Hat die Welt so was gesehen! Schon heute Vormittag, als noch Keiner an einen Kapitän Evandale dachte, erkundigte sich Jemand nach ihm.“

„Wer?“ fragte Fröhlich hinauf.

„Ein Reitersmann. Er bat um einen Trunk Wasser. Ich gab ihm eine Kanne Wein. Scheidewasser wäre dem Citronengesicht dienlicher gewesen. Erst zum Schluß fragte er mich nach unserem Gast.“

„Und Du antwortetest?“

„Nicht mehr, als ich wußte. Ich fragte zurück, ob er glaube, daß unser Haus eine Herberge wäre, wo jeder Landstreicher Aufnahme finde.“

„Kommt abermals Jemand mit lästigen Erkundigungen, dann sage, er möge sich zum Henker scheeren.“

Tenbroek verrieth Unruhe.

„Es wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als auf's Meer hinaus zu flüchten,“ bemerkte er, wie im Selbstgespräch, „erscheint es doch kaum zweifelhaft, daß die Alte abgeschickt wurde, um mich in meinem Verkehr mit dem Kapitän zu beobachten.“

„Mit dem Aufbruch eilt es nicht,“ rief Kathrin wieder

mit großer Entschiedenheit herunter; „außerdem sind wir Mann's genug, uns gegen die Belästigungen der ganzen Welt zu schützen. Und jetzt, wenn's gefällig ist. Das Mahl wartet.“

Die drei Herren folgten der Einladung. Kathrin setzte sich zu ihnen. Dann dauerte es nicht lange, bis in ihrem Gespräch eine heitere Stimmung vorherrschte. —

Während die vier Hausgenossen in traulicher Unterhaltung beisammen saßen und dem Besten aus Fröhlich's Keller alle Ehre erwiesen, tönten dumpfe Paukenschläge, das Geschmetter zweier mißgestimmter Trompeten, das Gewinsel einer Klarinette und das Gejauner einer Drehorgel gewissermaßen als Tafelmusik aus der Richtung der Stadt zu ihnen herüber. Sie begleitete zugleich die Bewegungen einer Gesellschaft von Seiltänzern, Akrobaten und Jongleuren, die schon allein ihrer Vielseitigkeit wegen die Bezeichnung weltberühmter Künstler beanspruchen durften. Denn was der Eine verstand, verstand auch der Andere, gleichviel, ob es galt, auf den Händen zu gehen, Luftsprünge auszuführen, mit Messern Ball zu spielen, die Drehorgel in Bewegung zu setzen oder jedes andere Instrument, wenn auch nicht mit großer Virtuosität, dagegen um so herzhafter und geräuschvoller zu spielen.

Bei den hohen kalifornischen Preisen für derartige Dienstleistungen, wenn sie überhaupt zu erlangen gewesen wären, hatte die Noth eben Beten gelehrt; und eine aus allen Himmelsrichtungen zusammengewürfelte, acht Köpfe starke Gesellschaft vermag bei gutem Willen immerhin etwas zu bieten. Als einzige Spezialität, die durch kein anderes Talent vertreten oder ersetzt werden konnte, stand nur der Direktor und unübertroffene Athlet da, ein gewisser Monsieur Jaromir, nebenbei ein mindestens ehrlich zur Welt gekommener Deutscher, der mit Centnergewichten, Eisenstangen und den schwersten Geschützfüßeln spielte, als ob

sie aus Watte gewebt gewesen wären. Als Hauptbravourstück betrachtete man allgemein, daß er seinen gewaltigen Körper als Postament für eine Pyramide hergab, zu der seine ganze Adoptivfamilie sammt Pauke und Trompeten ihre malerische Verwendung fand.

An dem heutigen Abend war der durch eine umfangreiche Leinwandumzäunung abgegrenzte Raum, in dem die Vorstellung stattfand, bis auf den letzten Platz gefüllt. Madame Jaromir, eine wohlgenährte Bierzigerin, hatte eben den Tanz auf dem gespannten Seil unter dem donnernden Applaus der nicht verwöhnten Zuschauer beendigt. Jetzt stand sie kurz geschürzt im vollen Fitterstaat, auf der Lockenperrücke ein Blumenbeet, neben der Orgel, nicht nur diese mit einer gewissen Anmuth drehend, sondern auch die Pauke mannhaft bearbeitend, zugleich mit dem ansehnlichen roth beschuhten Fuß durch eine sinnige Vorrichtung die rasselnden Becken rührend.

Eine neue Nummer folgte, in der Monsieur Jaromir alle Mitglieder bis auf Madame und den einen Trompetenbläser in ihren Uebungen unterstützte und wie Flickenbündel durch die Luft wirbeln ließ, eine Leistung, die allgemeine Bewunderung erregte. Erhöhte Theilnahme schenkte man einem hübschen, offenbar im Wachsthum zurückgebliebenen blondlockigen Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren, welches, in verschossenen Grüntrikot gekleidet, alle anderen Mitglieder an Gelenkigkeit weit übertraf. So erntete die junge Künstlerin auch ausschließlich die Beifallsbezeugungen, als sie, das Stierhaupt Jaromir's als Unterlage benutzend, auf dem Kopfe stand und sich durch Arm- und Beinbewegungen im Gleichgewicht erhielt, während zwei schwächliche Burtschen an den ausgestreckten Armen des hünenhaften Gesellen Gliederverrenkungen ausführten.

Eifersüchtig auf den der jungen Künstlerin gezollten Applaus, suchte Monsieur Jaromir die Aufmerksamkeit

dadurch auf sich selbst zu lenken, daß er, gegen alle Regel, im Kreise herum zu schreiten begann. Wohl fühlte er, daß die junge Person auf seinem Kopf unruhig wurde, allein seine Aufmerksamkeit war durch einen ganz im Hintergrunde befindlichen Mann gefesselt worden, der, die Spannung der Zuschauer benutzend, ihm durch unzweideutige Zeichen zu verstehen gab, daß er ihn dringend zu sprechen wünsche.

Mit einer unberechneten Bewegung blieb Jaromir stehen. Zugleich verstummten die Beifallsbezeugungen. Besorgniß lähmte die Zungen, als das junge Geschöpf sichtbar ängstlich das verlorene Gleichgewicht zurückzugewinnen trachtete. „Halt an,“ raunte es dem ungeschickten Athleten zu, der sich wieder in Bewegung setzte. „Springe,“ antwortete er gelassen, jedoch ohne ihren Wunsch zu erfüllen. Doch um einen rettenden Luftsprung auszuführen, war es für die übermüdete und beirrte junge Künstlerin zu spät. Denn das Wort hatte kaum die breiten Lippen verlassen, als die beiden Burfschen, einen Unfall vorhersehend, ihren Halt frei gaben.

Fast gleichzeitig glitt das Mädchen aus seiner gewagten Stellung, den Kopf nach unten, dicht vor dem Gesicht des Athleten nieder, wo ihm also der Raum zum Uberschlagen fehlte. Dagegen griff es in der Noth nach seinen Armen, wurde aber ebenso schnell von den Riesenfäusten gepackt und mit durch Wuth gesteigerter Kraft im Bogen über die halbe Breite der Arena hinweggeschendet, wo die Aermste schwer niederfiel. Anstatt aber, wie er vielleicht voraussetzte, auf die Füße empor zu schnellen, blieb sie, bleichen Antlitzes, in unnatürlicher Gliederverstränkung liegen.

Schmährufe verkündeten die Entrüstung über die rohe Behandlung des schwächlichen Körpers. Einzelne Zuschauer suchten die Gesichter der übrigen Familienmitglieder, jedoch ohne eine Spur von Theilnahme darin zu entdecken, am

wenigsten bei der vermeintlichen Mutter, die nach wie vor den Schwengel der Orgel unverdrossen drehte und, um den Besuchern schneller über den peinlichen Zwischenfall hinwegzuhelfen, Pauke und Becken mit einer Gewalt schlug, als hätte sie beides für die Störung verantwortlich machen wollen.

Monsieur Jaromir stand dagegen in der Mitte der Arena wie ein auf seine sieben Heldenthaten stolzer Herkules da. Abwechselnd betupfte er mit den Fingerspitzen die beiden zierlich zugestutzten und schwarzgewachsenen Barthälften auf der Oberlippe und das der Unterlippe anhaftende, einer Brummfliege ähnliche Haarbüschelchen. Plötzlich aber, als der Lärm angesichts der noch immer regungslos Daliegenden überhand zu nehmen drohte, hin und wieder sogar Apfelsinenschalen an seinem stolz getragenen Kopf vorbeisausten, verschränkte er die muskulösen Arme herausfordernd auf der Brust, und Pauke und Trompete über-tönend, schallte seine Stimme durch den Raum, indem er anhub: „Ladies und Gentlemen! Was Sie eben zu beobachten Gelegenheit fanden, ist nicht mehr, als der wohlberednete Schluß dieses Theils der Vorstellung. Ihre Gemüther mußten erschüttert werden, um Sie auf das vorzubereiten, was jetzt folgt. Julia,“ rief er dem bleichen Mädchen zu, das seine Lage noch nicht verändert hatte. „Julia!“ zum zweiten Mal und lauter; und als habe in der gebieterischen Stimme eine Todte erweckende furchtbare Drohung gelegen, richtete die Beklagenswerthe sich in eine sitzende Stellung auf.

„Gut gespielt, meine Tochter,“ fuhr Jaromir spöttisch schmeichelnd fort, und wie den meisten Zuschauern, entging auch ihm selbst nicht, daß die Augen des Mädchens mit tödtlichem Haß und wilder Verzweiflung auf ihn funkelten, „jetzt beweise den geehrten Herrschaften, daß eine wahre Künstlernatur in Dir wohnt. Springe auf die Füße

und lohne die Dir geschenkte Theilnahme durch einen Salto-mortale!"

Julia unternahm einen matten Versuch, sank aber alsbald wieder zurück. Trotz der sie lähmenden Schmerzen und ihrer Jugend schienen ihre hellblauen Augen sich in die einer gereizten Schlange verwandelt zu haben.

Neue Rufe des Mitleids ertönten, neue Apfelsinenschalen flogen auf den seine Erbitterung schwer bekämpfenden Athleten ein. In seinen tückischen Blicken verrieth sich die versteckte Absicht, die ihm zu Theil werdende Erniedrigung gelegentlich an deren unschuldiger Ursache zu rächen. Vier lange Schritte brachten ihn neben die Unglückliche hin, und sie am Oberarm ergreifend, half er ihr auf die Füße.

Mit einem Ausdruck der Abscheu riß sie sich von dem Wütherich los, und ihre letzten Kräfte zusammenfassend, schritt sie unter betäubendem Beifallsjubel in aufrechter Haltung nach dem als Ankleidezimmer dienenden, mit Leinwand abgeschlagenen Winkel hinüber, wo sie unter einem fadenscheinigen Teppich durchkroch. Hinter demselben warf sie sich auf eine Seegrasmatratze, und sich lang ausstreckend, erzeugte sie den Eindruck, als ob nummehr das Leben dem zerschlagenen Körper entflohen sei.

Draußen war inzwischen Ruhe eingetreten, und als Monsieur Jaromir erst mit vierundzwanzigpfündigen Geschützkneln spielte, wie Andere mit rohen Eiern, da gedachte Keiner mehr der mißhandelten jungen Künstlerin. Und wer hätte, nachdem sie aus seinem Gesichtskreise gewichen, noch länger Mitleid mit einem armseligen Geschöpf empfunden, das allein um zu dulden auf die Erde entsendet worden zu sein schien.

Minuten verrannen, und Julia lag noch immer, wie im Tode erstarrt. Und doch war sie sogar für unscheinbare äußere Eindrücke nicht gänzlich abgestumpft. Ein kühler

Hauch, erzeugt durch das Lüften des unteren Randes der lose niederhängenden leinenen Seitenwand, war über sie hingeweht. Sie öffnete die Augen halb. Nach dem durch das Zusammenstoßen der beiden Zeltflächen gebildeten Winkel hinüberspähend, wurde sie eines schwarzbärtigen Mannes aufichtig, der behutsam zu ihr hereinschlich. Bevor er sich aufrichtete, schloß sie die Augen wieder.

Daß Niemand daran dachte, ihr Beistand zu leisten, wußte sie aus vielfacher Erfahrung; Andere kümmerten sie nicht. Flüchtig betrachtete der Fremde die ausgestreckte regungslose Gestalt, und dem Teppich sich zuehrend, suchte er aus dem Geräusch auf dessen anderer Seite die Dauer der Vorstellung Jaromir's zu berechnen.

Endlich erschien der Direktor keuchend und schnaubend nach der gewaltigen Anstrengung.

„Sie wollen mich sprechen, wenn ich Ihr Zeichen richtig verstand,“ redete er den Fremden an, ihn zugleich mißtrauisch betrachtend.

„Sind wir ungestört?“ fragte dieser gedämpft zurück.

„Auf die Dauer der nächsten Nummer. Sie beschäftigt die ganze Gesellschaft. Ich selbst bedarf der Zeit, um Athem zu schöpfen; das weiß Jeder und hält sich fern.“

„Aber hier?“ versetzte der Fremde auf Julia zeigend.

„Die ermuntert sich nicht so schnell. Ich kenne das. Sie gehört nicht zu der Sorte, die Schlaf zu heucheln versteht. Nebenbei eine listige Katze. Könnte ich ihre Gelehrigkeit auf einen Anderen übertragen, würde ich mich nicht lange besinnen. Julia! Julia!“

Das Mädchen lag wie todt. Jaromir fuhr daher fort: „Die schläft mindestens ihre acht Stunden, wenn sie überhaupt erwacht. Also heraus mit Ihrem Anliegen.“

„Sie sind der Eisenack?“

Jaromir prallte zurück. Argwöhnisch, aber durchdringend sah er auf den höhnisch lächelnden Unbekannten, den er

mit Bequemlichkeit zwischen seinen Fäusten hätte zermalmen können.

„Wen meinen Sie mit dem Eisenjack?“ fragte er sichtbar verstört.

„Denselben Mann, der da oben in den Goldminen zeitweise so viel Staub aufwirbelte.“

„Ich kenne Sie nicht; sah Sie nie zuvor. Was wollen Sie von mir?“

„Vielleicht kennen Sie den um so besser,“ versetzte der Fremde, ihm einen Zettel darreichend, auf dem ein einzelner Name nebst kurzem Zusatz geschrieben stand.

Jaromir senkte einen Blick auf die Schrift. Dann war es, als ob ein Frostschauer seine Hünengestalt durchriesele. Er faßte sich indessen schnell, und die Athletenbrust wie im Bewußtsein der ihm innewohnenden unüberwindlichen Kraft herauspressend, daß die Maschen des sie umschlingenden fleischfarbigen Gewebes sich bis zum Zerreißen ausdehnten, fragte er trotzig: „Hat der Teufel den immer noch nicht geholt? Hölle und Verdammniß! Zweimal brachte er mich mit seinen Kartenkunststücken um das mühsam erworbene Geld. Hätte ich ihm nach dem ersten verfluchten Trick den Schädel eingeschlagen, war's gescheiter.“

„Den Einwand setzte er voraus und beauftragte mich, daran zu erinnern, daß Ihr Gelderwerb doch wohl nicht sehr mühsam gewesen. Auch vom Schädeleinschlagen redete er, und daß es ihn keine geringe Mühe gekostet habe, den Missethäter vor einer näheren Bekanntschaft mit Strick und Baumast zu bewahren; das sei mehr werth gewesen.“

„Unsiinn,“ schnaubte der Athlet einfallend, „sagen Sie lieber, was er von mir verlangt.“ Die letzten Worte hatte er in der Erregung lauter gesprochen. Dessen sich bewußt, warf er einen forschenden Blick auf Julia. Sie hatte sich noch nicht gerührt. „Julia! Julia!“ rief er sie scharf an. Nichts verrieth, daß er gehört wurde. „Julia!“ wiederholte

er eindringlicher, indem er die Unglückliche mit dem Fuß in die Seite stieß, und abermals ohne einen anderen Erfolg als den, daß die schlaffen Glieder der Erschütterung des Stoßes ein wenig nachgaben.

„Hoffentlich geht das ungeschickte Ding nicht ein,“ sprach er ingrimmig vor sich hin, „meine beste Kraft wäre zum Teufel.“ Und weiter, dem Fremden sich zukehrend: „Also heraus mit der Sprache, wenn Sie einen Auftrag für mich haben; aber schnell, oder wir werden gestört.“

„Kennen Sie die Jokings-Kabin?“

„Ich sollte wohl. Hab' ich doch in früheren Jahren oft genug meinen Focus dort gehabt. Da hinten liegt sie in einer der Schluchten der San Bernardinoberge.“

„Gut. Dort erwartet er Sie in den nächsten Tagen des Abends nach Einbruch der Dunkelheit.“

„Ein weiter Weg. Weshalb kommt er nicht hierher, wenn ihm an einer Zusammenkunft gelegen ist?“

„Weil er nicht Seite an Seite mit Ihnen gesehen sein will. Unglück schläft nicht,“ meinte er, „und Sie wären es, der davon betroffen würde.“

„Kennen Sie sein Anliegen?“

„Nein. Sie werden es von ihm selber erfahren. Umsonst verlangt er keinen Schritt von dem Eisenjack.“

„Zum Henker mit den Anspielungen,“ polterte Jaromir mit einem Blicke des Mißtrauens auf das anscheinend leblose Mädchen. Draußen erhob sich der am Schluß jeder Nummer wiederkehrende Beifallslärm. „Jetzt fort mit Ihnen,“ rieth er dringlich, „bestellen Sie, ich würde kommen,“ und mit schweren Schritten trat er hinter dem Teppich hervor in die geräuschvoll belebte Arena. Fast gleichzeitig verschwand der Fremde auf dem ihm bereits vertrauten Wege. Dann dauerte es nur Sekunden, bis Julia die Augen aufschlug. Einen scheuen Blick warf sie um sich, bevor sie den Oberkörper aufrichtete.

Wie zuvor in der Arena, funkelten und glühten ihre Augen auch jetzt wieder in seltsamem Widerspruch mit ihrer Jugend, mit den todtenbleichen Zügen. Was aber an Jammer und Qualen in dem unglücklichen jungen Geschöpf lebte, es erstickte in den Regungen wilden Hasses, eines im Geheimen gehegten und gepflegten Rachedurstes, um dann plötzlich wieder von verstecktem Triumph überflügelt zu werden. Sie hatte nie Eltern kennen gelernt, wußte nicht, was es bedeutet, von dem Mutterauge überwacht zu werden, hatte entbehren müssen, was selbst der Brut wilder Bestien vergönnt ist. Durch's Leben gestoßen und getreten wie ein Auswurf; grausam abgerichtet, mißhandelt und vernunftlosen Geschöpfen gleich gestellt, konnten keine mildere Regungen in ihr zum Durchbruch gelangen. Statt dessen keimten schon in der Brust des Kindes Gleichgiltigkeit, Widerwille und endlich Haß gegen das eigene Dasein. Dem anfänglichen Zagen folgte Stumpfheit.

Nur eine einzige Hoffnung konnte nicht sterben, die Hoffnung auf Vergeltung für das, was sie, seitdem sie zu denken vermochte, erduldet, und deren Erfüllung war jetzt in ihren Gesichtskreis getreten. Wie sie schwer athmete, und doch eine eigenthümliche Befriedigung ihre bleichen Züge beherrschte! Was sie kurz zuvor erlauschte, es schien ihren Sinn verschärft, ihr neuen Lebensmuth eingeflößt zu haben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Hacienda Don Cristobal de Cobranza's, des berühmten und vielvermögenden Pferdezüchters, befand sich schon seit Generationen in dem Besitze dieses altspanischen stolzen Geschlechtes. So verrieth sich auch in der Anlage der einstöckigen Gebäude mehr oder minder der spanisch-maurische Styl. Da sah man die flachen Dächer, die auf

schweren Lehmmauern ruhten, und vor Allem den mit Strauchwerk heiter geschmückten Hof mit dem gemauerten Wasserbassin und der ringsum laufenden Veranda, welchen das umfangreiche, quadratisch errichtete Wohnhaus in sich barg. Das Alter der schönen Besingung veranschaulichten, außer den Parkanlagen, die den Vorplatz des Hauses beschattenden hundertjährigen Eichen und Ahornbäume. Von dort aus genoß man eine freie Aussicht über die von Heerden reich belebte Ebene und auf die stolzen Gipfel der San Bernardino-Berggruppe.

Auf einer mit Bänken, Tischen und Gartenstühlen einladend hergerichteten Stätte saß an dem heutigen Spätnachmittage Carlota, die Tochter Cobranza's, auf einem bequemen Armsessel. Der im Bereich ihrer Hand befindliche, mit einer Krücke versehene Stab zeugte dafür, daß der verletzte Fuß immer noch der Schonung bedurfte. Noch nicht zwanzig Jahre alt, zeigte sie das reizvolle Bild einer jungen Spanierin, von der schwer zu entscheiden gewesen wäre, ob die glanzvollen erotischen Augen, die lieblichen Formen des jugendfrischen Antlitzes oder der dieses kennzeichnende kindlich freundliche Ausdruck, dem allerdings eine gewisse, um die üppigen Lippen sich ausprägende, zur Leidenschaftlichkeit hinneigende Energie nicht fehlte, den Vorzug verdienten. Zur Zeit beherrschten sie Mißmuth und Ungeduld.

Diese Regungen wurden gefördert durch den Anblick eines Reiters und einer Reiterin, die auf der grünen Weidefläche in mäßiger Entfernung Uebungen anstellten, an denen sich zu betheiligen ihr noch auf Wochen versagt war. Neben ihr saß die Mutter, eine noch immer schöne Frau, auf einem Wiegenstuhl, mit einem Palmblattfächer sich Kühlung zuwehrend. Die Pause, die in ihrem Gespräch eingetreten war, unterbrach Don Cristobal, eine stattliche Erscheinung mit schwarzem emporgedrehtem Schnurbart,

indem er, ihnen gegenüber Platz nehmend, sorglos bemerkte:

„Nur noch kurze Zeit, und meine Tochter wird, Dank der Mühen unseres Freundes Tenbroeck, es ihrer sanften Pflegerin wieder zuworthun. Dann noch einige Wochen, und ich hoffe zu erleben, daß ihr Beide in wildem Reiten über Stock und Stein setzt.“

„Wohl schwerlich,“ meinte Carlota, wie gelangweilt, „ich möchte Harriet wenigstens nicht dazu überreden. Ein Maulthier, mit dessen Führung sie vertraut geworden, ist kein Roß, dem die Neigung zur freien Bewegung im Blute liegt.“

„Wohl wahr,“ versetzte Cobranza, während er das Antlitz Carlota's aufmerkamer betrachtete, „aber Cajetano ist der Mann, es dahin zu bringen, daß sie auf einem feurigen Roß sich mehr zu Hause fühlt.“

Carlota war leicht erröthet. Da sie nicht gleich antwortete, wendete die Mutter ein:

„Ich schlug ihr vor, nach der Gartenseite herum zu gehen. Hier verliert sie die letzte Geduld.“

„Nachdem ich sechs Wochen an's Haus gebaut gewesen, verliere ich sie überall,“ versetzte Carlota beinahe unfreundlich, „darf ich selbst noch nicht in den Sattel, so will ich wenigstens sehen, wie Andere reiten.“

„Ein Ausspruch, der Dich ehrt,“ erwiderte Don Cristobal billigend, „Du bist eben eine echte Cobranza; und dennoch pflichte ich der Mutter bei: Dein Hinüberspähen kommt einer Selbstmarter gleich.“

„Eine Selbstmarter, wenn ich mich daran erfreue, wie Cajetano die Zügel führt? Ich kenne Keinen, der mit ähnlicher Sicherheit und Anmuth sein Pferd zu den gewagtesten Uebungen zwänge. Er ist ein geborener Centaur.“

Cobranza's Gesicht verfinsterte sich vorübergehend. Ihm war nicht entgangen, daß die Gluth in Carlota's Antlitz sich vertiefte.

„Trotzdem bleibt er ein Arriero,“ bemerkte er hart.

„Was nicht hindert, daß er als Caballero mit uns zu Tische sitzt.“

„Ich ehre dadurch das Andenken unserer Vorfahren. Mein Großvater und seine Großmutter waren Geschwister.“

„Er stammt also von einem Cobranza ab, gehört daher zu uns,“ vertheidigte Carlota den Abwesenden lebhafter, während ihre Blicke auf ihn gerichtet blieben, „seine Schuld ist es am wenigsten, wenn seine Eltern nicht in so hohem Grade vom Glück begünstigt wurden, wie die meinigen. Der Stolz eines Cobranza konnte ihm dadurch nicht genommen werden.“

„Der Stolz, der den Caballero ehrt, schafft aus dem Knecht ein Herrbild,“ erklärte Don Cristobal, unbekümmert um die stehenden Blicke seiner Frau, geringschätzig.

In Carlota's Adern regte sich das südliche Blut.

„Wer ist es, der unseren Pferdebestand immer höher empor bringt? Ein guter Pferdezüchter und Kossobändiger ist kein Stallknecht, und mehr werth, als mancher Hacienbero, der sich nur schüchtern an ein junges ungebrochenes Pferd heran wagt,“ entgegnete sie glühend vor Eifer.

„Du verräthst große Wärme für ihn.“

„Nicht mehr, als er verdient. Sancta Maria! Ich sehe in ihm einen Mann mit dem Gemüth und den äußeren Formen eines Caballero; das ist Alles.“

„Ich rathe Dir väterlich: laß Deine Theilnahme nicht über eine bestimmte Grenze hinauswachsen, oder ich komme in die Lage, ihn entlassen zu müssen.“

„Wodurch Du die Seele Deiner berühmten Pferdezücht verloreist, und ich einen zuvorkommenden Begleiter und Gefährten. Seinen Nachfolger würde ich hassen; lieber bestiege ich kein Pferd mehr, als von einem Anderen mich in den Sattel heben lassen.“

„Du sprichst, als ob ihr zusammen gehörtet,“ versetzte Cobranza mit heimlicher Besorgniß.

„Ohne Zweifel gehören wir zusammen,“ bestätigte Carlota leidenschaftlich, „und begegneten unsere Neigungen sich auch nur in der Liebe zu den edelsten Thieren der Schöpfung. Ich müßte nicht die Tochter meines Vaters sein, wäre es anders. Nebenbei ist er mein Lehrer, und ich bin seine dankbare Schülerin — da — blicke hinüber,“ fuhr sie erregter fort, als sie gewahrte, daß Cajetano in vollem Galop vom Sattel herunter irgend einen Gegenstand von der Erde aufhob, „ist es nicht ein Genuß, zu beobachten, wie der Hengst, der vor vier Wochen noch auf der Weide keinem Menschen traute, ihm wie ein Schoßhündchen gehorcht? Er versprach, ich sollte ihn reiten, und er hält Wort.“

„Eitelkeit, Gefallsucht; er weiß, daß unsere Augen auf ihn gerichtet sind,“ versetzte Cobranza ungeduldig; dann fügte er im Davonschreiten sich umwendend noch hinzu: „Ich rathe Dir nochmals, bleibe meiner Warnung eingedenk!“

Seine Laune war verdorben. Es peinigte ihn die Empfindung, bei Carlota, die sein Abgott und daher bis zu einem gewissen Grade verzogen war, gerade das Gegentheil von dem gefördert zu haben, was er beabsichtigte. Auch Carlota's Laune war dahin, wie die ihrer Mutter. Anstatt dem Vater zu antworten, hatte sie die Achseln gezuckt. Dann fesselten der schwarze Hengst und sein Reiter abschließend ihre Aufmerksamkeit. —

Kurz bevor Cobranza sich entfernte, erfuhr das heitere Gespräch, in welches Cajetano und Harriet sich vertieften, dadurch eine Störung, daß das Pferd der Letzteren den Tritt wechselte, wobei sie die Reitpeitsche einbüßte. Cajetano bemerkte es erst, als sie den Verlust beklagte. Die Belehrung über die Ursache des kleinen Unfalls kurz abbrechend, warf er den bereits schäumenden Hengst herum,

und ihn in Galop verfolgend, beschrieb er, die nächste Umgebung abspähend, mehrere wachsende Kreise. Dann noch einige Sätze, und es erzeugte den Eindruck, als ob er plötzlich vom Sattel gestürzt sei. Einige Sekunden schien er mit Kopf und Schultern auf der Erde zu schleifen. Im nächsten Augenblick saß er wieder oben, die Peitsche in der hochgehobenen Faust.

Vor Harriet eintreffend und den Ausdruck des Erschreckens auf ihrem freundlichen Antlitz gewahrend, verlieh er seinem Bedauern dadurch erhöhten Ausdruck, daß er, die Peitsche überreichend, das ihm sflavisch gehorchende Thier hoch aufbäumen und dann vor ihr niederknien ließ.

„Nichts Außerordentliches,“ erklärte er auf die Aeußerung ihres Erstaunens, „man muß sich nur daran gewöhnen, die eigene Seele zu der des Pferdes zu machen, und man zwingt es spielend zu allem Möglichen.“

Sie waren in die Landstraße eingebogen und verfolgten sie langsam, als ihre Aufmerksamkeit durch einen einzelnen Reiter gefesselt wurde, der ihnen ebenfalls in gemächlichem Schritt entgegenkam. Bei seiner Annäherung entdeckte Harriet, daß er die Blicke durchdringend auf sie heftete, und wendete ihr Antlitz zur Seite.

Es lag in ihrer Absicht, ihn nicht zu beachten. Erst als er, im Begriff auszuweichen, höflich grüßte, kehrte sie sich ihm nachlässig zu. Ihr Pulsschlag stockte. Sie sah in zwei schwarz glühende unheimliche Augen, deren Blick sie bis in's Herz hinein zu fühlen meinte. Als habe jähes Erschrecken ihr die Sicherheit der Hand geraubt, griff sie unwillkürlich in die Zügel, infolge dessen das Pferd fehl trat. Schnell kehrte Cajetano sich ihr zu. Er gewahrte, daß sie, tödtlich erbleicht, nach Fassung rang. Seine zuvorkommende Frage nach der Ursache der unvorhergesehenen Bewegung des sonst so sicheren Thieres beantwortete sie mit erzwungenem Lächeln.

„Nicht des Pferdes Schuld war es, sondern meine eigene,“ sagte sie sichtbar erregt, „des Fremden zudringlicher Blick —“

„Auf eine Minute,“ fiel Cajetano ein. Der Hengst flog herum, und gleich darauf gelangte er in einer kurzen Volte vor den Fremden, ihm dadurch den Weg verlegend.

„Ich komme, um Sie zu belehren,“ hob er leidenschaftlich an, „daß es in diesem Theil des Landes nicht Sitte, eine unbekannte Dame durch unverschämtes Anstarren zu belästigen.“

„Und ich spreche Ihnen das Recht ab, unangefordert mir Lehren zu erteilen,“ antwortete der Fremde trozig.

„So würde mir nichts Anderes übrig bleiben, als bei der nächsten Begegnung Sie über den Haufen zu reiten.“

„Um mit einer Pistolenkugel bezahlt zu werden.“

„Wozu es auch jetzt noch nicht zu spät ist, wenn Sie der Mann dazu sind,“ versetzte Cajetano. Zugleich richtete er sich in den Steigbügel auf, und den von ihm unzertrennlichen Lasso vom Sattelnopf lösend, nahm er eine so drohende Haltung an, daß der Fremde augenscheinlich die Lust verlor, den Streit bis auf's Aeußerste zu treiben. Er antwortete wenigstens mit geringschätzigem Achselzucken spöttisch:

„Ich berücksichtige die Anwesenheit einer Dame, hoffe aber zuversichtlich auf eine abermalige Begegnung, bei der wir keinem Zwange unterworfen sind.“

„Die kann heute noch stattfinden,“ erwiederte Cajetano hochmüthig; „um zu zeigen, wer mehr werth ist, Sie mit der Pistole oder ich mit dem Lasso, bedürfen wir keiner großen Vorbereitungen.“

„Ich weiß Sie zu finden, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch zu einer anderen Zeit.“

Cajetano lächelte bezeichnend, verneigte sich aber mit vollendetem Anstande, indem er bemerkte: „Ich bedauere,

bis dahin mein ungünstiges Urtheil über Sie aufrecht erhalten zu müssen," und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er neben Harriet hin.

"Eine entsprechende Erklärung von ihm zu fordern, war ich Ihnen schuldig, aber auch mir selber," erklärte er sorglos, indem sie weiter ritten.

"Für mich hatte der Wortwechsel etwas Beängstigendes," bemerkte Harriet schüchtern, "vielleicht wäre es rathsamer gewesen, den Fremden nicht weiter zu beachten."

"Ich pflichte Ihnen bei. Andererseits erhielt ich strenge Weisung, Sie gegen derartige Unbilden zu schützen. Ich durfte die Frechheit des Burschen nicht ungeahndet lassen."

"Hoffentlich sehen wir ihn nicht zum zweiten Mal."

"Er wird uns aus dem Wege gehen oder sonst dazu gezwungen werden," versetzte Cajetano, nicht blind für die Besorgnisse, die sich in Harriet's Zügen spiegelten.

Harriet versank in Nachdenken. In ihrer Erinnerung tauchte jener Nachmittag auf, an welchem die beiden Rebellenoffiziere vor dem elterlichen Gehöft anhielten und ihr eine Aufmerksamkeit zuwendeten, die sie mit heimlichem Grauen erfüllte und sie beleidigte. Dann folgte die ihr übereilt erscheinende Flucht und endlich das Zusammentreffen mit dem jüngeren der beiden Offiziere unten am Red River. Wie ein Verhängniß erschien ihr, daß sie sogar in Kalifornien keine Ruhe vor ihm finden sollte. Vergeblich suchte sie eine Ursache dafür, daß er sich seitdem ihrem Vater gewissermaßen an die Fersen heftete.

Die Sonne war inzwischen hinter den Küstenhöhen verschwunden. Eine sanfte Brise wehte vom Ocean herein. Feucht schimmerte das Gras unter dem sich senkenden Thau; er belebte den Duft von Kräutern und Wiesenblumen. Wie greisenhafte müde Riesen stierten die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada herüber. Wie die Menschen, athmeten auch die Thiere unter dem Einfluß

der abendlichen Kühle erleichtert auf. Die Pferde schnaubten. Sie befanden sich auf dem ihnen vertrauten Wege nach der heimatlichen Hacienda.

Eine Weile beobachtete Cajetano seine holde Schülerin mit unverhohlener warmer Theilnahme. Sie in ihrem Gedankengange zu stören, wagte er nicht; hatte aber den Eindruck gewonnen, daß der geheimnißvolle Reiter, der sie mit seinen Blicken erschreckte, nicht zum ersten Mal ihren Weg kreuzte. Plötzlich richtete sie sich auf. Die Hacienda lag in geringer Entfernung vor ihr. Deutlich unterschied sie Carlota und ihre Mutter, die noch immer unter den dicht verzweigten Bäumen weilten. Sie kehrte sich Cajetano zu. Einige Sekunden schwankte sie noch, wie von Zweifeln befangen, bevor sie anhub:

„Ich ahne nicht, wie weit Sie mit unserer Geschichte vertraut sind. Würden Sie aber zu meinem Beschützer erkoren, so muß ich voraussetzen, daß Ihnen die Furcht meines Vaters vor heimlichen Feinden nicht entgangen ist.“

Cajetano verneigte sich bestätigend, und Harriet fuhr fort:

„Er mag zu weit darin gehen, in seiner nimmer rastenden Sorge um mich Gefahren argwöhnen, wo überhaupt keine vorhanden sind. Dringend bitte ich Sie daher, ihn nicht über unser Zusammentreffen mit dem sich so auffallend geberdenden Fremden zu unterrichten. Es würde ihn noch mehr beunruhigen.“

„Es hieße, dem frechen Burschen zu viel Ehre erweisen, wollten wir seiner noch gedenken,“ versetzte Cajetano, Harriet's Wunsch aus vollem Herzen entgegenkommend, „ich hatte ihn in der That schon vergessen. — Wie die Pferde lebhafter ausschreiten; sie sehnen sich nach dem Stall! Findet es Ihren Beifall, so lockern wir die Zügel,“ und in gestrecktem Galop erreichten sie den Vorplatz der Hacienda, wo Harriet wie ein bevorzugtes Familienmitglied

begrüßt und zu der unverkennbar zunehmenden Sicherheit im Sattel beglückwünscht wurde.

Der Abend war hereingebrochen, als Tenbroek und Edward zwei von Fröhlich's Pferden bestiegen und sich auf den Weg nach der Hacienda begaben. Gern hätte Edward das Wiedersehen mit Harriet schon am Vormittage bewirkt, allein der Doktor, in seiner unablässigen ängstlichen Erregung überall Verrath witternd, entschied sich dafür, ihn erst nach Einbruch der Dunkelheit zu begleiten.

Eine mäßige Strecke waren sie geritten, als derselbe Reiter, der vor einer Stunde von Cajetano zur Rede gestellt worden war, ihnen begegnete. Ohne Gruß bewegte man sich an einander vorbei. Die Entfernung zwischen ihnen war indessen kaum bis auf zweihundert Ellen angewachsen, als der Fremde umkehrte und den beiden Gefährten in einem bestimmten Abstand folgte. Als sie nach dem Vorplatz der Hacienda hinaufritten, hielt er an. Argwöhnisch überwachte er die erhellte Hofeinfahrt.

Er überzeugte sich, daß Edward und der Doktor abstiegen und die herbeieilenden Bewohner sie mit allen äußeren Merkmalen herzlicher Freude empfingen. Er unterschied Harriet im sichtlich vertraulichen Verkehr mit Kapitän Evandale, und eine wilde Verwünschung zwischen den auf einander knirschenden Zähnen hindurchpressend, entfernte er sich langsam in der Richtung nach den San Bernardinobergen hinüber. Erst nach Ablauf einer Viertelstunde trieb er sein Pferd schärfer an. Abwechselnd im Trabe und gestrecktem Galop strich er, das Bild eines Unheil brütenden bösen Geistes, über die Ebene. Sein Ziel war ein funkenähnliches Licht zwischen den Bergabhängen, zu welchem, durch die Entfernung bedingt, ein als Wegweiser dienendes hoch lodernendes Feuer zusammenschrumpfte.

Zu derselben Zeit saßen Doktor Tenbroeck und Edward auf der breiten Hofveranda im Kreise der Familie Cobranza an der noch mit Speisen und Getränken besetzten Tafel. Das eigentliche Mahl war beendigt, dagegen hielt der Wein die Gesellschaft noch beisammen. Die auf dem Tisch stehenden und an den Pfeilern hängenden Lampen beleuchteten lauter heitere Menschen, die gruppenweise lebhaft miteinander verkehrten.

Den Vorsitz führte die Dame des Hauses. Zu beiden Seiten von ihr saßen Tenbroeck und Edward. An diese reihten Harriet, Cajetano und Carlota sich an. Theilnahmvoll überwachte die Señora Alle; für Jeden hatte sie freundliche Blicke und herzliche Worte. Sie war Zeugin gewesen, als Harriet, die Stimme des Vaters erkennend, zur Begrüßung hinauseilte und statt seiner plötzlich Kapitän Evandale vor sich stehen sah. Sie war Zeugin gewesen, daß freudige Bestürzung ihr liebes Antlitz mit flammender Gluth überzog, dann aber ihre Selbstbeherrschung zurückkehrte und sie Edward zutraulich beide Hände reichte.

„Ich ahnte, daß Sie uns folgen würden,“ sprach sie eigenthümlich innig gedämpft, während sie, glückstrahlend, frei in die sie gleichsam umfangenden entzückten Augen sah, „ja, ich ahnte es, wußte aber auch, daß Sie eine Deutung meiner räthselhaften Zeichen finden würden.“

Sie wurde inne, daß sie allein sprach, während die Blicke von Hausgenossen und Freunden an ihren Lippen hingen, und verstummte. Verwirrung prägte sich in ihren Zügen aus; doch ebenso schnell halfen alle Anwesenden ihr darüber hinweg, indem sie dem neuen Gast näher traten und sich alsbald mit ihm befreundeten.

Während an der Tafel im fröhlichen Gedankenaustausch die Gemüther sich erwärmten, wandelten Don Cristobal und der Doktor auf der gegenüberliegenden Veranda in ein ernstes Gespräch vertieft auf und ab. Nur selten er-

hoben sie im Eifer die vorsichtig gedämpften Stimmen ein wenig. Dann hieß es wohl:

„Ich fürchte dennoch, meinen Aufenthalt nicht so lange ausdehnen zu dürfen, wie ich ursprünglich beabsichtigte. Es mehren sich die Anzeichen, daß ich von Verräthern überwacht werde, daß die meinen und Harriet's Frieden untergrabenden Nachstellungen auch hier ihr Ende nicht erreichten.“

„Vor der Grenze meines Besitzthums müssen sie aufhören,“ erklärte Cobranza mit stolzer Zuversicht, „wer mit mir unter meinem Dach Salz und Brod aß, in der Behandlung und Pflege meines Kindes zum Wohlthäter meiner ganzen Familie wurde, für dessen Sicherheit bürgte ich mit Gut und Blut. Doch jetzt zu den Unserigen, die uns vielleicht schon schmerzlich vermiffen.“

Gleich darauf erklangen die Gläser in Begleitung wohlgemeinter heiterer Trinksprüche. Es lachten die Lippen, es lachten die Augen. Die Hoffnungen aber, welche die Herzen bewegten, die stiegen ungesehen, unausgesprochen empor, um sich mit der lauen Atmosphäre zu einen und die gastliche Hacienda als Glück und Frieden verheißender Segen zu umlagern.

(Fortsetzung folgt.)





Wir haben verloren!

Historische Erzählung von Fr. Hülzer.

Mit Illustrationen von G. A. Eloff.

(Nachdruck verboten.)

1.

In Jahre 1598 spielte auf dem Londoner Globetheater die Gesellschaft William Shakespeare's. Die Theaterbesucher gehörten den verschiedensten Gesellschaftsklassen an. In erster Reihe glänzte der Adel, und für diesen waren auch die ersten und besten Plätze reservirt. Theils war es so Mode, welcher man entsprechen mußte, theils aber auch wirkliche Vorliebe für die dramatische Kunst, welche den Adel in die Räume dieses Theaters führte. Hier saß der Graf v. Essex, der bevorzugte Liebling der Königin Elisabeth; der Graf v. Southampton, Sir Walter Raleigh, Lord Pembroke und dessen Bruder William, und noch viele andere hohe Würdenträger des Reiches. In Parterre pflegte man die Schriftsteller zu sehen, so die Dramatiker Christoph Marlowe, Ben Johnson, Beaumont, den damaligen Kritiker Thomas Nasch und Andere. Aus diesen beiden Gruppen bildete sich bald ein Verein unter dem Namen „Klub der Geistreichen“, welcher seine Zusammenkünfte in dem Gasthause „Zur Meerjungfrau“ abzuhalten pflegte. Der übrige Parterreräum und die Gallerie enthielt Stehplätze für das allgemeine Publikum.

Zu den fleißigsten Besuchern des Globetheaters zählten ganz besonders zwei Damen, deren Plätze sich auf der ersten Gallerie befanden. Man konnte sie regelmäßig bei jeder Vorstellung treffen. Doch stets waren die Beiden maskirt, die Sitte der damaligen Zeit verlangte es eben so. In einfacher Kleidung kamen sie in geschlossenem Wagen zu dem Theater gefahren, und in demselben Wagen kehrten sie nach der Vorstellung in die Stadt zurück. Beide waren noch jung, aber Niemand wußte, wer sie eigentlich waren, und so kümmerte man sich nicht weiter um sie. Ungestört folgten sie dem Spiele der einzelnen Schauspieler, welches in den ausgezeichneten Leistungen des Tragöden Richard Burbage, des Komikers William Kenpe, und den Darstellern der Frauenrollen: des jugendlichen Nathanael Field und John Underwood seinen Gipfelpunkt erreichte. Bekanntlich existirte damals in England ein Gesetz, welches den Frauen das Auftreten auf der Bühne auf das Strengste verbot. . . .

Es war um die Mitte des August. In einem alterthümlichen Hause der Londoner City, in einem mit allem Komfort ausgestatteten Zimmer, dessen vornehmste Zierde ein ungeordneter Bücherhaufen ausmachte, saß ein etwa dreißigjähriger Mann an einem großen Tische und schrieb. Ab und zu legte er die Feder aus der Hand, starrte nach einem Punkte des Zimmers hin und schien nachzudenken. Dieser Zustand währte nur einige Minuten, dann leuchtete plötzlich sein Auge auf, ein zufriedenes Lächeln übersflog sein Gesicht, seine Hand griff eiligst nach der Feder und bewegte sich abermals hastig auf dem Papier.

Der Mann, welchen wir da so bei der Arbeit antreffen, ist Sir William Shakespeare, Schauspieler und Direktor des Globetheaters und dramatischer Dichter zugleich.

In seiner Arbeit wurde er durch das Erscheinen eines Dieners unterbrochen, welcher ihm die Ankunft einer

Dame meldete, die den Dichter Shakespeare zu sprechen wünsche.

Shakespeare erhob sich vom Stuhle und fragte: „Und der Name dieser Dame?“

„Den wollte sie nicht nennen; doch scheint sie mir nicht aus gewöhnlichem Stande zu sein, denn ihr Benehmen ist fein, ihr Gesicht aber habe ich nicht gesehen, weil sie eine Maske trägt.“

Dieser Umstand hatte gar nichts Auffallendes; die adeligen Damen jener Zeit pflegten ihr Gesicht jedesmal zu verhüllen, wenn sie auf die Promenade gingen.

Nach kurzem Besinnen sagte Shakespeare: „Sage ihr, daß ich sie bitte, einzutreten.“

Der Diener entfernte sich, und nach wenigen Augenblicken trat eine Dame bei dem Dichter ein, von hohem außergewöhnlich schönem Wuchse, und verneigte sich vor ihm.

Gleich beim ersten Anblick hatte der Dichter in ihr eine von jenen zwei Damen erkannt, welche das Globe-theater so fleißig besuchten. Er hieß sie auf das Freundlichste willkommen.

„Sir,“ begann nun die Dame mit zarter Stimme, „verzeihen Sie die Kühnheit einer Unbekannten. Doch will ich nicht länger eine Unbekannte bleiben. Ich bin Lady Marie Grafton.“

Damit zog sie die Larve von ihrem Gesicht herab.

William Shakespeare erstaunte. Vor ihm stand ein Mädchen von ungewöhnlicher, ja hinreißender Schönheit und Anmuth. Erst nach einigen Augenblicken schweigamer Bewunderung reichte er ihr einen Stuhl und verneigte sich mit den Worten: „Ich bitte, Mylady, Platz zu nehmen.“

Die Dame setzte sich, Shakespeare aber blieb stehen. Und auf's Neue vertiefte sich seine Seele in die ungewöhnlichen Reize dieser Schönheit.

„Ich harre Ihrer Befehle, Mylady,“ sagte er nach einer Pause.

„Glauben Sie ja nicht, Sir, daß ich gekommen bin, um Ihnen Befehle zu ertheilen; nein, Sir, Sie sehen eine Bittende vor sich,“ entgegnete die Dame.

„Eine Bittende? Mylady, zu einem Manne wie ich, einem Manne, dessen Aufgabe es ist, das Publikum zu unterhalten, darf eine so vornehme Dame nicht anders als mit Befehlen kommen.“

„Ich kenne den Grund dieses bitteren Ausspruches, Sir,“ versetzte Lady Grafton, „und Sie haben Recht mit Ihrer Bitterkeit. Unsere Gesellschaft verlangt, daß der dramatische Dichter und Schauspieler sie unterhalten soll, hält sich aber dafür berechtigt, den Dichter gering zu schätzen und den Schauspieler geradezu zu verachten. Mein Urtheil aber ist ein ganz anderes. Ein Dichter Ihrer Art dünkt mir ein Apostel zu sein, zu dem Zwecke unter die Menschen gesetzt, damit er durch seinen Geist auf die Veredelung der Menschheit einwirke, die Gegensätze menschlicher Gesinnungen ausgleiche, die harten Herzen erweiche, die Schwachen zur Tapferkeit aufmuntere, Liebe und Mitleid für die Unglücklichen in die Brust der Reichen senke. So, Sir, urtheile ich über Ihre Kunst!“

„Mylady, Ihre Worte sind der Ausdruck einer erhabenen Seele; ich danke Ihnen dafür auch im Namen meiner übrigen Genossen.“

„Gerechtigkeit, Sir, bedarf keines Dankes! Doch jetzt mögen Sie mir gestatten, meine Bitte vorzubringen.“

„Ich stehe zu Diensten, Mylady.“

Shakespeare setzte sich auf einen Stuhl.

„Zu meiner Bitte, Sir,“ begann die Dame, „bedarf es vorerst noch einer längeren Einleitung.“

„Mylady soll einen dankbaren Zuhörer an mir finden.“

„Ich bin die einzige Tochter des Lord Richard Arthur

Grafton, eine Waife und die Letzte unseres Geschlechtes. Meine Geburt hat meine Mutter mit ihrem Leben bezahlt, und mein Vater starb, als ich kaum noch acht Jahre zählte. Vor seinem Tode noch hatte er mir Roger Asham zum Lehrer und Erzieher bestimmt."

"Das war ein sehr gelehrter Mann," bemerkte Shakespeare.

"Ein Mann, welcher zuvor der Erzieher Elisabeth's, der nunmehrigen Königin von England, war. Bis zu meinem achtzehnten Jahre hat dieser seltsame Mann meinen Geist gepflegt und geleitet — bis zu seinem Tode. Das Urtheil, welches ich mir zuvor über Sie zu fällen erlaubte, ist die Frucht aus dem Samen, den er in mein Herz niedergelegt hat.

Roger Asham hat mir seine sämtlichen Bücher vermacht. Zwei Jahre sind bereits seit seinem Tode vergangen, und während dieser ganzen Zeit habe ich nur diesen Büchern gelebt, in welche der menschliche Geist gleich der emsigen Biene die Früchte seiner tausendjährigen Forschungen niedergelegt hat. Das Resultat jener Studien war der Gedanke, daß auch ich jetzt die Feder ergreifen und meine und die Gefühle meiner Umgebung beschreiben müsse. Doch nur zu bald überzeugte ich mich, daß ich unmöglich im Stande sei, meine Gefühle in die passenden Worte zu kleiden, und ich legte darum die Feder wieder aus der Hand und kehrte zu meinen Büchern zurück. Da schickte mir meine Anverwandte, Luise de Grandevill aus London, Ihre Dichtungen: 'Romeo und Julia', 'Verlorne Liebesmüh', der 'Widerspänstigen Zähmung' und 'Richard III.' — Ich las sie, vertiefte mich in ihren Inhalt, fühlte mich gehoben, und vor meinen Geist trat ein Ausspruch Roger Asham's: 'Jede große Nation wird ihren Sophokles und Aristophanes haben!' — Ich aber rief aus: 'Meine Nation hat ihren Sophokles und Aristophanes in einer Person gefunden!'

Die Begeisterung, mit welcher Lady Grafton diese Worte gesprochen, setzte Shakespeare in Verlegenheit.

„Mylady,“ wendete er ein, „Sie überschätzen meine Leistungen.“

„Nun, dann sprechen wir nicht weiter davon,“ entgegnete die Dame und fuhr fort: „Beim Lesen Ihrer Dichtungen lebte ich mit Ihren Heldinnen mit: mit Julia fühlte ich die glühende Leidenschaft der Liebe; — den heiteren Sinn und die frohe Laune mit Portia. Und wieder schien es mir, als ob heftiger Eigensinn sich in meinem Inneren regte, als ich mich in die Lage des Rätthchens versetzte. Nach und nach wurde die Sehnsucht in mir wach; ich wollte mit eigenen Augen sehen, wie die Schauspieler auf unserem Theater die Gebilde Ihres Geistes zur Darstellung bringen, und machte mich nach London auf. Ich besuche bereits den ganzen Sommer hindurch Ihr Theater.“

„Und das Resultat Ihrer Beobachtungen, Mylady?“ fragte Shakespeare.

„Die Darstellung der männlichen Gestalten entspricht vollkommen den Bildern, wie ich mir sie beim Lesen in meinen Gedanken entworfen habe. Die der Frauengestalten dagegen ist sehr mangelhaft, oft nur eine Karikatur der Weiblichkeit.“

„Sie haben da, Mylady, abermals eine große Wahrheit ausgesprochen, doch liegt die Schuld keineswegs an mir. Das Vorurtheil gegen das Schauspielersleben verbietet den Frauen, auf dem Theater zu spielen. Dieses Vorurtheil ist durch die früheren Gesetzgebungen sanktionirt und durch das Verbot der jetzigen Königin neuerdings verschärft. So bleibt mir nichts übrig, als die Frauenrollen an Jünglinge zu vertheilen, welche gezwungen sind, gegen ihre Natur Gefühle hervorzuheucheln, die sie selbst niemals empfunden und kennen gelernt haben.“

„Über die Franzosen, unsere Nachbarn, kennen eine derartige Beschränkung nicht; warum sollte gerade ein Fortschritt bei uns nicht möglich sein?“

„Mylady, uns Schauspielern, die der Städter verachtet und der Adel nur der Mode zu Liebe duldet, ist es unmöglich, gegen dieses Vorurtheil anzukämpfen; ein derartiger Versuch könnte sehr leicht das Grab für unsere Kunst werden. Diesen Kampf wird erst die Zukunft siegreich bestehen.“

Lady Marie Grafton senkte traurig das Haupt. Nach längerer Pause begann sie abermals:

„Sir, ich bin in der Absicht zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mich in Ihren bedeutendsten Frauenrollen auf dem Theater auftreten zu lassen. In meinem Innern fühle ich hinlänglich Kraft dazu und getraue mir, Ihren Worten auch den richtigen Ausdruck der Wahrheit zu verleihen. Erlauben Sie mir, auf Ihrer Bühne zu spielen!“

„Aus Ihrer Einleitung, Mylady, habe ich das Ziel derselben sofort erkannt,“ entgegnete Shakespeare gelassen. „Und wiewohl ich Ihre Absicht vollkommen zu würdigen verstehe und diese auch meiner innersten Ueberzeugung entspricht, muß ich Ihnen leider sagen, daß dieselbe unmöglich zur That werden kann.“

„Vielleicht kommen Ihnen die Hindernisse weit schwieriger vor, als sie in der That sind, vielleicht ist das veraltete Vorurtheil nur deshalb nicht behoben, weil bisher noch Niemand gewagt hat, gegen dasselbe anzukämpfen!“

Shakespeare schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Mylady, dem Willen der Königin Elisabeth und dem Vorurtheil des Publikums gegenüber sind wir völlig machtlos.“

„Wohlan denn, Sir, so mögen Sie wenigstens meine letzte Bitte erhören. Ich möchte gerne aus Ihrem Munde

hören, ob ich im Staube bin, mit meinem Spiele jenen Gestalten nahe zu kommen, wie sie Ihrem Geiste vor-schwebten, als Sie die Charaktere Ihrer vornehmsten Heldinnen zeichneten. Darum mögen Sie mir erlauben, Ihnen einige Scenen vortragen zu dürfen; die sämmtlichen Rollen Ihrer hervorragenden Frauen kenne ich auswendig."

"Ich bin bereit, Sie anzuhören, Mylady," entgegnete Shakespeare.

Jetzt begann Lady Grafton eine Stelle aus dem zweiten Akte von „Romeo und Julia“ vorzutragen, jene Scene, in welcher Romeo in dem Garten auftritt, und Julia vom Balkon herabspricht.

Lady Grafton sprach die Rolle der Julia, Shakespeare antwortete ihr dabei als Romeo. Zusehends stieg seine Bewunderung über die dramatische Begabung und Leidenschaft der schönen jungen Dame. Ihre Stimme glich bald der einer Flehenden, ihre Züge die einer verklärten Heiligen, welche die ewige Seligkeit mit heißem Gebete zu ersehen sucht, — und jetzt erhebt diese Gestalt, die Angst um den Geliebten prägt sich in ihrem Gesichte aus . . . doch läßt seine Gegenwart bald alle Erinnerungen an die Gefahr vergessen, und die Stimme der Liebe klingt wiederum weiter fort.

Als Lady Grafton geendet, trat Shakespeare näher zu ihr und sagte mit erregter Stimme: „Ausgezeichnet, Mylady, vortrefflich! So spricht die Liebe — so spiegelt sich die Gluth im Gesichte ab, welche im Innern als Flamme lodert. Mylady, Sie haben ein großes Talent, Sie haben vortrefflich gespielt!"

"Dank, Sir, Dank für das günstige Urtheil," entgegnete diese, durch das Lob des Dichters auf das Höchste erfreut.

Und jetzt trug Lady Grafton noch einige Scenen aus „Richard III.“ und auch einige aus dem „Sommernachts-traum“ vor.



Als sie damit zu Ende war, nahm Shale-
 speare abermals das Wort.
 „Mylady,“ sagte er, „Sie
 sind eine von jenen seltenen
 Erscheinungen, mit denen die
 Natur die Menschheit zuweilen zu überraschen pflegt. Sie
 selbst war Ihre Lehrmeisterin, indem sie die seltene Gabe

in Ihre Brust niederlegte, alle Gefühle zu empfinden, deren das menschliche Herz nur fähig ist. Im Ganzen war Ihr Spiel ein Spiegel der Natur, doch ein solcher, welcher Alles in einem idealisirten Lichte erscheinen läßt."

"Ihre Anerkennung verleiht mir den Muth, meine frühere Bitte nochmals zu wiederholen. Die Ursache dazu ist weder Ehrgeiz noch die Sucht, mich auf der Bühne etwa bewundert zu sehen; nein, die Liebe zur Kunst ist es allein, in welcher ich als schwaches Weib eine Reform einzuführen wünschte, welche meinem Vaterlande zur Ehre gereichen soll."

"Ich erkenne vollkommen Ihre Absicht an," pflichtete Shakespeare bei, "doch ist hier jede Hoffnung umsonst. Die Königin ist eine starre Anhängerin alter Gewohnheiten und Sitten. Mylady, Revolutionen, geistige Umwälzungen kommen immer nur von unten, und die gekrönten Häupter geben dazu ihre Zustimmung erst dann, wenn dabei ihre Kronen Gefahr laufen. Eine solche Gefahr ist aber hier nicht vorhanden"

"Ich bin also gerichtet!" versetzte Lady Grafton traurig.

"Wer würde es mehr wünschen, als ich, wenn es anders wäre, Mylady!" bedauerte Shakespeare.

Die Unterredung wurde durch das Erscheinen des Dieners unterbrochen, welcher dem Dichter ein Schreiben überreichte, das ein Beamter des Grafen v. Essex, des Günstlings der Königin, überbracht hatte.

"Sie erlauben, Mylady," entschuldigte sich Shakespeare, öffnete das Schreiben und las seinen Inhalt.

Inzwischen hatte Lady Grafton ihren Mantel um die Schultern geworfen.

Nach Ueberlesung des Schreibens erklärte ihr Shakespeare: „Graf Essex theilt mir da mit, daß die Königin für übermorgen Abends in dem Palaste zu St. James meine Tragödie ‚Romeo und Julia‘ von meiner Gesellschaft aufgeführt zu sehen wünsche.“

„Eine große Ehre für Sie, Sir, dem Wunsche Ihrer Majestät nachkommen zu können,“ bemerkte Lady Grafton, und schickte sich zum Fortgehen an. „Verzeihen Sie, daß meine Gegenwart Sie um einige Stunden Ihrer kostbaren Zeit gebracht hat.“

„Mylady, noch nie habe ich meine Zeit besser verwerthet, als gerade in Ihrer Gesellschaft.“

„Nun denn, leben Sie wohl; wir treffen uns wohl nie wieder!“ verabschiedete sich Lady Grafton. „Ich werde meine Angelegenheiten ordnen, London verlassen und mich in die Einsamkeit auf mein Schloß Grafton zurückziehen. Leben Sie wohl, Sir!“

„Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, Mylady.“

Und Lady Grafton entfernte sich. Shakespeare aber warf sich in den Lehnstuhl und versank in Gedanken über die ungewöhnliche Erscheinung. Und sein großer Geist trauerte darüber, daß die dramatische Kunst in den Fesseln des Vorurtheiles lag.

2.

Lady Grafton hatte ihren Wagen, welcher sie auf der Gasse erwartete, bestiegen und dem Kutscher befohlen, sie nach ihrer Wohnung zu fahren. Als der Wagen in eine enge Gasse hineinlenkte, begegnete er einem Haufen betrunkenen Matrosen, Arbeiter und anderer Leute, deren Neuferes gerade nicht zu den einnehmendsten Erscheinungen gehörte.

Einer aus diesem Haufen, ein Arbeiter von den königlichen Schiffswerften, kam bis an den Wagen der Lady heran, warf einen Blick in denselben und rief: „Goddam! In diesem Wagen sitzt eine von jenen geheimnißvollen Schönheiten, die immer eine Maske tragen!“

„Bei St. Patrick!“ rief ein Zweiter, „heute muß sie uns ihre Schönheit zeigen.“

Und schon hatten sie den Wagen zum Stehen gebracht.

„Zur Hölle!“ johlte ein Dritter, „warum sollen immer nur die feinen Herrn etwas davon haben!“

Und auch die Uebrigen hatten jetzt den Wagen umzingelt, so daß an ein Weiterfahren nicht mehr zu denken war.

„Die Larve herunter!“ schrie der Haufe.

Lady Grafton ließ das Geschrei der Menge unbeachtet.

„Nur herunter mit der Larve im Guten, sonst werden wir es mit Gewalt versuchen!“ schrie eine Stimme aus dem Haufen heraus. Und dann lärmte es durcheinander im Chor: „Herunter mit der Maske!“

Lady Grafton, welche ihre Ruhe und Fassung keinen Augenblick verlor, war schon im Begriffe, die Larve vom Gesicht zu nehmen und die wilden Gäste dadurch zu beschwichtigen, als sich plötzlich eine Männerstimme hören ließ, welche den ganzen Haufen überschrie. Diese Stimme rief: „Tausend Donner! Aus dem Wege, Gefindel, oder es geht euch schlecht! Gentlemen, zu mir her, es gilt die Beschützung einer wehrlosen Dame!“

Dieser Ausruf stammte von einem Offizier her, einer wahren Riesengestalt, welche den ganzen Haufen um eine gute Kopfeslänge überragte. Und ohne sich lange zu besinnen, zog er vom Leder und hieb mit flacher Klinge unbarmherzig auf die wilde Menge los.

Zu seiner Unterstützung hatten sich gleichzeitig mehrere Edelleute und andere junge Männer hinzugesellt. Alle zogen ihre Klingen und stürmten gegen den Böbelhaufen an, welcher nur kurzen Widerstand leistete. Bald stob die Menge auseinander und verlor sich nach allen Seiten. Aber auch auf Seiten der Vertheidiger der Lady war eine Verwundung vorgekommen. Der Verwundete war ein Jüngling von fast weiblicher Erscheinung und zarten Körperformen. Er blutete aus einer Stichwunde an der rechten Seite, die zum Glück jedoch nicht gefährlich war.

Der Offizier trat jetzt an den Wagen heran und sagte: „Mylady, Ihr Wagen hat freie Bahn!“

„Meinen innigsten Dank, Sir, für Ihre Hilfe,“ dankte Lady Grafton. „Doch bitte ich Sie, mir Ihren Namen zu nennen, damit ich doch weiß, wem meine Dankbarkeit zu gelten hat.“

„Mein Name ist hier Nebensache, Mylady,“ entgegnete der Offizier, „wenn Sie aber schon durchaus dankbar sein wollen, dann ist Einer da, welcher darauf einen größeren Anspruch hat als ich. Es ist ein junger Mensch, welcher von einer dieser Wasserratten verwundet wurde. Nehmen Sie ihn, Mylady, in Ihren Wagen und führen Sie ihn nach seiner Wohnung. Er verdient es, denn er hat tapfer für Sie gefochten.“

„Es soll geschehen nach Ihrem Wunsche, Sir,“ versetzte Lady Grafton und schickte sich an, aus dem Wagen zu steigen, wobei der Offizier ihr behilflich war.

„Bei Gott, Mylady,“ meinte der Riese, „Sie sind leichter als mein Schwert! Doch hier ist unser Verwundeter.“

Lady Grafton sah sich um und erkannte in dem verwundeten Jüngling den Schauspieler Nathaniel Field, ein Mitglied der Shakespear'schen Truppe; es war der Darsteller, welcher übermorgen vor der Königin als „Julia“ auftreten sollte.

Sofort richtete sie die Frage an ihn: „Wie geht es Ihnen, Sir?“

„Meine Wunde ist nicht tief, Mylady, doch blutet sie ziemlich stark.“

„Leichte Hilfe!“ mischte sich der Offizier in das Gespräch. „Mylady, wollen Sie ihm nur Ihr Sacktuch leihen!“

Die Dame reichte ihm ihr kostbares Taschentuch hin. Der Offizier nahm es in die Hand und sagte zu Field: „Da, Freundchen, drücken Sie dieses Spinngewebe nur recht fest an die Wunde, und jetzt schnell in den Wagen hinein!“

Lady Grafton setzte sich an die Seite des Verwundeten und sagte abermals zu dem Offizier: „Ich bitte nochmals um Ihren Namen, Sir.“

„Nun, da Sie einmal so neugierig sind,“ versetzte dieser mit gutherzigem Lächeln, „mein Name ist Fairfax, und ich bin, wie Sie sehen, Offizier in der Armee Ihrer Majestät der Königin Elisabeth!“

„Erweisen Sie mir die Ehre, Mr. Fairfax, und nehmen Sie zum Beweise meiner Dankbarkeit hier diesen Diamant-ring von mir an.“

Damit zog Lady Grafton ein kostbares Ringlein von ihrem Finger und reichte es dem Offizier.

Dieser nahm das Geschenk entgegen und lachte herzlich bei dessen Besichtigung.

„Mylady, dieser Reifen geht nicht einmal über meinen Fingernagel, geschweige denn auf den Finger selbst.“

„Dann bitte ich Sie, diesen Ring Ihrer Herzensdame zu widmen.“

„Ein köstlicher Einfall, Mylady! Nun denn, meinen herzlichsten Dank dafür.“

Er steckte den Ring in die Tasche seines Mantels und sagte zu Field: „Freundchen, sagen Sie mir, wo Sie wohnen; ich will unseren Feldscheer zu Ihnen schicken. Glauben Sie mir, kein zweiter Mensch auf der Welt versteht es so gut wie er, die angetrennte Haut zu flicken.“

Field säumte nicht mit der Angabe seiner Wohnung. Der Offizier machte eine Verneigung und entfernte sich raschen Schrittes.

Der Wagen Lady Grafton's fuhr jetzt nach der Wohnung Field's. Hier angelangt, wurde der Verwundete von einigen Hauseinwohnern in seine Wohnung gebracht. Er erbat sich noch den Namen der Lady, um zu wissen, in wessen Diensten er seine Klinge gezogen hatte. Lady Marie willfahrte seiner Bitte und dankte zu wiederholtenmalen



für den ihr erwiesenen Dienst. Dann hieß sie den Rutscher umkehren und fuhr abermals nach der Wohnung Shakespeare's zurück. Dieser war nicht wenig überrascht, als er vernahm, daß Lady Grafton abermals ihn zu sprechen begehre. Er ging ihr entgegen und führte sie in sein Arbeitszimmer.

„Sie stannen gewiß über mein so unverhofftes Wiedererscheinen,“ begann Lady Grafton. „Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß es Ihnen unmöglich sein wird, dem Wunsche Ihrer Majestät nachzukommen und die Tragödie ‚Romeo und Julia‘ übermorgen im St. Jamespalaste aufzuführen.“

Von dieser Eröffnung war der Dichter noch mehr überrascht als von der Ankunft der Lady selbst.

„Ich begreife nicht, Mylady —“

„Sie sollen nicht lange im Unklaren darüber sein.“ Und jetzt theilte sie ihm das vorgefallene Abenteuer und die Verwundung Nathaniel Field's mit.

Shakespeare war durch diese Mittheilung auf das Peinlichste betroffen.

„Das ist ein großes Unglück für mich,“ sagte er. „Die Königin ist launisch und leicht gereizt. Sie wird es mich entgelten lassen, wenn ich die Vorstellung absagen muß.“

„Nun, eine Absage dürfte vielleicht gar nicht nothwendig sein,“ bemerkte Lady Grafton und richtete ihre ausdrucksvollen Augen auf den Dichter, dessen scharfer Geist sofort ihre Gedanken errieth.

„Mylady,“ rief er, „ich verstehe Sie, Sie wollen Field ersetzen und die Rolle der Julia übernehmen!“

„Getroffen, Sir; Field wurde in einem Augenblicke verwundet, als er für meine Sicherheit einstand. Abgesehen von meiner Liebe zur Kunst gebietet mir die Dankbarkeit, ihn in einer Sache zu vertreten, welche durchzuführen er jetzt nicht im Stande ist.“

„Aber das Verbot, das Verbot, Mylady!“

„Ei, wenn ich also als Mädchen auf dem englischen Theater nicht auftreten darf — werden Sie mir wohl dann zu spielen erlauben, wenn ich mich Ihnen und Ihrer Gesellschaft als Mann vorstelle?“

Der Dichter lächelte. Die Hoffnung, seine Julia in

der Person der Lady so meisterhaft aufgeführt zu sehen, heiterte sein Antlitz auf. Aber trotzdem hatte er eine Einwendung:

„Ich glaube, Mylady, daß man wohl ein Publikum zu täuschen vermag, doch Schauspielern gegenüber ist eine solche Täuschung nicht so leicht.“

„O, die Sache ist leichter, als sie scheint. Drei Proben reichen hin, und ich habe mich in die Rolle und in die Schauspieler vollkommen hineingelebt. Ich komme als Mann verkleidet im Mantel und Degen, das Haar künstlich frisirt und mit einem breiten Hute bedeckt. Und wenn Sie mich dann Ihren Schauspielern als Kollegen vorstellen, dann werden mich diese auch sicherlich dafür halten. Sehen ja doch Ihre Schauspieler, welche die Frauenrollen darstellen, wirklich mehr Mädchen als Männern ähnlich!“

Die Züge des Dichters heiterten sich immer mehr auf.

„Mylady,“ sagte er zögernd, „wenn Sie auch meine Schauspieler täuschten, die Königin und die Herrschaften vom Hofe werden gewiß erkennen, daß die Julia diesmal von einem Mädchen gespielt wird.“

„Sir, ich will die Julia mit einer Begeisterung spielen, daß ich die Herzen aller Zuhörer gewiß rühren werde, auch das der Königin. Und dann mag Ihre Majestät immerhin erfahren, daß ich ein Mädchen bin, eine Adelige, die sich nur aus den lautersten Motiven der Kunst zugewendet hat. Vielleicht reißt in ihr dann der Entschluß, die widersinnigen Gesetze, welche der dramatischen Kunst bis jetzt noch im Wege stehen, zu beseitigen. Und sollte mir das gelingen, dann wird der größte Vortheil nur auf Ihrer Seite sein. Entschließen Sie sich, Sir, wir können viel gewinnen, ja Alles, und nichts verlieren. Ein allfälliges Mißlingen und seine Folgen will ich mit Freuden auf mich nehmen. Sie aber können sich sehr leicht damit entschuldigen, daß Sie einem Mädchen nur deshalb zu

spielen erlaubten, um die Königin eines Vergnügens nicht berauben zu müssen. Nun, Sir, geben Sie Ihre Einwilligung dazu?"

"Es sei denn, Mylady, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, ich gebe meine Einwilligung."

"Tausend Dank, Sir! Wir haben da einen Vertrag geschlossen zum Kampfe gegen das Vorurtheil. O, möchten wir doch siegen!"

"Das ist auch mein Wunsch, Mylady. — Und jetzt will ich zu dem Grafen v. Essex fahren und ihm melden, welcher Unfall dem Schauspieler Field zustieß, aber auch gleichzeitig sagen, daß die Vorstellung ‚Romeo und Julia‘ deshalb trotzdem nicht ausgesetzt werden soll, da für die Rolle der Julia eine neue Kraft als Ersatz gefunden ist."

3.

Am nächsten Morgen fanden sich die sämmtlichen Mitglieder der Shakespeare'schen Gesellschaft im Palaste zu St. James ein. In einem alterthümlichen Saale stand die Bühne hergerichtet. Shakespeare theilte ihnen das Erscheinen eines neuen Schauspielers aus adeligem Geschlechte mit, und ersuchte sie zugleich, dem neuen Kollegen auf das Höflichste entgegenzukommen.

Die Schauspieler versprachen es.

Zwischen betrat Lady Grafton in männlicher Kleidung den Saal. Shakespeare eilte auf sie zu, bewillkomnte sie auf das Artigste und stellte sie seinen Schauspielern vor mit den Worten: „Unser neues Mitglied!"

"Es soll mir zur großen Ehre gereichen, meine Herren, wenn Sie mich in Ihre Mitte aufnehmen," sagte Lady Grafton.

Unter den Schauspielern entstand eine Bewegung. Alle wunderten sich über die zarte und weichklingende Stimme

des neuen Mitgliedes. Shakespeare sah schon im Voraus, daß hier eine Täuschung unmöglich sei; er kannte das geübte Auge der Schauspieler. Aber auch für diesen Fall hatte er schon seinen Plan fertig.

Auf ein Zeichen des großen Meisters wurde zur Probe geschritten. Die Schauspieler staunten über das Spiel des neuen Kollegen; ja, der Darsteller des Romeo hatte Julia versichert, daß er sich in sie verliebt habe. Diesen Scherz vergalt Julia mit einem gleichen, doch wollte sie in keiner Weise dem Wunsche Romeo's willfahren und Mantel und Hut ablegen. Und gerade dieser Umstand war Allen aufgefallen.

Die Probe war zu Ende.

Lady Marie nahm Abschied von ihren neuen Bekannten, verließ in Begleitung Shakespeare's den Saal, stieg auf der Gasse in ihren Wagen und rollte von daumen. Als Shakespeare in den Saal zurückkehrte fand er die sämtlichen Kollegen in eifrigem Gespräche über die neue Julia begriffen.

„Zehn Pfund Sterling will ich wetten,“ rief soeben Einer aus, „daß diese Julia ein Mädchen ist!“

Die Meisten stimmten mit ihm überein.

Shakespeare bemerkte diesen Streit und sah sich veranlaßt, einzuschreiten.

„Freunde,“ redete er die Schauspieler an; „gebt mir euer Ehrenwort darauf, daß ihr ein Geheimniß bewahren wollt, das ich euch mitzutheilen beabsichtige.“

„Unser Wort darauf!“ riefen die Schauspieler, durch die Worte des Meisters nicht wenig überrascht.

„Wisset also, unsere neue Julia ist Lady Marie Grafton!“

Alles staunte, doch nicht so sehr über die Nachricht, daß die neue Julia ein Mädchen sei, als vielmehr darüber, daß eine Dame aus einer der ersten Familien Englands sich entschließen konnte, auf dem Theater aufzutreten.

Aber Shakespeare setzte ihnen die Gründe auseinander, welche Lady Grafton zu diesem Entschlusse bewogen.

„Und jetzt nur Schweigen, liebe Freunde!“ ermahnte der Dichter wiederholt, worauf sich die Schauspieler entfernten. . . .

Am folgenden Tage wurde die Tragödie noch zweimal wiederholt; Shakespeare sprach sich sehr lobend über das Zusammenspiel aus. Lady Grafton wurde von Seiten der Schauspieler auf das Rücksichtsvollste behandelt. Das Benehmen der Leute fiel ihr auf, und Shakespeare erklärte ihr, daß ihr Geheimniß den Schauspielern bekannt sei, keineswegs aber verrathen werde.

Am dritten Tage ging die Vorstellung vor sich in Gegenwart des Hofes. In der prachtvollsten, mit Damastvorhängen geschmückten Loge gerade der Bühne gegenüber hatte die Königin Elisabeth Platz genommen. Ihr zur Seite saß Robert Devereux, Graf v. Essex. Die übrigen Logen waren von dem ersten Adel Englands und seinen Damen besetzt. Auch die ersten dramatischen Schriftsteller, welche zu dieser Vorstellung eingeladen worden waren, hatten sich eingefunden.

Jetzt wurde das Zeichen gegeben, und der Vorhang ging in die Höhe.

Die ersten zwei Scenen waren vorüber, und Lady Grafton trat auf die Bühne; das erste Weib in England, welches gewagt hatte, dort zu erscheinen.

Lady Marie trug das prachtvolle Kostüm einer italienischen Adeligen. Ihre Schönheit machte auf das Publikum einen mächtigen Eindruck. Aller Augen waren auf die schlanke und edle Gestalt Julia's gerichtet, über deren Antlitz sich eine leichte Röthe ergoß.*)

Neues Staunen entstand unter den Zuhörern, als nun

*) Siehe das Titelbild.

Julia zu sprechen begann. Diese Stimme war so hell, so kindlich und zugleich so rein klingend, wie der Ton einer Silberglocke. Auch die Blicke der Königin Elisabeth hasteten unausgesetzt auf der anmuthigen Gestalt Julia's. Einmal neigte sie sich zu dem Grafen Essex und flüsterte:

„Welch' ein schöner Mensch! Er spielt unübertrefflich! Und wie vornehm sein ganzes Benehmen ist! Wirklich, er sieht fast einem Mädchen ähnlicher als einem Jüngling.“

Die Scene war unter allgemeiner Bewunderung zu Ende. Während der Verwandlung wurde im Publikum nur von Julia gesprochen und von Seite der jungen Adelligen mit Bestimmtheit die Vermuthung laut, daß diese Rolle heute von einem Mädchen gespielt werde.

Das Stück ging weiter, und als die große Balconscene zwischen Romeo und Julia zu Ende war, brach stürmischer Beifall los.

Inzwischen aber hatten sich im Publikum zwei Parteien gebildet. Die eine Partei behauptete, daß Julia diesmal ein wirkliches Mädchen sei. Zu dieser Partei gehörten die jungen Adelligen; die anwesenden Dramatiker hielten es gleichfalls mit diesen. Sie waren entschieden für das Auftreten der Damen auf der Bühne. Es war dies die Partei des Fortschrittes, die Mitglieder des Klubs der „Geistreichen“.

Diesem entgegen stand die zweite Partei, die alten Lords, die Stützen des Thrones, Männer, welche die englischen Gesetze für unantastbar hielten, für den Ausfluß der höchsten menschlichen Weisheit. Diesen kam es wohl nie in den Sinn, es könnte ein Mädchen so viel Muth besitzen, die englischen Gesetze zu verletzen, und das noch gar in Gegenwart der Königin. Deshalb behaupteten diese, daß Julia ein Jüngling sei. Es waren dies die sogenannten Konservativen, an deren Spitze der Lordkanzler Robert Dudley, Graf v. Leicester, stand.

Aber die Führer beider Parteien hatten ihre Augen oft auf die Königin gerichtet; gerne hätten sie aus ihrem Gesichte herausgelesen, welcher Meinung sie über die heutige Julia sei.

Die Königin aber klatschte Beifall, und die Fortschrittspartei that es ihr um so eifriger nach. Im Verlaufe des Stücks wurde Lady Grafton von der Fortschrittspartei immer stürmischer mit Beifallsbezeigungen überhäuft. Die Konservativen dagegen wurden immer kühler, denn sie hatten allmählig die Ueberzeugung gewonnen, daß hier die englischen Gesetze auf das Empfindlichste verletzt, daß die Rolle der Julia von einem Mädchen gespielt wurde. Die Ersten unter ihnen sahen besorgt nach der Königin und bemerkten, wie das Gesicht Ihrer Majestät sich immer mehr und mehr trübte.

Und dem war wirklich so.

Schon im Verlaufe des zweiten Aktes gewann die Königin die Ueberzeugung, daß Julia ein Mädchen sei. Sie sah sich beleidigt von der Kühnheit, mit welcher hier ihre Verbote verletzt wurden. Doch bewahrte sie bis zum Schlusse der Vorstellung eine vollkommene Ruhe. Aber ihre Beifallsbezeigungen waren zu Ende.

Desto stürmischer applaudirte die Fortschrittspartei, bis der Vorhang sich schloß. —

Als Lady Grafton nach beendigter Vorstellung als Mann verkleidet die Räume des St. Jamespalastes verließ, begleitete sie Shakespeare und sagte:

„Mylady, Ihr Spiel hat allgemein begeistert; die Königin selbst hat ihren Beifall und ihre Zufriedenheit laut zu erkennen gegeben.“

Lady Marie entgegnete: „Es ist mir nicht entgangen, wie das Benehmen der Königin während der zweiten Hälfte des Spieles sich verändert hat; kein gutes Zeichen für unsere Hoffnungen.“

„Geduld, Mylady; die nächsten Tage werden zeigen, ob wir gesiegt haben oder nicht.“

„O, daß wir gesiegt hätten!“ seufzte Lady Grafton.

Inzwischen waren sie zum Wagen gelangt. Lady Marie schwang sich hinein und verabschiedete sich von dem Dichter.

Shakespeare aber wandelte allein durch die Straßen Londons seiner Wohnung zu.

Raum war er daselbst angelangt, als auch schon ein schwarz gekleideter Mann bei ihm eintrat, in abgemessener Entfernung vor ihm stehen blieb und ihn mit steifem Ernste anredete:

„Mr. William Shakespeare?“

„Der bin ich,“ entgegnete der Meister.

„Ihre Majestät die Königin von England haben befohlen, daß Sie sich morgen in der Mittagsstunde in dem St. Jamespalast einzufinden haben.“

„Ich gehorche den Befehlen Ihrer Majestät.“

4.

Zur befohlenen Stunde harrte Shakespeare in dem Saal des Palastes auf den Augenblick, wo er zur Königin gerufen werden sollte. Er war auf Alles gefaßt und ahnte, weshalb er vor der Königin zu erscheinen hatte.

Endlich wurde ihm bedeutet, einzutreten.

Elisabeth saß in einem Lehnstuhle und blätterte nachlässig in einem Buche, wobei sie sich den Anschein gab, als hätte sie die Ankunft des Dichters gar nicht bemerkt. So ließ sie ihn denn einige Minuten lang stehen.

Jetzt erhob sie sich, blickte wie zufällig um sich und sagte: „Mr. Shakespeare?“

Dieser verneigte sich tief und begann: „Euer Majestät allgehorfamster Diener.“

„Sir,“ fragte die Königin in strengem Tone, „ist Euch bekannt, daß unsere erlauchten Vorfahren auf dem eng-

lischen Throne mit Rücksicht auf die allgemeine Sittlichkeit den Frauen das Auftreten auf dem Theater auf das Strengste untersagt haben?"

„Ja, Eure Majestät,“ entgegnete Shakespeare fest.

„Ich habe dieses Verbot neuerdings erneuert. Wer hat gestern in Eurer Tragödie die Julia gespielt?"

„Ein Mädchen, Majestät.“

„Und warum habt Ihr das zugelassen, Sir?"

„Um dem Wunsche Eurer Majestät nachzukommen zu können.“ — Und jetzt erwähnte Shakespeare des Unfalles des Schauspielers Field und fügte hinzu: „Um dem Wunsche Eurer Majestät nachzukommen, mußte ich von jeder Gelegenheit, die sich mir darbot, Gebrauch machen.“

„Andere Beweggründe haben Euch also zu diesem Schritte nicht veranlaßt?" fragte die Königin weiter.

Diese Gelegenheit benützte Shakespeare, um der Königin in überzeugenden Worten die Nothwendigkeit einer Verbesserung des englischen Theaters nahe zu legen, welche nur bei Mitwirkung von Damen erreicht werden könne.

„Und wer ist jenes Mädchen, welches die Julia spielte?"

„Es ist Lady Marie, die Tochter des verstorbenen Lord Richard Arthur Grafton.“

„Eine Adelige!" staunte die Königin und versank dann in Nachdenken. Ihr Antlitz war streng und hart.

„Es ist gut, Ihr seid entlassen!"

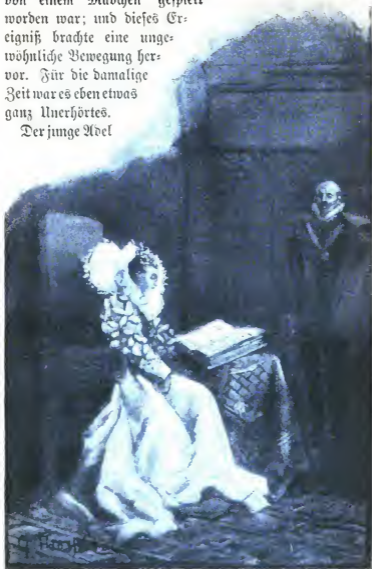
Sie gab ein Zeichen mit der Hand, daß die Audienz zu Ende sei, und Shakespeare verließ das Gemach der Königin.

Er eilte nach Hause und schrieb einen Brief an Lady Grafton, worin er sie von seiner Unterredung mit der Königin verständigte. Das Schreiben schickte er sofort ab.

Seitdem verstrichen drei Tage. Nicht nur bei Hofe, sondern in ganz London wußte man bereits, daß die Julia

von einem Mädchen gespielt worden war; und dieses Ereigniß brachte eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Für die damalige Zeit war es eben etwas ganz Unerhörtes.

Der junge Adol



nahm im Gegenseze zu den Alten entschieden Partei für Lady Marie, rühmte ihre Schönheit, pries ihre Stimme und die edlen Eigenschaften ihres Geistes.

Der Königin wurde dies natürlich Alles getreulich hinterbracht.

Ihr Zorn erreichte aber den Gipfel, als selbst ihr Günstling, der Graf v. Essex, sich mit großer Bewunderung über Lady Grafton aussprach.

Dies entschied bei der eifersüchtigen Natur der Königin das Schicksal der Armen.

Noch am selbigen Tage um die dritte Nachmittagsstunde erschien in der Wohnung der Lady Grafton ein Beamter des Lordkanzlers, Vorsitzenden des obersten Gerichtshofes und Ministers der Justiz, und überreichte ihr ein versiegeltes Schreiben, dessen Empfang sie ihm bestätigen mußte. Dasselbe lautete:

„Lady Marie Grafton, die Tochter des verstorbenen Lord Richard Arthur Grafton, ist hiermit wegen Verletzung der Gesetze unseres Reiches aus diesem unserem Königreiche für alle kommenden Zeiten ausgewiesen, indem wir ihr gleichzeitig eine fünftägige Frist zur Ordnung ihrer Angelegenheiten bewilligen.

Gegeben im Palaste zu St. James.

Elisabeth.“

Lady Grafton legte das Schreiben ruhig auf den Tisch und sagte vor sich hin: „Wir haben verloren!“

Noch am selbigen Tage verkaufte sie ihre Güter an ihren Nachbar, den Grafen v. Southampton. Doch hatte der Graf diesem Kaufkontrakte freiwillig die Klausel hinzugefügt, daß er die Güter an Lady Grafton um denselben Kaufpreis wieder abtreten wolle, sobald sie zurückgerufen werden sollte.

Inzwischen verwendeten sich viele Verehrer der Lady bei der Königin, um sie zur Aufhebung eines so harten Urtheilspruches zu vermögen. Doch umsonst, Elisabeth war nicht zu erweichen.

Am Tage vor ihrer Abreise aus England besuchte Lady

Marie den Dichter Shakespeare, um diesen großen Genius noch zum letzten Male zu begrüßen.

„Ich mache mir bittere Vorwürfe, Mylady,“ klagte Shakespeare, „daß ich Ihnen das Auftreten auf der Bühne gestattete. Man hat Sie dafür grausam gestraft. Sie haben Ihr Vaterland verloren!“

„Sir, trauern Sie nicht über mich; Sie sehen mich ja vollkommen geneszt und ruhig. Ich gehe nach Frankreich, wo ich in Abgeschiedenheit von der Welt leben und meine Studien fortsetzen will. Am Theater werde ich nie wieder auftreten.“

Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Wohlan denn, Sir, ich scheide. Aber auch in der Fremde wird Ihnen mein wärmstes Andenken gewahrt bleiben, Ihnen, Englands größtem Dichter!“

Bei diesen Worten reichte sie Shakespeare ihre beiden Hände hin, die dieser warm drückte und, keines Wortes mächtig, lange in den seinigen hielt.

So standen Beide in Gedanken versunken einander gegenüber. Bald umschleierten sich ihre Augen mit Thränen. Der Kopf der Lady begann sich allmählig zu neigen, immer mehr und mehr, bis er an der Brust des Dichters ruhte.

Zwei innig verwandte Seelen hatten sich in diesem Augenblicke gefunden. Der große Dichter fühlte das wohl. Langsam neigte er sich über sie und preßte einen heißen Kuß auf die Lippen des schönen Mädchens.

Eine leichte Röthe überzog die edlen Züge der Lady. Schnell raffte sie sich empor und brach schluchzend in die Worte aus: „Leben Sie wohl, William, auf ewig!“

Lange noch starrte Shakespeare nach der Richtung hin, in welcher Lady Marie verschwand; dann sank er, keiner weiteren Bewegung mehr mächtig, in einen Stuhl. Große Thränen perlten über seine Wangen herab,

Was mag wohl in dieser Stunde Alles vorgegangen sein in der Seele des Dichters! —

Am nächstfolgenden Tage, gerade um die Stunde, als vom englischen Ufer ein Schiff in See ging, welches Lady Marie Grafton nach Frankreich führte, erhielt Shakespeare von dem Lordkanzler einen Auftrag zugestellt, laut welchem ihm eine Zahlung von zwanzig Pfund Sterling zu Gunsten der Armen der Londoner City auferlegt wurde, als Strafe dafür, weil er Lady Marie Grafton die Erlaubniß gegeben hatte, auf der Bühne aufzutreten.

Viele Jahre waren vergangen. Der Zeiten Lauf hatte Alles, was seinem Ende nahegerieft war, mit sich fortgeführt, und Neues an die Stelle des Alten gebracht. Auf Englands Throne saß keine Elisabeth mehr, ihre irdischen Reste ruhten bereits in der stillen Westminsterabtei, und Englands stolze Krone schmückte nun das Haupt des Sohnes der unglücklichen Maria Stuart, Jakob's I.

Gleich nach der Thronbesteigung dieses Königs versuchten die Freunde der Lady Marie Grafton, die Gnade des Königs für die arme Verbannte zu erwirken. Aber umsonst.

Jakob Stuart war eben nicht der Mann, welcher sich über die alten eingewurzelten Vorurtheile seiner Zeit hinwegzusetzen wagte. Und somit blieb Lady Marie Grafton zur ferneren Verbannung verurtheilt.

So kam das Jahr 1614 heran.

William Shakespeare hatte jeder weiteren dichterischen Thätigkeit entsagt, London verlassen und sich in seinem Geburtsort Stratford zur Ruhe gesetzt. Zwei Jahre später schloß der berühmte Dichter die Augen, ohne Lady Grafton je wieder gesehen zu haben.

Ueber seine Gefühle, mit denen er der verbannten

Jungfrau gedachte, die einst so schön und gefühlvoll seine Julia gespielt, hat er nicht das geringste Andenken hinterlassen.

Und sie? —

Im Jahre 1625 starb sie zu Amiens in Frankreich. Sie starb unverheirathet, treu bis zum letzten Athemzuge ihrer ersten und einzigen Liebe, die dem Stolze der englischen Nation und der Krone der Dichter galt, dem unsterblichen William Shakespeare.





Auf der Nehrung.

Novelle von Hans Warring.

(Nachdruck verboten.)

1.

Er hat gearbeitet wie der Jüngste unter uns, wie Einer, der noch nicht Feierabend machen kann, der noch etwas zu verrichten hat auf der Welt.“

Der Mann, der diese Worte mit dumpfer Stimme gesprochen hatte, schluckte, als drückte eine Hand ihm die Kehle zusammen. In seinem wetterharten Gesicht suchte es, als er seine Augen langsam im Kreise der Menschen umherwandern ließ, die mit bleichen Gesichtern ihn umstanden.

„Und es kam so rasch über euch, daß ihr nicht mehr an Land gehen konntet?“ fragte ein blaßes Mädchen, das ihm gegenüberstand und ihn mit großen thränenlosen Augen ansah.

„Wir waren schon auf hoher See, als es anhub zu wehen; und dann auf einmal war das Wetter da, rascher, als wir geglaubt hatten. Und dann ging's an das Bergen des Garns — ihr wißt ja, daß das Neßzeug des Fischers Vermögen ist. Es verlieren, heißt zu Grunde gehen. Der Alte freilich hätt' es ertragen können, aber gerade der hat gearbeitet, als müsse er sein Lehtes retten. Und dann ist der Sturm losgebrochen. In kurzer Zeit stand eine so schwere See, daß wir machtlos dagegen waren.“

„Und dann kam das Schuetreiben,“ bemerkte ein Anderer.

Der Mann nickte. Ja, dann sei es gekommen, erzählte er, und sie hätten nichts mehr ringsum gesehen als die wirbelnden Flocken und die kochende See. Bis dahin hätten die vier Boote sich möglichst beieinander gehalten, aber nun hätten sie sich aus den Augen verloren. Nur einmal habe er noch wie durch einen Nebel das Boot des Alten gesehen, und ihn und die beiden anderen Männer darin. Er habe ganz deutlich den Alten am Steuer gesehen, wie er es aus Leibeskräften niedergehalten habe. Und dann wären sie in die Brandung gerathen, Jeder für sich und sein Leben ringend. Sie seien schon so nahe dem Strand gewesen, daß sie die Menschen drüben hin und her hätten laufen sehen. Da habe er auf einmal dicht neben sich wieder das Boot erblickt — gekentert, kielaufwärts treibend, und von den drei Männern keine Spur! Sie selbst aber seien gerettet worden, hundert Hände hätten sich ihnen entgegengestreckt, bis zur Brust hätten die braven Roffitter im Wasser gestanden und sie an Land gezogen. Und dann seien sie wie todt auf den Sand gefallen, und erst nach Stunden wieder zu sich gekommen, um zu erfahren, daß von den ausgelaufenen vier Booten sich nur zwei gerettet hätten.

„Das gekenterte war eures,“ schloß der Erzähler, „ihr müßt still halten, Leut', das ist nun einmal nicht anders. Der Alte ist hingegangen, wie mancher brave Mann vor ihm!“

Ringsum war es todtensstill, man hörte nur das leise Schluchzen eines jungen Mädchens, der Enkelin des Dahingegangenen. Sie hatte, auf der Erde kniend, das Gesicht in die Polster des alten Lehnstuhls gedrückt, in dem der Großvater stets seine Mittagsruhe gehalten hatte.

„Armes junges Ding!“ sagte der Mann mit einem

mitleidigen Blick auf die kniende Gestalt, „sie hat von Allen am meisten verloren!“

„Glaubst Du, daß sie mehr verloren hat als ich, Anders?“ fragte die Tochter des Verstorbenen, jenes blasse Mädchen, das zuerst gesprochen, mit bebender Stimme. Es folgte eine verlegene Pause, dann sagte der Gefragte:

„Na, nichts für ungut; Ernestine, ich will Dir gewiß nicht zu nahe treten, aber wir Alle wissen ja, wie es hier zugegangen ist. Der Alte hatte doch nun einmal sein Herz an das Kind gehängt. Und was hätte auch aus ihr werden sollen, aus so einem armen Würmchen, das weder Vater noch Mutter hat.“

„In diesem Falle bin ich jetzt auch, jetzt hab' ich den Vater verloren, und was das zu bedeuten hat, eine Mutter haben, das hab' ich nie kennen gelernt.“

„Hast recht, hast recht, aber es ist doch noch etwas Anderes mit Dir. Du bist älter als das Kind, und ruhiger und bedachtsamer, Du wirfst den Kopf oben behalten. Und Du bist aufgewachsen in Deinem Vaterhaus, und trägst einen Namen, der einen guten Klang hat ringsum im Land. Aber das Kind da — na, Du weißt ja, daß Dein Schwager unserer Gemeinde gerade nicht zur Ehre gereicht hat. Das vergessen die Leute nicht und suchen es an den Kindern heim. Bis jetzt freilich hat Keiner gewagt, dem Mäd'el auch nur ein Härchen zu krümmen, dafür hat der Alte gesorgt, der war ihre Ehr und Wehr. Das wird jetzt anders werden, glaub's mir!“

„Sie wird es eben tragen müssen!“ antwortete Ernestine. „Freilich möchte es ihr leichter werden, wenn sie zur Demuth erzogen worden wäre. Wer einen Namen hat, der verrufen ist in Dorf und Gemeinde, darf den Kopf nicht hoch tragen. Der Vater ein Säufer und Raufbold, die Mutter eine pflichtvergeffene Tochter, die gegen den Willen der Eltern —“

„Still, still! Nicht heut', nicht jetzt laß Deinem Groll freien Lauf!“ wehrte eine alte Frau, die bis dahin, die Schürze vor den Augen, bei Seite gestanden hatte. „Noch hat der Vater nicht Ruhe gefunden im Grabe, noch haben die Wellen ihn nicht zurückgegeben, und schon bricht der Unfrieden aus, den er mit starker Hand niedergehalten hat. Und wenn nicht aus Gehorsam gegen ihn, so halte Frieden der Leute wegen! Laß unser gutes Haus nicht in die Mäuler der Leute kommen!“

„Die Ruhme hat recht, Ernestine! Wer auf einem Berg steht, ist weit zu sehen. Auf euer Haus sehen alle Augen im Dorf, das bedenk! — Und jetzt adjes, Leute! Laßt mich rufen, wenn ihr mich brauchen könnt!“

Der Fischer schüttelte den beiden Frauen die Hände und wandte sich zum Gehen. Da fühlte er plötzlich seinen Arm von zwei zitternden Händen umklammert. Das junge Mädchen, das den letzten, leiser geführten Theil des Gespräches nicht gehört zu haben schien, hatte sich aus ihrer knienden Stellung erhoben und stand jetzt neben ihm, das braune lockige Haar von den verweinten Augen zurückstreichend.

„Und wann — wann — meint Ihr, Anders — wann wird die See ihn an Land werfen?“

Stammelnd und leise waren die Laute von ihren Lippen gekommen, aber der Mann hatte sie verstanden. Er zuckte mittheilig die Achsel.

„Man kann nicht wissen, es kommt auf den Wind an. Wenn wir Nordwest behalten, kann es ihn bald herausgeben; wenn aber der Wind wechselt —“

Er machte eine Handbewegung, die mehr als Worte sagte. Das Mädchen schauerte zusammen und legte die Hand über die Augen.

„Seine Ruhestatt wird er finden, Rosel; das Meer gibt immer zurück, was es verschlingt, und wenn wir ihn

nicht begraben, so werden andere Menschen ihm die letzte Ehre erweisen, irgendwo an einer anderen Küste," sagte die Alte leise.

"Ja, Ruhme, ja! Aber ich möchte doch wenigstens sein Grab haben! Ich möchte hingehen zu ihm, Abends, wenn die Sonne in's Meer sinkt."

Sie schluchzte wieder. Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Augen und drückte sich leise durch die Thür. Er konnte den Jammer nicht länger mit ansehen.

Drinnen nahm die alte Frau das Kind in den Arm und drückte dessen Haupt an ihre Schulter.

"Trag's muthig, Rosel, trag's still! Du bist noch jung, es werden wieder bessere Zeiten für Dich kommen. Und vergiß nicht, Rosel, daß es Anderen noch schlimmer geht, wie uns. Von den vier Booten, die ausgelaufen sind, sind nur zwei wiedergekommen; von zwölf Mann sind sechs geblieben, darunter drei Familienväter. Für uns ist gesorgt, wir werden nicht Noth leiden, aber denk' an die Anderen. Bei denen klopft neben dem Kummer auch der Hunger an die Thür."

"Zawohl, Ruhme, das ist Elend, großes Elend! Wollen wir nicht hingehen zur armen Jonatin und nachsehen, was sie und ihre Kinder etwa brauchen könnten? Sie hat mir neulich geklagt, daß ihre Kartoffeln zu Ende gingen, und der Großvater hatte versprochen, ihr welche zu geben. Ruhme, wir wollen sie ihr bringen!"

"Das wird fernerhin meine Sache sein und nicht die Deine!" sagte Ernestine in abweisendem Ton. "Das Geben und Wegtragen aus anderer Leute Sackel wird von jetzt an ein Ende haben. Wenn es Dich so sehr gelüstet, groß zu thun und die reiche Wohlthäterin zu spielen, so greif' doch in Deine eigene Tasche. Aber ich meine, es wird von jetzt an nicht viel drin sein, das des Hineingreifens werth wär'!"

Sie lachte, ein böses Lachen, das ihrem Gesicht einen höhnischen Ausdruck gab. Das junge Mädchen stand regungslos vor ihr und starrte sie mit weit offenen Augen, dem Ausdruck fassunglosen Schreckens, an. Ein paar Augenblicke blieb es still, es war nur eine ganz kurze Spanne Zeit, aber sie genügte, um in der Seele des kaum zum Mädchen erblühten Kindes die Erkenntniß zu wecken, daß es mit dem geschätzten, von Liebe umhегten Glück ihrer Kindheit jetzt für immer vorbei sei, daß sie Niemand mehr habe, der mit dem Willen zugleich die Macht besaß, sie zu schützen.

„Nun, was gibt's, warum starrst Du mich so an?“ fragte Ernestine. „Geh Dir jetzt vielleicht die Erkenntniß auf, daß es mit Deinem Herrenleben jetzt vorbei ist? Besinnst Du Dich darauf, daß Du mir einmal gesagt hast, wenn ich Dich ankeise, machst Du Dir nicht mehr daraus, als wenn der alte Tyras Dich anknurrt? Besinnst Du Dich? Nun, warum wagst Du das heute nicht mehr zu sagen?“

„Um Gottes willen, Ernestine, laß doch jetzt die alten Geschichten!“ fiel die Ruhme ein. „Und Du, Rosel, antworte nicht — jetzt nicht! Geh', Kind, geh' gleich! Draußen ist's schön — ich besorg' schon den Abendtisch.“

Die alte Frau hob und senkte beschwichtigend ihre zitternden Hände und versuchte das Mädchen nach der Thür zu drängen. Dieses aber hatte sich hoch aufgerichtet und stand mit blassem Gesicht vor der Tante. Die beiden ungleichen Gestalten maßen sich mit zornsprühenden Augen.

In der äußeren Erscheinung dieser beiden Frauen lag in der That nichts, das ihre nahe Verwandtschaft kennzeichnete. Die Ältere, Ernestine, war klein von Gestalt, hager und durch einen Fehler in der Hüfte von Geburt an lahm. Ihr Gesicht war nicht unschön, es trug feine Züge, feiner, als man bei Bauernmädchen gewöhnlich findet,

aber es war farblos, von hellblondem Haar umrahmt, und trug den Ausdruck von Verbitterung und Leid. Die Andere dagegen war ein Bild der Jugendschöne und Jugendfrische, die dunklen Augen voll Leben: von warmem Leben die ganze schlanke, elastische Gestalt durchweht. Vielleicht war es das Bewußtsein dieses Vorzugs, das den raschen Zorn des Mädchens sinken machte. Statt der heftigen Antwort, die Ernestine erwartet hatte, die sie ebenso heftig abzuwehren und zu erwidern bereit war, kamen nur zwei Worte in mitleidigem Ton gesprochen über ihre Lippen:

„Arme Ernestine!“

„Ich brauch' Dein Mitleid nicht, ich will es nicht!“ rief diese, während Rose rasch in's Freie getreten war und die Thür hinter sich zugebracht hatte.

Drinne aber stand die alte Muthye mit flehend erhobenen Händen vor der Anderen.

„Ernestine, denk' an den Vater und halt' Frieden im Haus. Halt' seinen Willen in Ehren! Und denk' auch an das arme Kind, sie ist doch Blut von Deinem Blut, die Tochter Deiner einzigen Schwester; hab' doch Erbarmen mit ihr!“

„Erbarmen?“ rief Ernestine, die jetzt, da sie zum ersten Male aussprechen durfte, was jahrelang in ihr gearbeitet und gegährt hatte, wie außer sich war und mit einer Leidenschaftlichkeit sprach, welche die Alte erschütterte. „Erbarmen? Wer hat je Erbarmen mit mir gehabt? Vernachlässigt und zurückgesetzt bin ich worden von Klein auf. Um seiner Aeltesten, der schönen Marie willen hat der Vater vergessen, daß er noch ein zweites Kind hatte. Was ging ihn die kränkliche, blasse, lahme Ernestine an! Die war dazu da, um in den Winkel geschoben zu werden. — Und dann kam Gottes Strafgericht über das Haus und über den Mann. Die schöne Marie vergalt dem Vater auf ihre Art. Sie hat immer ihren Willen durchzusetzen verstanden — immer mußte der Vater thnn, was sie wollte.

Und zum Dank dafür hat sie ihn betrogen. Monatelang hat sie es hinter seinem Rücken mit dem gräßlichen Reitknecht, dem schwarzen Ungarn, gehalten, obgleich der Vater ihr gesagt hatte: das ist kein Mann für Dich, und kein Sohn für mich. Ich brauch' einen Bauern, der sich auf die Wirthschaft versteht, einen, der nicht bloß reiten, der auch arbeiten kann. Und als der Vater bei seinem Willen und Ausspruch blieb, da zeigte sich's, wie weit ihr Gehorsam und ihre Kindesliebe reichte. Durchgegangen ist sie mit dem Menschen!"

"Ernestine, wie kannst Du sie noch im Grabe beschimpfen! Sie war und blieb doch Deine Schwester, und ihren Ungehorsam hat sie durch ihre freudlose, elende Ehe schwer gebüßt."

"Sie hat nur erhalten, was sie verdiente! Der Vater hatte sie gewarnt — auch Du hattest gebeten und sie beschworen, abzulassen von dem Menschen. Nun, ein altes Sprichwort sagt, wer nicht hören will, muß fühlen. Sie hat es gefühlt; mißhandelt hat er sie, ihr mütterliches Erbe hat er durchgebracht, in den Wirthshäusern war er besser bekannt, als auf den Arbeitsplätzen. Immer wieder hat der Vater sie aus ihrem Elend gerissen, immer gegeben und gegeben. Sie hat mehr vom väterlichen Gut bekommen, als recht und billig ist!"

"Rechne es ihr nicht nach, Tine! Für Dich ist doch noch genug geblieben. Wer im Nest sitzen bleibt, ist immer im Vortheil gegen den, der heraus muß."

"Himmelschreiende Ungerechtigkeit wär's, wenn es anders sein möchte! Während sie davonging, bin ich geblieben und habe gearbeitet wie eine Magd. Keine Freude hab' ich kennen gelernt, nur Arbeit, Sparen, Zusammenhalten. Und dann, als die Beiden zu Grund gegangen waren — sie an der Schwindsucht, er am Trunk — da kam die Rose zu uns in's Haus."

Das Mädchen hielt inne und preßte die Hände auf die Brust, die sich in der Erregung des Augenblicks keuchend hob und senkte. Ihr Gesicht war todtensblaß geworden — ihre Lippen zitterten.

„Muhme, wenn ich einen Todfeind hätte, ich möchte ihm nicht wünschen, was ich damals gelitten. Ich hatte jahrelang mit dem Vater gewirthschaftet, gethan, was ich ihm an den Augen absehen konnte, keinen Willen gehabt als den seinen. Und nun mußte ich erleben, daß mit dem ersten Schritt des damals siebenjährigen Kindes in das Haus Alles ausgelöscht war, was ich ihm gewesen. Die Rose war ihm die Welt — die Ernestine wurde wieder in den Winkel geschoben!“

Die Muhme stand erschüttert vor dem Mädchen, das jetzt leidenschaftlich aufschluchzte und die Hände vor das Gesicht schlug. Das wahrte jedoch nur einen Augenblick.

„Und nun willst Du, daß das so fortgeht, daß ich ferner trage, was mir schier unerträglich geworden ist! Immer hinunterdrücken habe ich meinen Jammer gemußt, immer zurücktreten mußte ich, um sie voranzulassen! Jetzt bin ich Herrin! Mir gehört der Hof, ich hab' das Recht, zu ihr zu sagen: geh!“

„Aber Du wirst es nicht thun, auch Deinetwegen nicht, Ernestine! Ich weiß, daß der Vater bestimmt hat, die Rose soll auf dem Hof bleiben, bis sie sich verheirathet —“

„Ah!“

„Wart' doch ab, Tine, es wird ja am Ende so lange nicht mehr dauern, Du weißt doch, daß der Martin — der Martin Klaas — ihr schon lange nachgeht.“

„Der!“ es klang wie der Schrei einer Ertrinkenden.

„Und der Vater hat immer gemeint, er wäre der rechte Mann für sie. Freilich, die Rosel hat bisher nichts von ihm wissen wollen, der spukte der feine Stadtherr im Kopf, der im Sommer bei den Wargeners wohnte. Aber mit

den Jahren kommt der Verstand, und wie die Sachen jetzt liegen, wird sie den Martin schon nehmen. Solche Erlebnisse, wie das Unglück mit dem Großvater, können aus einem gedankenlosen, übermüthigen Kinde über Nacht einen ernstern, tüchtigen Menschen machen."

"Wenn's in ihm steckt, ja. Die Rose aber wird nie ernst werden, sie hat nichts im Kopf und nichts im Herzen."

"Doch, Ernestine, doch! Es ist kein Arg in dem Kinde. Ein bißchen verzogen und verwöhnt ist sie; wenn nicht ein so guter Kern in ihr läge, hätte es freilich böß mit ihr werden können. Sei doch gerecht gegen sie! Denk' doch, wie es in einem so jungen Kopf aussehen muß, dem man immer geschmeichelt und schön gethan hat. Die Menschen haben ihr immer vorgerebt, daß sie nicht auf's Dorf gehöre, daß sie zu einer Stadtdame geboren sei, und die jungen Stadtherrn, die von Franz und Schwarzort im Sommer herübergekommen und oft wochenlang im Wargener'schen Gasthaus geblieben sind, die haben Alles gethan, ihr vollends den Kopf zu verdrehen. Aber sie wird schon wieder zu sich kommen, hab' nur ein bißchen Geduld mit ihr!"

Ernestine hatte während dieser Rede am Fenster gestanden und still hinaus gestarrt. Die Worte der alten Frau gingen wie leerer Schall an ihrem Ohre vorüber, sie hatte Alles um sich vergessen, nur ein Gedanke arbeitete jetzt unablässig in ihrem Kopfe. Man wollte die Rose verheirathen, mit ihm verheirathen; das leichtsinnige, eitle, flatterige Ding mit dem ernstern, strebsamen, tüchtigen Menschen! Der Vater hatte es gewollt, er hatte natürlich nur an die Rose dabei gedacht, der Rose hatte er einen guten, braven und dabei geduldigen Mann verschaffen wollen, der Arbeit und Mühsal auf seine Schultern nehmen, und Lust und Freuden ihr überlassen würde. Wäre der

Vater am Leben geblieben, dann hätte er der Rose auch eine Mitgift gegeben. Das fiel nun fort — Gott sei Dank, jetzt war sie die Herrin! Der Martin aber konnte nicht arm heirathen.

„Muhme,“ sagte sie, sich wieder zu der alten Frau wendend, die sich an ihren Spinnrocken gesetzt hatte, „aus der geplanten Heirath der Rose wird jetzt, da der Vater todt ist, wohl nichts werden. Erst gestern hat Martin's Mutter, die Klaasin, mich angesprochen, und als dabei auch die Rede auf ihren Sohn kam, hat sie mir erzählt, daß er sich gern selbstständig hier als Zimmermann uiederlassen möchte. Jetzt arbeitet er noch als Gesell beim alten Kristopeit, aber er könnte mehr verdienen, wenn er auf eigene Rechnung Arbeiten übernehme, dazu aber fehle ihm das Geld. Er habe zwar das kleine väterliche Grundstück — und daß es gut im Stand ist, dafür hat der tüchtige Mensch schon gesorgt — aber Bargeld könne er sich nicht beschaffen. Er müsse eben eine reiche Frau heirathen.“

Während sie dies erzählte, fiel ihr wieder der Blick ein, mit dem die Klaasin sie dabei angesehen hatte. Dieser Blick war ihr tief in die Seele gedrungen und hatte da Erinnerungen und Gefühle wieder wachgerufen, die sie längst für immer abgethan gewähnt hatte. Wie ein elektrischer Schlag war es ihr durch die Glieder gefahren: wär' es denn möglich, könnte für sie noch ein Glück vorbehalten sein? — Und der Martin war immer gut zu ihr gewesen, er hatte sie nie um der Rose willen hintenan gesetzt. Die Rose war gegen ihn immer übermüthiger gewesen, als gegen jeden Anderen, und wenn sie ihm eine schnippische Antwort gegeben, dann hatte er sich still neben Ernestine gesetzt und freundlich mit ihr gesprochen. Und an einem Sommersonntage, als sie zusammen einen Spaziergang über die Düne gemacht hatten, da hatte er die Rose vorausflattern lassen und war zu ihr gekommen und

hatte gesagt: „Willst Du nicht unterfassen, Ernestine? Dir wird das Gehen im losen Sande schwer, und ich bin stark für Zwei!“ Sie meinte noch das rasche Klopfen ihres Herzens zu fühlen, als sie so neben ihm einhergeschritten war.

Unterdessen hatte die Muhme ihren Wocken zum Stehen gebracht und sagte:

„Na, wenn die Rose auch keine reiche Frau für den Martin wird, ganz ohne Groschen kommt sie ihm doch nicht in's Haus, dafür hat der Alte gesorgt. Hat er Dir niemals davon gesprochen?“

„Kein Wort! Was ist's, Muhme? Der Hof gehört doch mir, und ihr Erbtheil hat schon die Marie doppelt und dreifach heraus bekommen!“

Es folgte eine kleine verlegene Pause, während welcher die Alte sich an ihrem Spinnrad zu schaffen machte.

„Also er hat Dir nicht davon gesprochen, der Vater?“ fragte sie endlich. „Na, er hätt' es wohl gethan, wenn der Tod ihn nicht so rasch hinweggenommen hätte. Er hat die Rose natürlich nicht ohne Versorgung zurücklassen wollen, und weil er immer gedacht und gesagt hat, daß Du doch nie heirathen wirst und für Dich doch immer noch genug bleibt, so — so hat er festgesetzt, daß Du der Rose ein kleines Kapital herauszahlen sollst.“

„Und das hat der Vater bestimmt, ohne mir ein Wort davon zu sagen?“ rief das Mädchen in heftigem Zorn. „Mein ganzes Leben lang soll ich für Andere arbeiten? Ich thue es nicht! Ich kann beweisen schwarz auf weiß, daß die Marie mehr vom Hof gezogen hat, als ihr zukam. Ich bin so lange ich lebe eine Sklavin gewesen, den Lohn meiner Arbeit haben Andere genossen. Jetzt will ich endlich einmal frei sein!“

Ohne auf die Worte der Muhme, die sie besänftigen wollte, zu achten, verließ sie, so rasch es ihre Lahmheit erlaubte, das Zimmer.

Sie stand jetzt in der Kammer des Verstorbenen vor dem alten Schreibpulte, das für jeden Anderen, als für ihn, bisher unzugänglich gewesen war. Ob wohl darin die Beweise der Verpflichtung lagen, die er ihr hatte auferlegen wollen? Vielleicht hatte er gar nichts Schriftliches hinterlassen. Er hatte nie viel von Schreibereien gehalten und das Nothwendige ihr überlassen. Sie hatte Einnahmen und Ausgaben der Wirthschaft gebucht, auch die Zuwendungen an Geld und Naturalien nicht vergessen, die aus diesem Hause in die armselige, verkommene Wirthschaft der Schwester gewandert waren. Einß zum Anderen gerechnet mußte das eine hübsche Summe geben. Wie gut war's, daß sie nicht versäumt hatte, sich von der Verstorbenen darüber Quittung geben zu lassen. O, sie war klug gewesen, in ihr hatte schon von jeher die Ahnung gelegen, daß man sie werde übervorthheilen wollen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich wehren wollte und konnte.

Sie stand und starrte das alte Schreibpult an, zu welchem der Vater den Schlüssel immer bei sich geführt hatte. Auch an jenem Morgen, als er in See gegangen war, hatte sie gesehen, wie er ihn in die Tasche seiner Friesjade steckte. Wo dieser Schlüssel doch jetzt sein mochte! Sie schauerte zusammen. Sie war in blindem Gehorsam gegen den Vater aufgewachsen, und jetzt — jetzt wollte sie sich seinem Willen widersetzen!

Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß sie ein Unrecht zu begehen im Begriff stehe, aber man zwang sie dazu. Und wieder war dieses Mädchen, die Rose, von der das Unglück ihres ganzen Lebens ausgegangen, die Ursache davon! O, wie sie dieses Geschöpf haßte! Einst war sie thöricht genug gewesen, diesen Haß als etwas Unrechtes, Wibernatürliches in sich bekämpfen zu wollen. Jetzt aber wollte sie sich nicht mehr dagegen wehren, nach dieser letzten

Lieblosigkeit, die sie ihretwegen erlitten, hatte sie ein Recht, sie zu hassen!

2.

Das zwischen dem Haff und der Ostsee auf der Nehrung gelegene Dorf Karwitten, in dem der Bauernhof des verstorbenen Holstein einer der stattlichsten war, liegt in einer Gegend der Nehrung, welche die wandernde Düne mit ihrem alles Leben zerstörenden Sande noch nicht überschüttet hat. Noch dehnen sich rings um Karwitten fruchtbare Acker und schöne Graswiesen aus, aber von Norden und Süden drängt das Unheil heran, rückt der furchtbare Feind alles Lebens näher und näher. Inzwischen versucht man durch Anpflanzungen die Düne zum Stehen zu bringen. Seit Jahren sind Hunderte von Händen thätig, den dürren Sand zu bepflanzen. Nur sehr langsam rückt diese unendlich mühevollte Kultur vor. An manchen Stellen will selbst der Strandhafer, diese anspruchsloseste aller Pflanzen, die erst den Boden zur Aufnahme anderer Gewächse vorbereiten soll, nicht gedeihen. An anderen deckt schon silberschimmernde Strandweide die Böschungen, und wieder an anderen heben bereits kleine Kiefern ihre krausen, dunkeln Häupter und lassen hoffen, daß nach zwanzig oder dreißig Jahren, nach unsäglichlicher Mühe und Arbeit, die Nehrung wieder zu dem werden wird, was sie einstens war, ehe Unverstand und Geldgier den prachtvollen Waldbestand niederlegten und dadurch ein fruchtbares Land dem Verderben preisgaben.

Rings um Karwitten grünte und blühte der Mai und schien mit leisem Wehen und Sonnenschein gut machen zu wollen, was die Stürme des März und April verheert hatten.

Im Holstein'schen Hofe war Begräbniß gewesen. Das Meer hatte seine Opfer herausgegeben. Von einem süd-

wärts gelegenen Dorfe der samländischen Küste hatte man die Leiche des alten Fischerwirths heimgebracht, und das ganze Dorf Karwitten hatte ihm im feierlichen Zuge das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben. Das Begräbniß eines angesehenen Wirthes ist eine große Begebenheit für so ein weltfernes kleines Fischerdorf. Wenn man hinter dem Sarge hergegangen ist und sein redlich Theil Trauer zur Schau getragen hat, so hält man sich vollberechtigt, an der reichen Bewirthung theilzunehmen, die gleichsam als die letzte Gabe des Verstorbenen betrachtet wird. Der Kummer der Hinterbliebenen bildet keine Entschuldigung für versäumte Wirthspflichten.

Auch im Holstein'schen Hause hatten die Frauen sich diesen Ansprüchen gefügt. Zwar hatte Rose vermeinte Augen, und Ernestine ein bleiches, starres Gesicht gezeigt, aber an freundlichem Nöthigen, Platz zu nehmen und zuzulangen, hatten sie es nicht fehlen lassen.

Die reichlich besetzten Tische hatten sich rasch geleert, was nicht verzehrt wurde, fand in den geräumigen Taschen Unterkunft. In der Wohnstube war der Honoratiorentisch gedeckt worden, da hatten die angesehenen Gäste das Trauermahl verzehrt: ein paar wohlhabende Wirthsleute aus den Nachbardörfern, zwei oder drei einheimische Größen mit ihren Familien, darunter der besondere Günstling des Verstorbenen, der junge Zimmermeister Martin Klaas mit seiner Mutter.

Diese Letztere, „die Klaasin“, war eine der angesehensten Frauen des Dorfes. Als Mutter eines sehr begehrten, in allgemeiner Achtung stehenden Sohnes, wurde ihr vielfach der Hof gemacht. Vor ihrer großen, hageren, sich sehr gerade haltenden Gestalt knigten die jungen Dorfschönen demüthig und hielten es für eine Ehre, von ihr bei zufälligen Begegnungen angesprochen zu werden. In Küche und Wirthschaft war ihre Stimme ausschlaggebend, und in den

angeseheneren Häusern des Dorfes konnte kein Begräbniß, keine Hochzeit oder Taufe stattfinden, bei welchen die Klaasin nicht die Vorbereitungen leitete. Was sie nicht in die Hand nahm, hatte keine rechte Art, von diesem Grundsatz war sie durchdrungen, und sie hatte es verstanden, ihn auch Anderen beizubringen.

So hatte es Niemand überrascht, daß auch Ernestine die Nachbarin um ihre bewährte Hilfe gebeten hatte. Sie wußte zwar, daß sie auch ohne dieselbe sehr wohl fertig geworden wäre, aber es war ihr jetzt vor Allem darum zu thun, die Frau zu ihrer Freundin zu machen. Für Anerkennung ihres Werthes und für kleine Schmeicheleien war sie sehr empfänglich, und Ernestine ließ es daran nicht fehlen. Außerdem ließ sie es sich angelegen sein, ihr einen Einblick in ihre Wirthschaft zu gewähren. Speicher und Stall, Keller und Milchammer wurden ihrem Gutachten unterstellt, die ertheilten Rathschläge demüthig entgegen genommen.

Dies kluge Benehmen verschlehte seine Wirkung nicht, und die Wohlhabenheit der Wirthschaft vollendete den guten Eindruck. Als die Klaasin am Begräbnißtage das Holstein'sche Haus verließ, stand der Entschluß, Ernestine zu ihrer Schwiegertochter zu machen, fest in ihr.

„Das ist eine Wirthin, vor der muß man Respekt haben,“ sagte sie, als sie neben ihrem Sohne ihrem Häuschen zuschritt. „Bier Kühe im Stall, und was für Kühe! Und der Speicher voll Korn und Flachs! Ja, Martin, Geld haben ist eine gute Sache!“

„Jawohl, Mutter,“ sagte der Sohn, ein blonder, schlanker, großer Mensch, von prächtigem Wuchs, etwas schwerfällig im Sprechen, aber mit klugen, ernstern Augen.

„Und Du kannst es bekommen mit einem Schlag, wenn Du nur willst.“

„Hm — wer weiß!“

„Na, ich weiß es, die Ernestine nimmt Dich!“

„Früher hast Du doch von der Ernestine nichts wissen wollen.“

„Jetzt ist das doch auch eine andere Sache! Der alte Holstein hätte den Hof bei seinen Lebzeiten nie abgegeben; jetzt gehört er der Ernestine von Rechts wegen ganz allein. Die Rose hat nichts, ihre Eltern haben ihr Theil schon herausbekommen.“

„Das arme Ding!“

„Die hat ihr hübsches Gesicht, und Narren genug in der Welt gibt's immer, die das höher schätzen, als einen soliden Charakter und Geld.“

Martin schwieg.

„Ich weiß wohl,“ fuhr die Mutter fort, „daß Dir die Rose auch in die Augen gestochen hat, aber ich sage Dir, Schönheit macht nicht satt, und Noth im Haus treibt die Lieb' zum Fenster hinaus. — Na, kommst Du nicht herein? Wo willst Du denn noch hin?“

„Ich hab' noch einen Gang zu machen.“

„Im Sonntagsrock? Komm doch herein und zieh' Dir die Alltagsjacke an.“

Der junge Zimmermann war ein guter Sohn, er gab der Mutter in kleinen Dingen gern nach. Während sie drinnen den Tuchrock in den Schrank schloß und ihm die Arbeitsjacke reichte, hielt sie es für nöthig, noch einen Haupttreffer gegen ihn auszuspielen.

„Sieh Dich vor,“ sagte sie warnend, „die Rose ist ein schlaues Ding, sie wird jetzt aus einem anderen Ton singen. Jetzt wirst Du ihr gut genug sein, aber ich hoffe, zum Rothnagel wirst Du Dich nicht brauchen lassen!“

Das traf. Der junge Zimmermann besaß kein übergroßes Selbstgefühl, aber seinen männlichen Stolz hatte er doch. Nein, lieber wollte er auf sie verzichten, als denken müssen, daß sie ihn nur als Versorgung betrachtete.

Er hatte seinen Geschäftsgang im Dorfe abgemacht, aber nach Hause, wo die Mutter ihn voraussichtlich mit einer Fortsetzung des begonnenen Gespräches empfangen würde, zog es ihn nicht. Er wanderte im weiten Bogen um das Dorf herum, ging über die Dünenhöhe und lenkte dann in den Fußsteg ein, der am Holstein'schen Ackerlande vorbeiführte. Wie schön die Winterfaat stand, auch das Sommergetreide sproßte schon in feinen Hälmdchen lustig empor. Ja, das mußte wahr sein, die Ernestine war eine Wirthin, wie man Land auf und Land ab keine zweite fand. Wer die heirathete, für den war gesorgt.

Er ging gedankenvoll den Rain entlang. Wenn die Mutter Recht hätte, wenn er nur zuzugreifen brauchte! Aber in ihm sträubte sich etwas dagegen, etwas Unüberwindliches.

In diesem inneren Zwiespalt war er an der Rückseite seines Häuschens — des letzten auf dieser Dorffseite — vorübergeschritten. Vor ihm lag ein schmaler Waldstrich, den er mit seinen weitansgreifenden Schritten rasch durchmaß und dann jenseits auf die freie Düne heraustrat. Ihm zur Linken dehnte sich in unabsehbarer Weite die blaue See, vor ihm aber, so weit er sehen konnte, nichts als Sand, todter, weißer Dünenand, Hügel und Thäler bildend, ein Anblick von niederdrückender, alles Leben erstarrender Debe. Nordwärts vor ihm erhob sich eine hohe Düne. Ueber ihrem Gipfel schien ein gelber, sonnendurchglühter Rauch zu schweben. Der junge Zimmermann kannte dieses Phänomen, er wußte, daß dieser scheinbare Rauch Sand war, der lose fliegende Dünenand, den der eben stark wehende Nordwest den jenseitigen Abhang hinauftrieb, ihn auf freier Höhe herumwirbelnd und zu hohen Rämmen aufhäufend, die endlich durch ihre eigene Schwere in den Abgrund hinabgezogen werden. Ein dumpfes Geräusch begleitete diesen Vorgang.

„Die Dünen rollen,“ so bezeichnen die Bewohner dieser Gegend gleichmüthig ein Geschehniß, durch dessen Verlauf doch unaufhaltsam das Verderben ihrer Heimath und Habe näher gerückt wird. Auch der junge Zimmermann sprach mechanisch die Worte vor sich hin, als der bekannte dumpfe Schall an sein Ohr schlug: „Die Düne rollt!“

Er starrte auf die Düne hin, die mit jedem Jahre dem Dorfe um ein Stück näher rückte. Und wie er noch hinblickte, kam es knisternd über das weite Dünenfeld herangeweht, eine ganze Wolke des verderbenbringenden Sandes. Wie Wasserfluthen rieselte es ihm um die Füße, er hörte, wie es hinter ihm an die Stämme der Bäume anschlug, wie es im Astwerk rauschte und pfiß. Und als er sich wandte, sah er, daß der Tod schon seine Hand auf die äußerste Baumreihe gelegt hatte; die scharfen Quarzkörner hatten die äußere Rinde grausam zerseht, daß an manchen Stellen das weiße Holz bloß lag. Ihn erfaßte ein Schauer, fast, als blicke er auf die Todeswunde eines Menschen.

Er wandte sich und schritt, tief einsinkend im losen Sande, die Düne abwärts der See zu. Ab und zu klang der dumpfe, rollende Ton der abstürzenden Sandmassen zu ihm herüber. Er erinnerte sich, daß dieses Dünenrollen ihm als Kind ein namenloses Grausen bereitet hatte, wenn er es Nachts in seinem Bette gehört. Und etwas von diesem Gefühl erfaßte ihn auch in diesem Augenblicke, daß er rascher ausschritt.

So hatte er eilenden Schrittes den Abstieg vollendet und den schmalen Vorstrand erreicht, als sein Fuß plötzlich stockte. Vor ihm, auf einem Steinblock, dicht an der Spülung der See sitzend, hatte er eine Gestalt erblickt, die schwächliche Gestalt eines eben erst dem Kindesalter entwachsenen Mädchens. Es war Rose, er hatte sie sogleich erkannt. Sie saß zusammengesunken, den Oberleib vornüber gebeugt, das Gesicht in den Händen verborgen.

Als er näher trat, gewahrte er, daß der ganze Körper des jungen Mädchens zitterte von einem lautlosen, leidenschaftlichen Weinen.

Bei diesem Anblick schwanden Groll und Bedenken, die in ihm aufgestiegen waren, und nichts als Liebe und Mitleid füllten sein Herz. Gegen die übermüthige, spottfüchtige Rose, die ihm lachend manche Kränkung angethan, hatte er sich gewappnet gefühlt — dieses arme, verlassene, junge Geschöpf aber, das seinen Kummer und sein Leid in der Einsamkeit ausweinte, hatte nichts gemein mit jener allbenedeten, anspruchsvollen Erbin.

„Was thust Du hier allein bei einbrechender Nacht in den Dünen, und weshalb weinst Du?“ fragte er.

Beim ersten Ton dieser rauh klingenden Frage war Rose emporgeschneilt.

„Es fällt mir nicht ein, zu weinen,“ sagte sie stolz und abwehrend, indem sie mit der Hand rasch über die Augen fuhr, „und wenn ich Lust habe, hier allein zu sitzen, so geht das Niemanden etwas an.“

„Aber Du hast doch geweint, Rose, ich hab' es gesehen.“ Und dann nach einer Pause, während welcher sie ihn mit gerunzelten Brauen feindselig angestarrt hatte: „Sind sie zu Hause böß gegen Dich gewesen? Rose — ich — ich kann Dich nicht weinen sehen! Liebe Rose, sag' mir, was Dir fehlt!“

In dem Gesicht des Mädchens zuckte es. Der Jammer ihres Herzens, den sie bisher stolz vor Jedermann verschlossen hatte, brach unaufhaltsam hervor beim ersten Zeichen von Mitgefühl und Theilnahme.

„Seit der Großvater todt ist, geht es mir schlecht, Martin,“ versetzte sie schluchzend, „meine guten Tage sind für immer vorbei!“

„So ist es wahr, daß sie Dich im Hof schlecht behandeln?“

Das Mädchen richtete sich auf, ihre Augen blizten. „Sie möchten es, sie versuchen, mich unter die Füße zu treten, aber ich leid' es nicht, Martin! O, Du weißt nicht, wie böß, wie grundschlecht die Menschen sind! Die mir früher geschmeichelt haben, möchten mich jetzt zu ihrem Schuhwisch machen! Weißt Du, daß sie mir im Dorf den Spottnamen ‚Bettelprinzess' gegeben haben?“

„Du wirfst Dir doch aus solchem Geschwätz nichts machen!“

„Das ist leicht gesagt, es schmerzt doch!“

„Dich, Rose? Das hätt' ich nie geglaubt, Du machst immer ein Gesicht, als ständest Du hoch über allem Dorf-Klatsch.“

„Ich will es auch — ich gebe mir Mühe, mir aus aller Niederträchtigkeit der Menschen nichts zu machen. Aber ich bin schwach, und wenn ich tagsüber zu allen Kränkungen höhnisch gelacht und sie nach besten Kräften zurückgegeben habe, dann kommt es Abends doch über mich, das schreckliche Gefühl, daß ich allein, ganz allein stehe auf der Welt, daß ich ausgestoßen bin, daß von allen guten und mitleidigen Gefühlen, die in mir einst gelebt haben, nichts übrig geblieben ist, nichts, gar nichts! Haß und Rachsucht sind hier eingezogen,“ — sie schlug sich leidenschaftlich gegen die Brust — „und wenn ich all' diesem giftigen Gewürm mit einem Tritt den Kopf zerschmetterern könnte, ich thäte es!“

Sie hatte stoßweise in fliegender Eile die Worte herausgestoßen. Jetzt stand sie athemlos, die kleinen Hände geballt, und starrte in die Weite.

„Das könntest Du doch nicht thun, Rose, darauf kenn' ich Dich,“ sagte er mit ruhigem Lächeln.

„O doch! Du glaubst nicht, wie böß ich geworden bin! Wenn mir Jemand einen Stoß gibt, so trete ich nicht zur Seite wie früher und denke: es war ein Versehen! Nein, ich stoße wieder — ich stoße, so hart ich kann!“

„Vergiß nicht, daß es auch gute Menschen gibt, denk' an die alte Muhne!“

„Ja, die ist gut, und wenn die Mägde spitze Neben gegen mich führen — sie thun es, weil sie wissen, daß das der Ernestine gefällt — dann nimmt sie mich in Schutz und mahnt zum Frieden. Aber sie hören nicht auf sie, denn sie ist ja auch abhängig von der — der Anderen!“

„Thust Du der Ernestine nicht Unrecht?“

„Unrecht — der! O, Martin, Du weißt nicht, wie sie mich quält. Jedes Wort, das sie spricht, ist ein Schlag für mich. Und geizig ist sie, daß sie mir den Bissen nicht gönnt, den ich esse. Ich hab' es schlechter bei ihr, als der ärmste Diensthote. Ich arbeite, so viel ich kann, und doch heißt es immer, ich thue nichts, sie müsse mich aus Barmherzigkeit satt machen! O, wie hasse ich sie — diese —“

Die Thränen des Mädchens waren versiegt, aber in ihren Augen flackerte ein unruhiges Feuer, hinter ihren Lippen bligten ihre kleinen, weißen Zähne hervor.

„Aber,“ fuhr sie flüsternd fort, „sie wird nicht ungestraft bleiben, sie wird schon ihren Lohn erhalten! Und wenn ich etwas dazu thun kann — siehst Du — mit meinen eigenen Händen könnt' ich —“

„Still, still, Rose! Sei froh, daß ich allein diese Worte gehört habe. Wenn man sie der Ernestine hinterbrächte, so würde sie Dir nachsagen, Du wollest ihr ein Leid anthun!“

„Und sie hätte damit so Unrecht nicht! Du ahnst nicht, wie sie mich quält und mit Füßen tritt. Die Leute haben ihr den Rath gegeben, mir so mitzuspielen, daß ich freiwillig aus dem Hause gehe, dann sei sie aller Verpflichtungen gegen mich ledig. Und was sie mir thut, ist noch nicht das Aergste! Aber kein Tag vergeht, daß sie nicht meine Mutter im Grabe beschimpft. Blutige Thränen muß ich weinen, wenn sie ihr so böse Dinge nachsagt!“

Und mit dem Gedanken an die arme, früh verstorbene Mutter waren Zorn und Haß in der Seele des jungen Mädchens plötzlich ausgelöscht und Schmerz und Trauer gewannen die Oberhand. Sie drückte das Gesicht in die Hände und schluchzte auf.

„Du darfst nicht in dem Hause bleiben, Du mußt fort vom Hof,“ entschied Martin.

„Das hab' ich auch schon gedacht, und dann ist mir wieder so, als ob ich nirgends anders leben könnte, als in dem lieben, alten Haus. Und wohin sollte ich auch? Ich habe immer gedacht, ich hätte viele Freunde. Aber jetzt seh' ich, daß ich Keinen habe — nicht Einen, der zu mir sagt: ich will Dir helfen! Glaub's nur, für mich wäre es am besten, ich ginge in die See, wo sie am tiefsten ist!“

Der junge Mensch stand tief erschüttert neben ihr. Unklare Gedanken wälzten sich in seinem Kopfe. Ein zärtliches Mitleid, der heiße Wunsch, das junge Ding in seinen starken Arm zu nehmen und ihr zu sagen: hier steht Einer, dessen größtes Glück es wäre, für Dich zu leben und zu sorgen, dieser Wunsch wogte übermächtig in seiner Seele auf. Aber gleich daneben stand das Bedenken: wie wird die Mutter sich zu diesem raschen Entschluß stellen? Der Sohn kannte sie nur zu gut, er wußte, daß sie einen starren Sinn hatte, der schon dem verstorbenen Vater das Leben oft schwer gemacht. Eine unerwünschte Schwiegertochter ihr in's Haus bringen, hieße dem häuslichen Krieg, dem bösesten und grausamsten aller Kriege, Thor und Thür öffnen. Und dann war noch Eines da, das sich zu seiner eigenen Pein tief in seinem Innern regte: das Mißtrauen, das böse Mißtrauen, das die Mutter erweckt hatte. So wie heute hatte Rose noch nie zu ihm gesprochen, so rückhaltlos hatte sie ihn noch nie in ihr Herz blicken lassen. Der Mutter Worte: „Willst Du Dich als Nothnagel gebrauchen lassen?“ tönnten ihm noch in's Ohr, lähmten den

raschen, warmen Impuls seines Herzens und drängten die Worte zurück, die ihm auf die Lippen treten wollten.

Vielleicht hatte das junge Mädchen ein freundliches, trostspendendes Wort von ihm erwartet, sie stand eine Weile neben ihm, still weinend, mit gesenktem Kopfe. Als aber Alles still blieb, richtete sie sich empor und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Ich werde nach Haus gehen müssen, es wird dunkel,“ sagte sie tonlos.

„Ja, es wird dunkel,“ wiederholte er mechanisch, und sie schritten nebeneinander den Dünenhang empor.

3.

Ernestine hatte, nachdem die Muhme und die beiden Dienstleute ihre Schlafkammer aufgesucht, mit wankenden Knien die kleine, hinter der Wohnstube gelegene Kammer des verstorbenen Vaters betreten. Bitternd hatte sie an der Thür Halt gemacht und mit scheuem Blick um sich geschaut. Da war das Bett, in dem er geschlafen. Sie wagte kaum hinzusehen, sie fürchtete das gefurchte Gesicht des Alten in den Rissen zu erblicken und seinem strengen Auge zu begegnen. Ein abergläubisches Grauen ergriff sie — sie bebte am ganzen Körper, aber sie wurde nicht wankend in ihrem Entschlusse.

Den Schlüssel zu dem alten Schreibpulte hatte man in der Jacke des Verstorbenen gefunden und ihr übergeben. Sie hielt ihn mit der Hand fest umklammert. Sie wollte ihn gebrauchen, sie wollte ihn zu dem Zwecke gebrauchen, dem ausgesprochenen Willen des Vaters entgegenzuarbeiten. Wenn die Muhme wirklich Recht hatte, wenn der Vater ihr jene ungeredete Verpflichtung wirklich auferlegt und die Forderung an sie gestellt hatte, dann wollte sie sich davon freimachen um jeden Preis.

Sie schritt vorwärts und blieb vor dem alten Pulte

stchen. Zwar hatte sie Sorge getragen, die Fensterläden zu schließen, um vor jeder Beobachtung sicher zu sein, auch an der Thür hatte sie den Riegel vorgeschoben, aber dennoch zitterte sie, daß das Licht in ihrer Hand schwankte, und scheu wie eine Verbrecherin schielte sie zur Rechten und zur Linken. Der Schlüssel war von dem Seewasser, in dem er gelegen, rostig geworden; als sie ihn in's Schloß schob und mit Anstrengung drehte, kreischte er unheimlich. Sie fuhr zusammen und hob den Kopf, um zu lauschen. Dort hinter jener Thür, im Wohnzimmer, hatte der Sarg gestanden. Bewegte sich nicht der Griff des Thürschlosses, als ob sich jenseits eine Hand darauf gelegt hätte?

„Welche Närrin ich bin!“ sagte sie laut, um sich Muth zu machen. Aber ihre Stimme hatte einen eigenthümlich hohlen Klang, der sie wieder zusammensahren machte.

„Es muß sein, mehr als mein Leben hängt davon ab,“ sagte sie sich. Entschlossen rückte sie einen Stuhl herbei und öffnete die Klappe. Sie begann die Durchsicht der Hinterlassenschaft. Es war dies kein schwieriges Werk. In den ersten Schubladen, die sie herauszog, fand sie einige auf die Wirthschaft bezügliche Notizen vor, Aufzeichnungen privater Natur schienen nicht da zu sein. Sie athmete auf. Vielleicht hatte der Vater keine schriftlichen Bestimmungen hinterlassen, vielleicht brauchte sie nichts zu verheimlichen oder zu vernichten!

Die Läden waren durchsucht, jetzt war nur noch das große Mittelfach vorhanden, zu welchem der Schlüssel in einem der Schubfächer gelegen hatte. Mit zitternder Hand öffnete sie die Thür. Wenn sie hier nichts vorfand, dann hatte der Vater überhaupt keine Bestimmungen hinterlassen, und sie konnte sich mit Recht als Herrin der ganzen Hinterlassenschaft betrachten.

Aber so gut sollte es ihr nicht werden! Da war es, was sie zu finden gefürchtet hatte! Sie zog ein Päckchen

Papiere, die mit einer Bindschnur zusammengebunden waren, hervor. Ihr Athem stockte, sie hatte die Handschrift des Vaters auf dem Umschlag erkannt. „Mein letzter Wille“ stand da, von einer Hand geschrieben, die besser mit Pflug und Sense, als mit der Feder umzugehen verstanden hatte.

Ihr Herz klopfte stürmisch, als sie die Schuur löste. Der alte Mann hatte in diesem Umschlag Alles vereinigt, was ihm lieb und werth gewesen war. Zunächst fiel dem Mädchen ein Brief ihrer Mutter in die Hände, den sie als Braut an den Vater geschrieben; dann ein Neujahrswunsch Mariens, ein zweiter von Rose, beide fast die ersten Schreibversuche von Mutter und Kind. Und von ihr nichts, von ihr kein Andenken, das ihr gezeigt hätte, auch für sie habe er Vaterliebe gefühlt!

Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander, diese Liebslosigkeit erleichterte ihr das, was sie zu thun Willens war. Und da war auch das Papier, das sie suchte, mit raschem Blick überflog sie es! Ja, da stand es schwarz auf weiß, daß der Vater sie hatte übervorthellen wollen. Tausend Thaler sollte sie der Rose herauszahlen! Er thue damit seiner Tochter Ernestine kein Unrecht an, denn der Hof sei in den letzten Jahren an Werth bedeutend gestiegen, hieß es.

Kein Unrecht! War nicht durch ihre Arbeit und Sorge die Wirthschaft in die Höhe gekommen, und die Frucht dieser Arbeit sollte eine Andere genießen! Man muthete ihr Uebermenschliches zu! Im Besitze dieses Kapitals würde Rose natürlich Martin's Frau werden, denn darüber täuschte sich Ernestine nicht, das hatte sie mit weiblichem Scharfblick erkannt, Rose war dem Martin im Grunde immer gut gewesen und hatte nur, wie es ihre übermüthige Art war, ihr Spiel mit ihm getrieben, immer aber in der Absicht, ihn endlich doch zu erhören. Und dazu sollte sie, Ernestine, ihr die Wege ebnen!

„Ich thu' es nicht, ich kann es nicht thun,“ murmelte sie, „ich nehme nur mein Recht, wenn der eigene Vater es mir auch vorenthält!“

Sie hielt das Papier in der Hand und starrte darauf hin. Blitzschnell überlegte sie. Sollte sie es vernichten? Dann war sie unbestritten die Eigenthümerin des ganzen Hofes mit seinem lebenden und todtten Inventar. Oder sollte sie damit zu einem Rechtsanwalt und ihn beauftragen, diesen letzten Willen ihres Vaters anzugreifen, kraft der Beweise, die sie aufbewahrt, und die kund thaten, daß ihre verstorbene Schwester schon mehr aus dem Hof empfangen, als ihr von Rechts wegen zustand? Das würde wohl gesetzlich das Richtigere, aber zugleich für sie das Kompromittirendere sein. Im ganzen Dorf würde man die Köpfe zusammenstecken und über sie flüstern. Mit einem Male würde die öffentliche Meinung umschlagen und zu Rose's Gunsten eintreten.

Und Martin? O, der würde ihr Verhalten gewiß mißbilligen und sich am Ende gar verpflichtet fühlen, sich der Geschädigten anzunehmen. Nein — besser war besser! Fort mit dem Papier, von dem Niemand mit Bestimmtheit behaupten kann, daß es überhaupt dagewesen. Mündliche Bestimmungen gelten nicht.

Ihre Finger zitterten nicht, als sie das Blatt an das Licht hielt. Es flammte auf, krümmte sich zusammen und war in der nächsten Minute ein Häufchen Asche, auf welches Ernestine, um die letzten Funken zu verlöschen, den Fuß setzte. Dann schloß sie sorgfältig das Pult ab, nahm den Schlüssel an sich und ging ruhigen Schrittes in ihre Schlafkammer. —

Die Ruhme aber hatte schon geplaudert. In ihrer Vorliebe für Rose hatte sie eine Wandlung zu Gunsten des Mädchens dadurch hervorzubringen gesucht, daß sie hier und da verlauten ließ, die Rose sei keineswegs so arm,

wie man annehme. Der alte Holstein habe die Absicht gehabt, ihr einen Antheil an dem Hof, den die Ernestine ihr bar herauszahlen müsse, zu sichern. Er habe immer davon gesprochen, er wolle ein Testament auf dem Gericht in der Kreisstadt niederlegen, und zweifellos habe er es auch gethan, die Gerichtsherrn würden sich schon melden und sie Alle zur Eröffnung des Testaments hinbescheiden.

Aber man wartete vergebens, Tag auf Tag verrann, ohne daß eine Nachricht einlief. Auf eine endliche Anfrage stellte es sich heraus, daß auf dem Gericht kein Testament niedergelegt war. Die Ruhme schüttelte den Kopf, aber sie tröstete Rose, deren Gesichtchen in den letzten Wochen merkwürdig schmal geworden war, mit einem Hinweis auf das alte Schreibpult und dessen Inhalt.

„Er hat es mir doch gesagt, daß er Dich sicher stellen wolle, er kannte ja die Ernestine! Unter seinen Papieren wird sich sein letzter Wille schon finden!“

Mau schritt nun zur Untersuchung des alten Pultes. Im Beisein der Betheiligten unternahm der Dorfschulze, jener Fischer Anders, der als alter Hausfreund den Hinterbliebenen die Nachricht von dem Tode des alten Mannes gebracht hatte, dieselbe. Mit fest ineinander gefalteten Händen stand Rose dabei, ihre weit offenen Augen folgten jeder Bewegung des Mannes, der Schublade nach Schublade herauszog, und jedes Fach sorgfältig untersuchte. Endlich war nichts mehr zu durchsuchen übrig, er ließ die Hände sinken und stieß einen Seufzer aus.

„Nichts da, Anders?“ fragte das Mädchen flüsternd.

„Nichts, Kind! Aber das wundert mich, die Ruhme behauptet doch —“

„Die Ruhme ist alt und schwerhörig, ihr Gedächtniß ist schwach,“ fiel Ernestine ihm in's Wort. „Ich habe an ihre Aussage nie geglaubt, mir ist es immer unglaublich vorgekommen, daß der Vater mich so übervorthheilen könne.“

Sie stoßte plötzlich. Rose hatte sich langsam ihr zugewendet. Aus dem geisterbleichen Gesicht des Mädchens starrten sie zwei übergroße dunkle Augen an, Augen, die ihr bis auf den Grund der Seele zu dringen schienen. Dieser Blick verwirrte sie — sie wollte ihn erwidern, dreist und fest erwidern, aber wie ein Schlag ging es ihr durch die Glieder: sie weiß etwas, sie hat mich an jenem Abend belauscht!

Sie vollendete ihre Rede nicht, ihre Kniee zitterten, sie mußte sich niedersetzen. Und obgleich sie sich rasch wieder faßte, sich zu Anders wandte und mit ihm eifrig sprach, fühlte sie immer die Augen Rose's auf ihrem Gesichte brennen, diese Augen, in deren Tiefen sie eine furchtbare Anklage las. —

Und am Abende dieses Tages sprach Rose ihren Verdacht gegen die Muhme aus, deren Schlafkammer sie theilte.

„Es ist etwas Schriftliches dagewesen, die Ernestine hat es im Kulte gefunden, glaub' es mir, Muhme!“

„Und wo soll es denn geblieben sein, Kind?“

„Verbrannt hat sie es!“

„Um Gottes willen, Rose, sprich so etwas nicht aus! Wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

„Er kam mir in dem Augenblicke, als Ernestine zu Anders sagte, sie habe nie an Deine Aussage geglaubt, es sei ihr stets undenkbar gewesen, daß der Vater sie so über-vorthellen könne. Das aber ist eine Lüge, denn sie hat es geglaubt und hat es gefürchtet. Und da fuhr es mir durch den Sinn: warum lügt sie? Und wie ich sie ansah, wurde sie bleich wie der Tod und zitterte, daß ich dachte, sie würde hinfallen. Und da fiel mir noch etwas ein, das ich fast vergessen hatte. Am Begräbnistage war's — ich war Abends in die Dünen gegangen und hatte den Martin draußen getroffen. Es war schon spät, als ich nach Hause kam, und ich sah die Läden an Großvaters

Schlafkammer geschlossen. Darüber wunderte ich mich, und als ich herzutrat, schimmerte Licht durch die Ritzen. Ruhme, ich lasse mein Leben dafür: an jenem Abend hat sie Großvaters Schrift verbrannt!"

Es wurde eine Weile still in der Schlafkammer, beide Frauen sahen sich mit großen, weit offenen Augen an, und Beide lasen in ihren Blicken, daß sie Ernestine einer solchen That für fähig hielten.

"Du kannst nichts beweisen, deshalb schweige! Sie ist im Stande, Dich zu verklagen. Du kannst in's Gefängniß kommen, Kind!" sagte endlich die alte Frau leise.

"So soll ich Unrecht leiden?"

"Wie willst Du ihr ihre That beweisen? Sie wird natürlich leugnen."

"Und sie, die Diebin, soll Herrin sein, während ich mein Lebelang eine arme Magd bleiben muß?"

"Warte es ab, der Martin ist Dir immer gut gewesen, er wird Dich nehmen, auch wenn Du arm bist."

Das Mädchen lachte bitter auf.

"Seine Mutter erlaubt es nicht, die will Geld haben!"

4.

Kalt und unfreundlich, mit schweren Regengüssen und scharfen Winden war der Juni in's Land gekommen.

"Wie im Herbst ist's," klagte die Ruhme, die von der Leinwandbleiche durchnäßt und erfroren in's Haus zurückgekommen war und sich am abendlichen Herdfeuer wärmte. "Borige Nacht hat der Sturm an den Fenstern gerissen, daß ich dachte, er wollte sie eindrücken. Hast Du nichts gehört, Rose?"

"Nein, Ruhme," entgegnete das Mädchen heiter, "Nachts habe ich Besseres zu thun, ich habe geschlafen. Ich bin jetzt immer Abends so müde, daß ich schon schlafe, ehe ich mich recht ausgestreckt habe."

„Das glaub' ich, müde genug machst Du Dich! Es ist dies Jahr keine Kleinigkeit mit der Heuernte; im Wasser stehen bis an die Kniee und das Heu mit den Hacken auf's Trockne schleppen! Wenn Du es nur aushältst!“

„Ich bin ja gesund, Muhme!“

„Ja, Gott sei Dank! Aber im Uebrigen, Kind, sieh't's böse aus. Das wird ein schweres Jahr! Wer hat es je erlebt, daß die Wiesen so überschwemmt sind, wie jetzt! Und das Eulengeschrei gefällt mir auch nicht, noch meine schweren Träume! Böse Zeichen, Rose, böse Zeichen! Es gibt etwas mit der Ernestine. Ich hab' sie diese Nacht gesehen im feuerrothen Kleid, und um ihren Kopf flogen große Vögel mit langen schwarzen Flügeln. Das sind böse Gedanken, und die rothe Farbe bedeutet Haß und Zorn.“

„Muhme, sie ist in der letzten Zeit besser zu mir gewesen, sie hat mich in Ruhe gelassen und nicht gequält.“

„Mir gefällt ihr Gesicht heut Abend nicht. Die Klaasin ist bei ihr gewesen, und die Beiden haben lange zusammen gesprochen.“

„Laß sie doch! Die Klaasin ist eine alte Klatschbabe, aber was thut uns das!“

„Sie will uns aus dem Haus haben, sie will sich selbst hineinsetzen! Ich kenne die Frau, sie hat Absichten auf den Hof, sie will hier die Wirthin spielen, und deshalb will sie ihren Martin der Ernestine geben!“

Einen Augenblick blieb es still, dann legte Rose ihren hübschen Kopf in den Nacken und lachte laut und hell.

„Sei doch still — was ist denn dabei zu lachen!“

„Ach, Muhme! Die Ernestine ist mir immer so alt vorgekommen, fast so alt wie Du. Und dabei ist sie häßlich und lahm. Und wenn sie schon heirathen will, so wird sie doch höchstens einen Mann in gesetzten Jahren

nehmen, aber nicht den Martin! Denk' Dir die Beiden zusammen! Sie ist um zwei Kopf kleiner wie er, sie reicht ihn kaum bis zum Ellenbogen. Und dann sieht sie aus wie seine leibhaftige Großmutter!“

Sie legte wieder den Kopf in den Nacken und lachte laut und lustig.

„Still, um Gottes willen still! Da ist Einer an der Flurthür!“

In diesem Augenblick trat Ernestine ein. Die beiden Ueberraschten sahen durch das Dunkel ihr blasses Gesicht. Als sie näher trat, warf sie ihrer Nichte einen Blick zu, der das Lachen auf deren Lippen ersterben machte. Verschüchtert wollte sich das Mädchen in ihre Kammer zurückziehen, aber Ernestine vertrat ihr den Weg. Sie hatte Rose's Worte und ihr Lachen gehört, und ihre verletzte Eitelkeit hatten ihren Haß und Zorn fast noch mehr aufgerüttelt, als die Zuflüsterungen der Nachbarin. Sie vergaß Alles um sich her, sie bemerkte weder die Dienstleute, die nach und nach eingetreten waren, noch die Ruhme, die sie zu begütigen und zu beruhigen suchte; sie sah nichts, als das blasser Gesicht des vor ihr stehenden Mädchens. Und die Schönheit dieses Gesichtes, und der ruhige Stolz, mit welchem die Nichte ihre Schelt- und Schmähworte über sich ergehen ließ, raubten ihr den letzten Rest von Besinnung.

„Du — Du!“ schloß sie athemlos, ihre geballten Hände drohend erhoben, „nicht einen Augenblick dulde ich Dich länger unter meinem Dach! Hinaus mit Dir! Und wenn Du es wagst, wieder zu kommen, so lasse ich den Hund auf Dich los und heße Dich von meiner Schwelle!“

„Ernestine, bedenk' doch, was Du sprichst!“ rief die alte Frau weinend. Die Dienstleute aber hatten sich in einer Ecke zusammengedrängt und verfolgten den Streit mit jenem aus Neugierde und Schadenfreude zusammengesetzten Interesse.

„Der alte Tyras würde mir nichts thun, er möchte sich eher gegen Dich, als gegen mich wenden!“ sagte endlich Rose ruhig. „Aber habe keine Sorge, ich komme nicht wieder. Nur Eines noch will ich Dir sagen: was Du an mir thust, wird nicht ungestraft bleiben. Wir werden es erleben, daß das Geld und Gut, um dessen willen Du zur Diebin und Erbschleicherin geworden bist —“

„Was, was wagt die Dirne zu sagen!“ kreischte Ernestine.

„Ich weiß, was ich meine! Ich frage Dich, was hast Du an Großvaters Begräbnistage noch spät Abends in seiner Stube zu schaffen gehabt?“

Ernestine taumelte zurück.

„Beweise — beweise, was Du sagst, Verleumderin!“ murmelte sie toullos.

„Das kann ich nicht, und das weißt Du! Kein Anderer hat Dich gesehen, als ich.“

„Und ich soll mir gefallen lassen, daß Du mir meinen guten Namen nimmst! So eine Bettelbirne, der ich Brod und Obdach gegeben, wagt es, mich zu beschimpfen! Du gönnst mir nicht, daß ich geachtet dastehe in der Welt, Du willst mich wohl ebenso zum Schandfleck für das ganze Dorf machen, wie Deine lieberliche Mutter es gewesen ist —“

Sie kam nicht weiter, sie hatte plötzlich einen Schlag in's Gesicht erhalten, der sie zurücktaumeln machte, und zugleich sah sie Rose's zornblitzende Augen und hoch aufgerichtete Gestalt dicht vor sich.

„Schon oft habe ich Dir gesagt, auf mich magst Du schimpfen, so viel Du willst, daraus mache ich mir nichts; aber meine Mutter sollst Du in ihrem Grabe in Frieden lassen!“ rief das Mädchen, jetzt ebenfalls außer sich vor Zorn. „Du bist nicht werth, ihr die Schuhriemen aufzulösen. Sie ist einmal in ihrem Leben ungehorsam gewesen, weil sie Eines lieber gehabt hat, als ihr Leben, als Haus und Hof. Du aber hast in Deinem Leben keinen Menschen

lieb gehabt, Du liebst allein das Geld! Aber gerade durch das Geld wirst Du auch gestraft werden! Nichts soll Dir bleiben von Deinem erschlichenen Gut — Alles sollst Du zu Grunde gehen sehen! Deine Wiesen sind schon unter Wasser, über Deine Felder soll der Dünen sand kommen, und Dein Haus — Dein Haus — über Deinem Kopfe soll es Dir abbrennen, daß kein Balken davon übrig bleibt. Und wenn ich das sehe, dann will ich jauchzen und mich freuen, und das Feuer will ich schüren, daß es hoch auf bis zum Himmel schlägt!"

Das Mädchen war wie außer sich. Sie hob die Hände empor und schüttelte sie drohend gegen ihre Tante, deren Gesicht sich mit bläulicher Blässe bedeckt hatte. Aber ehe noch einer der Anwesenden ein Wort hatte sprechen können, war Rose in's Freie gestürzt, und dröhnend fiel die Thür hinter ihr in's Schloß.

Ein paar Stunden später war's, als der junge Zimmermann Martin Klaas auf dem schmalen Vorstrande dahinschritt. Er kam von einem etwa eine Meile weiter nordwärts gelegenen Dorfe, wo er mehrere Tage mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, die er erst spät Abends beendet hatte. Er war rüstig ausgeschritten, aber trotzdem war es später geworden, als er geglaubt. Mitternacht mochte schon nahe sein, als er jene Stelle erreichte, an welcher er am Begräbnistage des alten Holstein Rose allein und weinend getroffen. Ja, hier mußte die Stelle sein, da lag ja auch der große Stein, auf dem sie gesessen.

Der junge Mensch blieb stehen und starrte vor sich hin. Die Erinnerung an jene Begegnung tauchte lebhafter als je in ihm auf, und zugleich fühlte er auch wieder jene peinigende Gewissensregung, die er seitdem mit sich herumgetragen hatte. Er glaubte das weinende Mädchen wieder vor sich zu sehen und ihre leise klagende Stimme zu hören.

Armes junges Ding! Wie rasch war ihr trotziger, abwehrender Stolz in der Klage um ihre Verlassenheit dahingeschmolzen! Er meinte noch die Wirkung des Blickes zu spüren, mit dem sie ihn von unten auf in die Augen geschaut, hilfsbedürftig und Hilfe erslehend. Und er hatte sich vor diesem Blicke verschlossen, er hatte es über sich vermocht, sie von sich gehen zu lassen, ohne sie in seine Arme zu nehmen und ihr zu sagen: Einen hast Du, der Dich mehr liebt als Alles auf der Welt, Einen, der zu Dir stehen will bis an sein Ende!

Und noch über etwas Anderes hatte er sich Vorwürfe zu machen: er hatte nie energisch Nein gesagt, wenn die Mutter immer wieder von der Ernestine zu sprechen begonnen, ja er hatte sogar der Letzteren einigemal Aufmerksamkeit erwiesen, wie er es früher nie gethan. Letzthin hatte er sie auf einem Gang durch das Dorf begleitet, Seite an Seite waren sie dahin geschritten. Er wußte wohl, daß nach der Ansicht der Dörfler eine solche Kundgebung nur auf eine Weise geedeutet werden kann, die Blicke und das Flüstern, mit welchen man ihnen nachgeschaut, hatten ihn darüber belehrt.

„Niemals! niemals!“ rief er laut, indem er von dem Steine, auf den er sich niedergesetzt, wieder in die Höhe sprang. „Gleich morgen will ich der Mutter sagen, daß ich die Ernestine nicht heirathen kann, nein, ich kann es nicht und will es nicht! Die Rose will ich und keine Andere! Die Rose ist mir die Liebste auf der Welt, auch wenn sie keinen Pfennig ihr eigen nennt!“

Er war entschlossen, schon morgen die Sache zur Entscheidung zu bringen, und durch diesen Entschluß ruhiger geworden, schritt er die Düne aufwärts und trat in den Waldstreif ein, den er durchqueren mußte, um zu seinem Häuschen zu gelangen.

Es war sternhell und die röthlichen Stämme der Bäume

traten klar aus dem Dunkel hervor. Er hatte einen Nichtsteg gewählt und schritt rasch vorwärts. So mochte er etwa die Mitte der Waldstrecke erreicht haben, als ein heller Schein, der über die Stämme hinhuschte, ihn betroffen aufblicken machte. Droben waren die Wipfel der Tannen von einem rothen Lichte angestrahlt.

Feuer! zuckte es durch sein Hirn, und „Feuer! Feuer!“ schrie er laut durch die Nacht. Aber kein Laut antwortet ihm, ringsum war es todtenstill. Er stürzte vorwärts, erreichte den Waldrand, blickte auf das unter ihm liegende Dorf, da, der Hof der Holsteins war es — über das Dach des Wohnhauses züngelten rothe Flammen hin.

„Feuer! Feuer!“ schreit er noch einmal. Er stürzt den Berg hinab, er erreicht das Hofthor. Es ist geschlossen. Also darüber weg! Mit mächtigem Schwung hat er sich hinübergeschwungen, er zertrümmert das Flurfenster mit einem Faustschlag und schreit sein „Feuer! Feuer!“ hinein, daß die Wände beben. Dann ist er am Stall, auch hier die Schläfer zu wecken. In fünf Minuten ist der Knecht neben ihm, und beide Männer fetten Vieh und Pferde los, um sie hinab in die Wiesen zu treiben.

Immer höher schlagen die Flammen aus dem Strohdach des alten Wohnhauses empor. Wolken von Dampf und Gluth wälzen sich über den Hof. Zum zweiten Mal schon handhabt Martin die eisernen Hämmer, die sonst die Mittags- und Feierabendstunde verkünden. Wie ein Angstschrei gellen die Töne durch die Nacht, sie könnten Tode erwecken, aber noch immer keine Hilfe!

„Wohnhaus und Scheune sind nicht zu retten, aber das Stallgebäude könnte bewahrt bleiben, es hat Ziegeldach. Wenn nur erst Hilfe käme!“

Ein sinnbetäubendes Prasseln und Knattern nimmt ihm das Wort vom Munde. Eine grellrothe Lohe schlägt empor und entsendet einen Regen glühender Funken über den

Hof. Die verkohlten Dachbalken sind zusammengestürzt. Da endlich rasselt die erste Spritze vom Dorfe heran, und gleich darauf vom Nachbar-dorfe eine zweite und dritte. Im Nu sind die Rufen gefüllt und die Schläuche gelegt. Der Wasserstrahl fährt zischend über die glühenden Ziegeln des Stallgebäudes.

Jetzt erst, da Andere sich an dem Rettungswerke theiligen, kommt Martin dazu, Athem zu schöpfen und sich umzusehen. Nach und nach war das ganze Dorf um die Brandstätte zusammengelaufen. Müßig standen die Meisten da und hinderten durch ihr Vorbrängen die Rettungsarbeiten. Er sah sogleich, daß unter der dichtgedrängten Menge eine große allgemeine Aufregung herrschte. Männer und Weiber schrien durcheinander. An einem gewissen Punkte hatten sich die Menschen zu einem undurchbringlichen Knäuel zusammengeschoben, in dessen Mitte es wild zu gähren schien.

„Was gibt es da? Was haben die Leute?“ fragte er hinzueilend.

„Die Ernestine ist da und schreit und weint. Nichts hat sie gerettet, als das, was sie auf dem Leibe trägt — alles Andere ist verbrannt.“

„Es ist doch Alles versichert, sie bekommt den Verlust ersetzt.“

„Sie sagt, nicht die Hälfte bekommt sie ersetzt! Und die eigene Richte — für so gottlos hab' ich das Mädchen nicht gehalten!“

Und nun schrien zehn, zwanzig Stimmen durcheinander, daß Martin nicht im Stande war, den Sinn dieser leidenschaftlichen Auseinandersetzung zu verstehen. Und dennoch erfaßte ihn auf einmal ein namenloses Grausen. Welcher Name war es, der in dem Lärm und Toben immer wieder auftauchte? Und mit dem Namen zugleich ein Wort, das ihn betäubte, als hätte er einen Keulenschlag erhalten.

Brandstifterin! — Waren denn diese Menschen alle wahnwütig geworden? Er raffte sich auf und stürzte vorwärts. Da drang aus dem Menschenhaufen ein Schrei zu ihm herüber, ein Schrei so verzweiflungsvoll und angstvoll, wie er ihn noch nie gehört. Das war Rose's Stimme! Was that man ihr, wer wagte es, sie anzurühren! Ehe er selbst es recht wußte, war er mitten unter der wild erregten Masse, mit seiner gewaltigen Kraft warf er rechts und links über den Haufen, was ihn im Wege stand. Und endlich sah er die Geliebte, mit zerrissenen Kleidern, das braune Haar aufgelöst über den Rücken hinabfluthend, die Hände ineinander geschlungen, das todtenbleiche Gesicht stolz den Angreifern zugewendet. In dem Toben und Lärmen war eine plötzliche Stille eingetreten, denn jenseits über den Köpfen der Menge tauchte der Helm des Gendarmen auf. Aber nur einen Augenblick währte die Stille, dann wurden wieder wilde, drohende Stimmen laut.

„Sie hat es ja selbst eingestanden, die Mordbrennerin! — In's Zuchthaus! — Das ganze Dorf konnte zu Grunde gehen! — Gerechtigkeit muß sein — in's Zuchthaus mit der Brandstifterin!“

Und plötzlich stand Ernestine neben dem Polizeibeamten. Sie schrie und weinte nicht mehr, sie war ganz ruhig und gefaßt, aber ihre Augen flackerten unheimlich in ihrem blaffen Gesicht.

„Herr Gendarm,“ sagte sie mit ruhiger, weit vernehmbarer Stimme, „ich habe guten Grund zu glauben, daß das Feuer böswillig angelegt worden ist, und zwar ist es meine Nichte hier, die ich des Verbrechens anklagen muß! Ich habe sie heute aus meinem Hause gewiesen, weil sie im Dorfe böswillige Verleumdungen über mich verbreitet hat, und als sie ging, hat sie Drohungen gegen mich ausgestoßen. Sie hat auch von Feuer gesprochen, das mein Haus verzehren soll. Darüber werden meine Dienst-

leute und die alte Ruhme, die ich zu Zeugen anrufe, Ihnen noch Genaueres berichten können.“ —

Am nächsten Tage war das Dorf in der größten Aufregung. Am frühen Morgen war die schöne Rose durch den Gendarmen in die Untersuchungshaft abgeführt worden.

5.

Die Tage vergingen, der Hochsommer brütete über dem Lande. Was der Juni zu viel an Regen gebracht hatte, brachten Juli und August zu wenig. Unwandelbar strahlte ein wolkenloser Himmel über der Erde, und die Sonne schien mit ihrem Feuerauge die ganze Vegetation der sandigen Rehrung verbrennen zu wollen.

Und dennoch meinte Martin, noch nie im Leben trübere Tage gesehen zu haben. Zwar ging er in gewohnter Weise, einen Tag wie den anderen, seiner Arbeit nach, und der alte Meister Kristopeit war voll Lobes über ihn und seine Leistungen und sagte zu Jedem, der es hören wollte, der junge Mensch sei ihm Kopf und Hand, und ohne ihn könnte er jetzt in seinen hohen Jahren sein Geschäft gar nicht mehr fortführen.

Aber er selbst hatte die Freude an seiner Arbeit verloren. Jetzt erst erkannte er, wie fest Rose mit allen seinen Gedanken, mit allen seinen Plänen für die Zukunft verwachsen gewesen war, jetzt sah er, daß Alles in Trümmer ging, wenn er sich von ihr losriß. Und doch mußte es sein. Denn seinen Namen einer Brandstifterin geben — nein, das konnte er nicht! Er mußte mit sich und seinem widerspenstigen Herzen fertig werden, und koste es ihn ein Stück von seinem Leben!

Aber war es denn möglich, konnte sie das Verbrechen begangen haben? Sie hatte stets ein so warmes, weiches Herz gezeigt, hatte Kinder und Thiere geliebt, selbst dem geringsten Wurm hätte sie kein Leid anthun können. Und

sie sollte im Staude gewesen sein, das Haus, das ihre Kindheit geschützt, das sie geliebt, wie man nur ein Vaterhaus lieben kann, aus Rache anzuzünden? Er wollte es nicht glauben und konnte es nicht glauben. Und er hatte es auch nicht geglaubt, bis er eines Abends die Muhme getroffen und sich mit ihr in ein Gespräch eingelassen hatte.

„Habt Ihr Nachricht von der Rose, Muhme?“ hatte er gefragt.

„Ich bin d'rin gewesen, in der Stadt, und habe sie im Krankenhause besucht. Ich hab' sie nicht sprechen dürfen, aber ich hab' sie gesehen. Gott, Martin, ein Gesichtchen, nicht größer wie meine Hand, und die Augen so groß und so hohl! Sie haben ihr die Haare abgeschnitten, weil sie so böses Fieber gehabt und so stark phantasirt hat. Wie ich sie sah, hab' ich laut aufweinen müssen. Aber dann sagt' ich mir, es wäre am besten, wenn der Herrgott sie zu sich nähme. Denk' doch, auf Brandstiftung steht Zuchthaus! Wenn ich daran denk', könnt' mir das Herz brechen! Aber das sag' ich Dir: die eigentlich Schuldige ist die Ernestine! Das ist eine Böse, eine Grundböse! Laß Dich nicht von ihrem Geld verblenden, Martin! Das Geld allein macht nicht glücklich, mein Sohn.“

Seit diesem Abend war seine Zuversicht dahin. Selbst die Muhme, die doch immer zu Rose gestanden hatte, hielt sie für schuldig.

„Er sieht schlecht aus, der Martin,“ sagten die Leute im Dorf. „Klaasin, Du mußt Deinen Sohn besser pflegen.“

„Ach,“ meinte dann die Frau, „das ist nur so ein Uebergang, das gibt sich mit der Zeit. Er hat in der letzten Zeit schlechten Appetit gehabt und klagt über Schlaflosigkeit. Aber in ein paar Wochen ist's vorüber, verlaßt euch drauf, ich kenne das!“

„Ist es wahr, daß der Meister Kristopeit ihm angeboten hat, er wolle ihm sein Geschäft abtreten, und ihm sein

Grundstück mit dem großen Zimmerplatz gegen Abzahlung überlassen?"

„Sawohl, das ist wahr, dem Martin kann es auf keine Weise fehlen!“ erwiederte die Mutter stolz.

„Aber der Kristopeit erzählt, der Martin wolle nicht. Er will noch den Herbst abwarten, dann will er in die weite Welt.“

„Na, na, wir wollen's abwarten!“ sagte die Frau mit geheimnißvollem Lächeln. „Es kann ja sein, daß der Martin das Grundstück des alten Meisters nicht mehr braucht, vielleicht steht er schon um ein anderes in Unterhandlung. Besser ist besser — abwarten, sag' ich!“

„Er muß die Ernestine heirathen,“ sagten dann die Dörfler, „aber das kommt ihm hart an, ganz 'runter gebracht hat es ihn.“ —

Unterdessen wurde das neue Haus auf der Brandstätte gebaut. Der Ernestine war eine hübsche Versicherungssumme ausgezahlt worden, und sie hatte beschlossen, der alte Hof solle in neuer, verschönerter Form wieder aufstehen.

„Solchen Verdienst wie in diesem Jahre haben die Handwerker im Dorf seit Menschengedenken nicht gehabt!“ sagten die Leute. „Die Ernestine läßt etwas d'rauf gehen! Alle Tage gibt es Bier, sie bringt es den Leuten selbst auf den Bau, und dabei streicht sie um den Martin herum. Na, der müßte blind sein, wenn er nicht merkte, wo sie hinaus will!“

Aber der Martin schien es nicht zu merken. Trotz des hellsten Sonnenscheins auf ihrem Gesicht, blieb das seine finster und blaß. —

In der Stadt aber ging die Untersuchung ihren Gang. Eine Menge Zeugen wurde vorgeladen, die Ruhme, Ernestine, die Mägde, der Knecht, ihre Aussagen lauteten Alle übereinstimmend. Rose hatte wilde Drohungen gegen

ihre Tante ausgestoßen, sie hatte von Verheerung und Brand gesprochen. Dann hatte sie in großem Zorn das Haus verlassen, in das sie zu jeder Stunde der Nacht zurückkehren konnte, denn sie wußte ganz wohl, daß das kleine Hinterpförtchen unverschlossen blieb. Zwar hatte Keiner sie im Hause gesehen, aber kaum, daß die Flammen zum Dache herausschlügen, da war sie auf der Anhöhe jenseits des Weges erschienen und hatte sich so geberdet, daß sich der Verdacht sogleich auf sie lenken mußte. Sie habe mit entsetzten Augen in die Gluth gestarrt, sagten die Zeugen aus, und habe wunderbare Reden geführt. Die Arme habe sie gen Himmel gestreckt, die Hände gerungen, als ob sie jetzt erst inne geworden sei, welch' ein schreckliches Verbrechen sie begangen. Auch habe man ganz deutlich gehört, daß sie gerufen habe: das ist meine Schuld! — Sie habe also bereits gestanden, und wenn sie später geleugnet habe, so werde man doch wohl wissen, was das bedeuten wolle.

Das ganze Dorf war einstimmig in seinem Urtheil: „Sie hat es gethan,“ und selbst Diejenigen, die stets große Stücke auf das Mädchen gehalten, der Dorfschulze Anders und seine Frau, die Ruhme und einige alte Freunde des verstorbenen Großvaters, konnten nur traurig die Köpfe schütteln und schweigend der Sache ihren Lauf lassen. —

Rose's Jugend und Lebenskraft hatten die schwere Krankheit überwunden, man hatte sie aus dem Krankenhause in die Untersuchungshaft zurückführen können. Und nun stand sie zum ersten Male dem Untersuchungsrichter gegenüber. Er war ein nicht mehr junger Mann, der seines Amtes schon viele Jahre waltete und im Verlauf derselben manche für den Menschenfreund niederdrückende Erfahrung gemacht haben mochte. Sein Glaube an Menschenwerth und Menschenwort mochte in dieser Zeit stark erschüttert worden sein. Aber nachdem er einen prüfenden

Blick auf die Angeklagte gemorfen hatte, war er frappirt. Es war nicht allein ihre Jugend und Schönheit, die den Blick des Mannes anzogen, es lag in der Erscheinung des jungen Mädchens ein Etwas, das den Menschenfreund in ihm mit plötzlichem Schreck erfüllt hatte. Dieses junge Wesen eine Verbrecherin? Hinter diesen lieblichen, durch die Krankheit vergeistigten Zügen sollte ein böses Herz wohnen? Diese Haltung voll Schmerz und Scham sollte Lüge sein?

In mildem Tone begann er seine Fragen.

„Erst achtzehn Jahre alt sind Sie,“ sagte der Richter, „und Sie haben in Ihrer Heimath einen so übeln Ruf, daß man Sie einer so bösen That für fähig hält? Wie kommt das?“

Das Mädchen schlug aufschluchzend die Hände vor das Gesicht. Der Richter wartete geduldig, bis ihre Erregung sich gelegt hatte, dann wiederholte er seine Frage: „Wie kommt das?“

„Früher, als der Großvater lebte, hätte Keiner im Dorf mir Böses zugetraut, da waren die Leute freundlich mit mir. Aber seit der Großvater todt ist, und sie wissen, daß Alles der Ernestine gehört, und daß ich nichts, nichts habe —“

Wieder erstarb ihre Stimme in Schluchzen.

„Setzen Sie sich und beruhigen Sie sich,“ sagte der Richter. „Und sehen Sie mich nicht als Ihren Feind an, der Bekenntnisse von Ihnen erzwingen will. Ich will nur das Eine: der Wahrheit an's Tageslicht helfen. Wenn Sie unschuldig sind, so haben Sie die Wahrheit nicht zu fürchten. Erzählen Sie mir also vertrauensvoll, was Sie erlebt, und wie es gekommen ist, daß Ihre Tante Sie an jenem Abend aus dem Hause wies.“

Das klang anders, als sie sich vorgestellt hatte — menschlicher, barmherziger. Das unbestimmte Grausen,

das für sie hinter dieser Thür gelauert hatte, machte einem Gefühl aufkeimenden Vertrauens Platz.

Und sie fing an zu erzählen. Der erfahrene Richter hörte die von unterdrückter Leidenschaft durchzitterte Anklage gegen ihre Tante: „Sie hat mir Alles, Alles genommen, sie hat mich als Bettlerin auf die Straße gestoßen, und die Muhme hat doch gesagt, daß der Großvater es anders gewollt!“

Und auch in seinem Geiste festigte sich mehr und mehr der Verdacht, daß das unglückliche Kind in einem Augenblick besinnungslosen Hasses und Zornes eine That der Rache hatte vollziehen wollen.

„Man sagt mir, Sie hätten sich freiwillig und unangefordert selbst der That angeklagt?“

Die Augen des Mädchens öffneten sich groß und weit.

„Hab' ich das gethan? O, dann war ich nicht bei Sinnen. Ich habe der Ernestine Böses gewünscht, ich habe gedacht, wenn ihr das Haus über dem Kopf abbrennen möchte, geschähe ihr recht. Und an jenem Abend muß mir schon das Fieber in den Gliedern gelegen haben, ich hatte viel geweint, und der Kopf war mir wirr! Da habe ich den Wunsch für die That genommen, als ich das Haus in Flammen sah. Mich hat ein Entsetzen gepackt, daß ich nicht gewußt habe, was ich sprach.“ —

Wie dieses erste Verhör, verliefen auch alle anderen. Es trat nie ein Widerspruch in ihren Aussagen zu Tage, so scharfsinnig auch die Kreuz- und Querfragen waren, die der Richter ihr stellte. Auf eine Frage aber wußte sie keine Antwort, so oft und in welcher Form sie ihr auch vorgelegt wurde. Und gerade hierin bestand das schwer belastende Moment: es war eine Lücke vorhanden, welche durch die Vernehmung aller Zeugen nicht ausgefüllt werden konnte. Um neun Uhr hatte das Mädchen das Haus verlassen durch die große auf den Hof führende

Thür. Seit dieser Zeit hatte Niemand sie gesehen, und erst als das Haus in Flammen stand, war sie plötzlich aufgetaucht inmitten des Volkshaufens, mit irrem, verwildertem Blick, und hatte sich selbst der Brandlegung angeklagt. Man mußte annehmen, daß sie unbemerkt, als alle Hausgenossen beim Abendessen versammelt saßen, durch das kleine, stets offene Hinterpförtchen zurückgekehrt, über die schmale Stiege auf den Bodenraum geschlüpft sei, und sich hier verborgen gehalten habe, bis drunten im Hause Alles still geworden. Die Ausführung des Verbrechens konnte ihr keine Schwierigkeit geboten haben; unter einem Strohdach ist es leicht, Feuer anzulegen.

„Wo sind Sie in der Zeit, die zwischen Ihrem Weggang aus dem Hause und Ihrem Erscheinen auf der Anhöhe liegt, gewesen?“ so hatte der Richter, sie scharf fixirend, mehrmals gefragt. Und diese Frage eben war es, auf welche sie keine Antwort zu geben wußte. Sie starrte den Fragenden an, sie schien qualvoll nach einer Erinnerung zu suchen. Es war, als ginge bei diesem Punkt ein Riß durch ihr Gedächtniß. Sie pflegte die Hände gegen ihre Schläfe zu pressen und ihre Blicke mit dem Ausdruck verzweiflungsvoller Hilflosigkeit in's Leere zu richten, aber eine Erklärung gab sie nicht. Und trotz des Wohlwollens, das die junge Gefangene dem Richter einflößte, war in ihm doch hin und wieder der Gedanke schon aufgetaucht: sollte sie Komödie spielen? Sollte sie ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr sympathisches Wesen benutzen, mich zu täuschen?

Die Voruntersuchung war beendet, Rose hatte zum letzten Male vor dem Untersuchungsrichter gestanden. Zum Schlusse eröffnete er ihr, daß ihre strenge Abschließung jetzt nicht mehr nothwendig sei, daß sie den Besuch ihrer Angehörigen empfangen dürfe.

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf. „Es wird Niemand kommen,“ sagte sie. Und dann nach einer Pause: „Darf ich nicht hinaus auf's Dorf? Es ist so dumpf hier, die Sonne kommt nie in meine Zelle hinein, ich möchte die See sehen und grüne Bäume! Bitte, lassen Sie mich hinaus auf's Dorf!“

„Das kann ich leider nicht! Es ist der Untersuchung nicht gelungen, Ihre Unschuld zu beweisen, es sind einige Punkte da, die unaufgeklärt geblieben sind, Punkte, welche Sie schwer belasten. Die Akten gehen jetzt an die Anklagekammer, die zu entscheiden hat, ob Ihre Sache vor das Schwurgericht kommt.“

„Glauben Sie wirklich, daß ich — daß ich — eine Brandstifterin bin?“ fragte sie leise.

„Auf meine Meinung kommt es hier nicht an. Die Herren, die zu entscheiden haben, müssen sich aus diesen Akten hier ihre eigene Ansicht bilden.“

„O Gott, o Gott!“ Sie verbarg aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen. „Und ich bin doch unschuldig! — Aber, nicht wahr, so etwas Gräßliches, daß ein Unschuldiger zu Schande und Strafe verurtheilt wird, kommt nicht vor?“

„Absichtlich gewiß nicht, mein Kind,“ sagte der Richter, erschüttert von dem Anblick des Mädchens.

„Dann will ich ruhig sein, dann kann ich ruhig sein! Jetzt will ich geduldig warten, und Alles ruhig tragen. Es muß ja doch gut werden!“

Sie sah ihn an, vertrauensvoll wie ein Kind.

„Das ist keine Lüge! Sie ist unschuldig!“ hallte es in ihm. Er schrieb rasch noch einige Zeilen auf das vor ihm liegende Blatt, dann stand er auf. Rose wurde in ihre Zelle zurückgeführt.

Am nächsten Tage trat die junge Frau des Gefangenwärters bei Rose ein.

„Der Herr Untersuchungsrichter hat erlaubt, daß ich Sie tagsüber zu mir herunternehmen darf in unsere Wohnung. Wir haben ein Gärtchen neben der Mauer, zwar klein, aber ein paar grüne Bäume sind doch darin, und Vormittags scheint die Sonne hinein. Und wenn Sie mir die Kinder ein bißchen hüten wollen, derweil ich meine Wirthschaft besorge —“

Rose war der Frau schluchzend um den Hals gefallen.

„O, wie danke ich Ihnen! Ich will Ihre Kinder warten, ich will arbeiten, geben Sie mir zu thun — viel — viel! Nicht mehr einsam — nicht mehr allein! O, wie glücklich bin ich!“

Die Frau wischte sich die Augen. Sie hatte immer Mitleid mit ihrer jungen Pflegebefohlenen gefühlt, aber der richterlichen Anordnung gemäß nur das Nothwendigste mit ihr sprechen dürfen. Jetzt war dieser Zwang von ihr genommen, und sie durfte ihrem Wohlwollen offenen Ausdruck geben.

Ein paar Tage später war Martin da und blickte in den kleinen grünen Garten und auf Rose hinaus, die mit den Kindern im Schatten der hohen Gefängnißmauern saß. Er war nicht zum ersten Male hier, aber man hatte ihn stets abweisen müssen, da die Untersuchung noch nicht abgeschlossen gewesen. Heute endlich hatte er Erlaubniß bekommen, die Gefangene zu sehen. Endlich! Er hatte seine Angst und Sorge kaum noch zu tragen vermocht. Seine Gedanken hatten sich im qualvollen Kreislauf immer um die eine Frage gedreht: ist sie schuldig?

Und nun stand er hier vor der Entscheidung seines Schicksals.

Rose stand langsam von ihrem Sitze auf und blickte ihn mit großen, weit offenen Augen an, als er so überraschend vor sie trat. Es war fast, als müsse ihr armer, von der Krankheit her noch halb verwirrter Kopf sich mit

Gewalt fassen, um die Bilder der Vergangenheit festzuhalten, zu welchen diese Gestalt gehörte. Dann aber ging ein Aufleuchten über ihr Gesicht, dessen zarte Blässe von einer raschen Röthe überflogen wurde.

„Martin, lieber Martin!“ sagte sie leise.

Er konnte nicht sprechen, der starke junge Mann war so bewegt, wie nie vorher in seinem Leben. Beide schwiegen — sie sah ihm ängstlich und forschend in's Gesicht.

„Rose,“ sagte er endlich stoßend, „ich bin gekommen, Dich zu fragen — auf Ehr' und Gewissen zu fragen: bist Du schuldig oder unschuldig?“

Er hatte sie an beiden Händen gefaßt und sah sie an, als wollte er ihr bis auf den Grund der Seele blicken, aber sie senkte ihre Augen nicht vor seinem Blicke.

„Hast Du mich wirklich für so ruchlos gehalten? Hast Du gemeint, ich könne es über das Herz bringen, das alte liebe Haus, in dem ich frohe Kinderjahre verlebt, anzuzünden? O Martin, wie hast Du so böse von mir denken können!“

Die grauen Gefängnißmauern, die auf die Beiden herablickten, mochten eine Scene, wie sie nun folgte, kaum jemals geschaut haben. Mit einem Schrei, wie sie nur eine von langer Dual befreite Brust ausstoßen kann, hatte er sie an sich gerissen.

„O Rose, meine Rose, jetzt hab' ich wieder Lebensmuth, jetzt kann das Leben noch schön werden! Nie hab' ich geglaubt, daß Du mit Absicht und Ueberlegung — aber Alles stimmte so schrecklich zusammen — wir Alle wurden irre, selbst die Ruhme und der Anders und seine Frau! Aber jetzt ist's gut, jetzt will ich wieder mit Lust an die Arbeit gehen — arbeiten will ich für Dich! Wenn Du schuldig gewesen wärst, so wäre ich in die weite Welt gewandert und niemals wiedergekommen!“

Sie standen und hatten sich an den Händen gefaßt

und blickten sich tief in die Augen. Bei diesem ernsten, hart gewöhnten Menschenschlag ist ein Austausch von Liebesföngungen und Zärtlichkeiten nicht Sitte. Auch dieses junge Liebespaar wurde von einer gewissen Scheu auseinander gehalten, aber ihre Augen sprachen, und sie verstanden diese Sprache. Still, Eines an die Schulter des Anderen gelehnt, saßen sie lange Zeit beisammen.

„Ich werde es Dir nie vergessen, Martin, daß Du zu mir gekommen bist, gerade als es mir am schlechtesten ging. Ich will Dir eine gute Frau werden,“ sagte Rose endlich flüsternd.

Er drückte ihr fest die Hand.

„Wenn wir nur erst so weit wären, Rose! Was gäb' ich darum, wenn ich Dich gleich mit heim zu meiner Mutter nehmen könnte! Ich glaube fest, daß sie —“

Er kam nicht weiter, ein lauter, angstvoller Schrei des Mädchens hatte ihn unterbrochen. Sie war aufgesprungen und stand vor ihm, alle Anzeichen von Schreck und Furcht in ihrem erblaßten Gesichte.

„Deine Mutter! Ach, Deine Mutter! Niemals wird sie es zugeben, daß wir uns heirathen!“ Sie hob die Hände empor. „Still, still, jetzt weiß ich Alles, jetzt ist es auf einmal licht in mir geworden! O Deine Mutter — Deine Mutter!“

„Liebe Rose, was ist's — so sprich doch!“

„Sie ist sehr hart zu mir gewesen, die Klaasin! Jetzt entsinne ich mich, jetzt weiß ich Alles — Alles! An jenem Abend, als die Ernestine mich aus dem Haus vertrieben hatte, da dacht' ich, Du würdest ein freundliches Wort für mich haben, denn ich sehnte mich so sehr nach einem guten Wort! Aber Du warst nicht daheim, und Deine Mutter hat mich fortgejagt von ihrer Schwelle wie eine Diebin. Und als ich sagte, ich wolle ein paar Worte mit Dir sprechen, ich wolle auf Dich warten, da — da hat sie mir

gesagt, daß ich ein verlaufenes Frauenzimmer wäre, wie meine Mutter, und Du hättest das auch gesagt und wolltest nichts mehr von mir wissen! — Und dann bin ich fortgestürzt, Du weißt, wo die Ruffsträuche stehen hinter Deinem Haus. Da hab' ich mich in meinem Elend auf die Erde geworfen, und mir war so schlecht, daß ich dachte, ich müßte sterben. Und dann weiß ich nichts mehr, nicht, wie lange ich da gelegen habe oder was um mich vorgegangen ist. Erst das Rasseln der Spritzen und das Schreien der Menschen weckte mich wieder auf. Da sah ich Alles um mich her blutroth. Ich taumelte vorwärts, und dann — Du weißt ja, daß ich dann in meiner Verwirrung geschrien hab': „Das ist meine Schuld!“

Beide schwiegen eine Zeitlang. Das Gesicht des jungen Zimmermanns war todtensbleich geworden. Einmal versuchte er zu sprechen, aber was er sagte, war nicht zu verstehen, so leise und heiser klang es. Endlich, nach einer abermaligen Pause stand er auf, langsam, schwerfällig, als mache jede Bewegung ihm Schmerzen.

„Ich muß jetzt fort, Rose, ich muß nach Hause. Es wird doch fast zehn Uhr sein, bis ich hinkomme.“

Das Mädchen hatte ihn mit angstvollen Augen beobachtet.

„Du wirst nicht mehr wiederkommen, Martin,“ sagte sie zaghaft, „Deine Mutter wird Dich nicht lassen.“

„Das ist jetzt vorbei. Wir Beide gehören zusammen, Rose, wir sind eins!“

Sie standen noch eine Weile Hand in Hand, dann ging er langsam aus dem Garten. Und langsam schritt er durch die Straßen der Stadt dem kleinen Bahnhofe zu.

Das hatte seine Mutter thun können! Sie hatte geschwiegen und das arme junge Ding im Verdacht der Brandstiftung gelassen, obgleich sie wußte, daß sie sich nicht auf den Boden geschlichen, daß sie draußen dicht

neben der Hausthür auf der Erde gelegen hatte, fast vergehend in Jammer und Schmerz.

„Sie hat sie mir aus dem Weg räumen wollen um jeden Preis!“ sagte er sich. Er war bis jetzt ein guter Sohn gewesen, er hatte viel Geduld, viel Nachsicht und Unterordnung gezeigt, und wenn ihm dieses oft schwer geworden war der rücksichtslosen Herrschsucht der Mutter gegenüber, dann hatte er sich streng seine Kindespflicht vorgehalten. Aber jetzt fühlte er auf einmal, daß dies vorbei sei, es war ein Riß durch sein Empfinden gegangen, er liebte seine Mutter nicht mehr. Seit jenem Abend, als Ernestine ihre Nichte vor den Gendarmen gezerzt und sie der Brandstiftung angeklagt hatte, war ein unbefiegllicher Widerwille gegen dies Mädchen in ihm aufgestiegen. Und mit Entsetzen spürte er, daß sich ein gleicher Widerwille auch gegen seine Mutter in ihm festsetzen wollte. —

Es war spät, als er sein Haus erreichte. Die Mutter empfing ihn mürrisch. Diese Gänge in die Stadt, deren Grund sie ahnte, obgleich Martin nie darüber gesprochen hatte, waren nicht nach ihrem Sinn.

„Na endlich!“ sagte sie, als er in's Zimmer trat. „Satt wird Dich der Besuch wohl nicht gemacht haben; wo Du gewesen bist, pflegt man den Gästen nichts vorzusetzen. Deine Suppe steht auf dem Herd, Du kannst sie haben.“

„Ich danke, ich hab' keinen Hunger!“

„Na, sehr lustig bist Du nicht zurückgekommen, die Aussichten scheinen nicht gut zu sein.“

Er antwortete nicht; schweigend hatte er die Lampe vom Schranke herabgenommen und mit einem Streichhölzchen angezündet.

„Warum steckst Du noch die Lampe an? Bist Du so vornehm geworden, daß Du nicht im Dunkeln in's Bett fündest?“

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Mutter.“

„Dazu braucht man doch kein Licht.“

„Ja, ich brauch' es.“

Der Frau wurde unbehaglich zu Muth. Ihr ahnte, daß etwas nicht in der Ordnung sei. Und als jetzt das Licht der Lampe voll auf das Gesicht des Sohnes fiel, wurde sie noch ängstlicher. Sie entsann sich nicht, dieses Gesicht jemals so finster und so bleich gesehen zu haben.

„Mutter,“ begann er, „warum hast Du mir nicht gesagt, daß die Rose an jenem Abend — Du weißt schon, welchen ich meine — mich hat sprechen wollen?“

„Ich hab' es Dir nicht gesagt, weil ich es so für am besten hielt,“ erwiderte sie trozig.

„Du hast sie zum Hause hinaus gejagt.“

„Jawohl, das habe ich gethan, und das werde ich wieder thun, wenn sie sich erdreistet, noch einmal zu kommen.“

Der junge Mensch schluckte, als drückte ihm Jemand die Kehle zusammen.

„Mutter,“ sagte er nach einer Pause, „Du mußt doch gesehen haben, daß sie neben der Hintertür unter den Nußsträucher gelegen hat.“

„Ich könnt' sagen: ich hab' sie nicht gesehen; aber ich will die Wahrheit sagen: ja, ich hab' sie gesehen! Und was weiter?“

„Was weiter? Dann kann sie doch zu derselben Zeit nicht das Haus in Brand gesteckt haben! Du weißt also, daß sie unschuldig ist.“

„Mich geht die ganze Geschichte nichts an!“

„Du hättest sie also unschuldig verurtheilen lassen! Mutter, Du hättest sie in's Zuchthaus gehen lassen?“

„Mich hat Keiner gefragt, mich geht die ganze Geschichte nichts an! Und jetzt laß mich in Ruhe!“

Er stand regungslos vor ihr, die eine Hand auf den

Tisch gestützt. Sie hatte bis jetzt vermieden, seinen Augen zu begegnen, als sie jetzt aber aufstand, konnte sie nicht umhin, ihn anzusehen. Ein plötzliches Zittern überkam sie unter seinem Blick, daß sie sich wieder in den Stuhl sinken ließ. Er stand noch eine Weile vor ihr, dann wandte er sich langsam und schritt der Thür zu. Sie hörte, wie er die Treppe zu seiner Lieblichkeitskammer hinaufstieg, dann seinen Schritt droben.

„Er wird sich schon beruhigen,“ sagte sie sich. „Er hat schon manchmal seinen eigenen Kopf aufsetzen wollen, aber am anderen Tag ist er immer wieder zur Vernunft gekommen. Morgen wird er mit sich reden lassen.“

Sie wollte durch diesen Trost sich selbst betrügen, sie wußte wohl, daß er so wie heute noch niemals gesprochen und ausgelesen hatte.

Plötzlich fuhr sie zusammen, droben war die Kammerthür gegangen. Athemlos saß sie da und lauschte auf den Schritt, der die Stiege herabkam. Er ging an der Stube vorbei und wandte sich der Hausthür zu. Sie schlich zitternd zum Fenster, da sah sie ihn auf der Schwelle stehen, vom hellen Mondschein beleuchtet. Er war im Arbeitsanzug, auf der Schulter hatte er die Art, in der Hand ein kleines, vom verstorbenen Vater stammendes Felleisen. Sie sah, wie er unter der Tanne vor dem Hause, die der Vater am Tage seiner Geburt gepflanzt, stehen blieb und die Augen mit der Hand bedeckte. Ihr war, als hörte sie ein unterdrücktes Schluchzen. Das gab ihr wieder Muth, sie stieß das Fenster auf.

„Du willst doch nicht noch ausgehen, Martin? Komm herein und schließ die Hausthür,“ rief sie in ihrer gewöhnlichen herrischen Art.

Er schüttelte den Kopf.

„Schließ nur die Thür hinter mir, ich komm' nicht mehr zurück! Behalte Alles, was der Vater hinterlassen

hat — das Haus und das Land, ich will nichts! Aber Mutter, ich kann nicht mehr unter einem Dach mit Dir leben!“

Er ging rasch von hinnen. Sie sah ihm nach, wie er die Dorfstraße hinabschritt und in das Seitengäßchen einbog, das zum Grundstücke des alten Meister Kristopeit führte. Sie stand lange Zeit regungslos.

„Er wird schon wieder kommen,“ versuchte sie sich zu trösten. Aber dieser Trost wollte nicht versangen. Eine innere Stimme, an deren Wahrhaftigkeit sie nicht zweifeln konnte, schrie unaufhörlich: Du hast ihn verloren — Du hast ihn auf immer verloren durch Deine eigene Schuld! Und das durch Eigenliebe und Herrschsucht verhärtete Gemüth der Frau wurde zum ersten Male von dem Gefühl einer reuevollen, hilflosen Angst durchzittert.

6.

Im Dorf herrschte wieder große Aufregung: In der Anklagesache gegen Rose war es eine Zeitlang stille gewesen, jetzt fing die Schererei mit den Zeugenvernehmungen wieder von Neuem an. Auch der alte Meister Kristopeit war zur Vernehmung vor Gericht beordert worden, und doch hatte der alte Mann sich gar nicht auf der Brandstätte gezeigt. Daß die Klaasin ebenfalls eine Vorladung erhalten hatte, fand man begreiflicher. Sie war ja die nächste Nachbarin und nebenbei eine Frau, deren Aussagen von unbestrittenem Gewicht waren. „Die Klaasin wird es zur Entscheidung bringen, die kann reden wie ein Buch,“ sagten die Leute. Sie selbst hätte sich gewiß zu jeder anderen Zeit in dem Gefühl ihrer Wichtigkeit wohlthun gesonnt, aber gerade bei dieser Gelegenheit trat sie merkwürdig bescheiden, fast ängstlich auf.

Ein paar Tage vergingen, ohne daß von dem Resultate der Vernehmungen etwas verlautet hätte. Dann ging

auf einmal das Gerücht um, Rose's Sache habe eine unerwartet günstige Wendung genommen, und der Martin Klaas sei es, dem das Mädchen dieselbe zu verdanken habe. Der Martin sei auf einmal gewaltig in's Zeug gegangen, habe erschrecklich lange Briefe geschrieben und verschiedene Reisen gemacht. Die Rose habe das Feuer gar nicht anlegen können, denn schon lange, ehe es auskam, sei sie bei seiner Mutter gewesen, was die Klaasin — sehr gegen ihren Willen — eidlich hatte bestätigen müssen.

„Und wißt Ihr, Nachbarin, der Klaasin ist es schlecht gegangen vor Gericht.“

„Zawohl, angefahren hat sie der Herr Richter, warum sie ihre Aussage nicht schon früher gemacht.“

„Und gedroht hat er ihr, daß sie Strafe bekommen werde. Leichenblaß ist sie geworden und hat gezittert zum Erbarmen!“

„Und kein Wort hat sie erwiedert — ganz still und demüthig ist sie gewesen!“

„Herrgott, was man nicht Alles erlebt, Nachbarin! Die Klaasin still und demüthig!“

„Und wißt Ihr auch, wie das Feuer eigentlich ausgekommen ist?“

„Na ja, gewiß! Der Zimmermann Erlot und der Kristopeit haben ja ausgesagt, daß der Schornstein schon im vorigen Jahr einen gewaltigen Riß gehabt hat, und sie haben den alten Holzstein gewarnt, wie sie ihm die neuen Balken eingezogen haben. Der aber hat davon nichts wissen wollen und hat gesagt, der Schornstein werde noch länger halten, als sie alle Drei!“

„Ja, ja, der alte Holzstein! der war solch' ein Eigensinn.“

„Na, und nun hat man's ja gesehen! Natürlich, der Riß hat sich erweitert, es sind Funken hindurchgekommen und in's Dachstroh geflogen. So ist das Feuer ausgekommen.“

„Ja, und ich hab' es mir gleich nicht denken können, daß die Kose so 'was thun wird!“

„Na natürlich, ich auch nicht!“

„Sie soll zum Gotterbarmen ausseh'n, das arme Ding!“

„Sie wird sich schon erholen, noch vor Winter wollen sie Hochzeit machen.“

„Und ein Herrenleben wird sie führen, dem Martin geht es gut, der baut die große Scheune beim Amtmann auf Schönbaum.“

„Ja, mein Mann sagt, er hat Arbeit, daß er kaum damit fertig werden kann.“

„Und der Meister Kristopeit setzt sich zur Ruhe und gibt Haus und Hof den jungen Leuten ab.“

„Und wie geht es der Ernestine?“

„Ganz verstört soll sie sein — ganz hinterfönnig soll sie herumgehen.“

„Und die Klaafin trägt ihren Kopf auch nicht mehr so hoch.“ — —

Ja, die Stimmung des Dorfs war plötzlich zu Gunsten Kose's umgeschlagen. Jetzt wollte Keiner sie für schuldig gehalten haben, und die früher am meisten gegen sie geschrien, sangen jetzt ihr Lob am eifrigsten. — In der Seele des jungen Zimmermanns aber war nach langen schweren Regentagen endlich wieder Sonnenschein aufgegangen. Mit seinem alten Meister hatte er einen Vertrag abgeschlossen, der ihn zum Besitzer von Haus und Hof, Ackerland, Garten und Zimmerplatz machte, an Arbeit fehlte es ihm nicht, und zu alle dem stand Kose's Hastentlassung vor der Thür. Grund genug, ihm das Leben wieder hell zu machen. Freilich, der Zerfall mit seiner Mutter ging ihm schwer zu Herzen, er war immer ein treuer, gehorsamer Sohn gewesen und nach jenem Abend ging er lange Zeit mit dem Gefühle herum, als sei etwas in ihm entzwei gegangen. Aber sein alter Meister tröstete ihn mit dem Hinweis, daß

die Zukunft auch in dieser Sache Abhilfe schaffen könne. Er werde sich der Mutter doch sicherlich nicht entziehen, wenn sie ihm die Hand zur Versöhnung biete.

Eines Abends kam Martin spät von der Arbeit heim und trat in die Wohnstube der Kristopeit'schen Eheleute. Die beiden Alten hatten mit dem Abendessen auf ihn gewartet und empfingen ihn mit frohen Gesichtern.

„Aber spät kommst Du heut!“

„Ich war noch unten an der See und hab' gebadet. Wie so ein Bad doch erfrischt nach einem so heißen Tag!“

„Und derweilen ist hier 'was angekommen, das Dich noch mehr erfrischen wird. Sieh einmal, was dort auf dem Tisch liegt!“

Der junge Mann griff hastig nach dem Brief, den sie ihm neben den Teller gelegt hatten.

„Von Rose!“ rief er jauchzend. „Wenn sie selbst schreibt, kann es nur Gutes sein!“

Und dann nach einer Pause: „Sie ist frei, sie kommt zurück!“ Seine Lippen zitterten, das Blatt schwankte in der arbeitshartem Hand, er fuhr mit dem Armel über die Augen. Immer wieder mußte er die wenigen Zeilen lesen, die unbeholfen, wie von einer Kinderhand geschrieben, in der Schlichtheit ihres Ausdrucks etwas unaussprechlich Rührendes für ihn hatten. Sie lauteten: „Lieber Martin, jetzt ist die Wahrheit an den Tag gekommen, jetzt wissen Alle, daß ich es nicht gethan habe. Ich bin frei, ich darf zu euch zurück. Ich habe eine Bitte an Dich, lieber Martin komm, hole Du mich, Du allein, kein Anderer! Bring' keinen Wagen, wir wollen die paar Meilen gehen, Du und ich ganz allein, wenn es Nacht wird, und Alles still ringsum ist. Ich grüße Dich und Vater und Mutter Kristopeit viel tausendmal.“

„Armes, junges Kind. — Gott sei Dank, daß sie frei wird!“ murmelte der Alte.

„Ich will sie Dir schon pflegen, Martin, bring' sie mir nur! Sie soll mir sein wie eine Tochter. Und so ein junges Ding kann eine alte erfahrene Mutter schon brauchen,“ meinte die alte Frau.

„Ich dank euch — ich dank euch vielmal!“ sagte Martin gerührt. „Unter eurem Schuß weiß ich sie gut aufgehoben.“

Sie hatten das Abendessen verzehrt und traten in den schmalen Vorgarten hinaus, um ihrer Gewohnheit gemäß noch ein halbes Stündchen auf der Bank unter dem Fenster über die Ereignisse des Tages zu plaudern. Es war noch drückend schwül, obgleich die Sonne schon lange untergegangen war.

„Was soll noch daraus werden, es verbrennt Alles in der Erde!“ seufzte die Frau.

„Schon seit Wochen kein Tropfen Regen!“

„Und doch sieht es aus, als sollte etwas kommen!“

„Ja schon seit drei Tagen braut sich dort in Nordwest etwas zusammen, aber wenn man denkt, daß es heraufkommen soll, ist es auf einmal weg.“

„Aber am anderen Tage ist es wieder da.“

„Ich denke, wenn wir es einmal bekommen, dann kann es arg werden.“

„Wie es gewesen ist im Jahre 36. Ich bin damals noch ein kleiner Knirps gewesen und habe keine rechte Erinnerung davon,“ sagte der alte Kristopeit. „Aber meine Mutter hat uns immer erzählt, wie grauig es hier gehaust hat. Der Wald ist noch viermal so groß gewesen wie jetzt, aber Alles wurde umgebrochen, die stärksten Bäume wie Weidengerten. Und alle Häuser wurden abgedeckt, und Menschen und Vieh erschlagen! Es ist ein Jammer gewesen hier im Dorf, aber in Bogauen und Rossitten haben sie es kaum gespürt.“

Es war am Abend des nächsten Tags, und der Tag war ebenso heiß gewesen, wie Alle vorher, als Martin und Rose aus dem dunklen Thorbogen hinaus in's Freie traten. Hinter den Thürmen und Mauern der Stadt war die Sonne bereits verschwunden, als sie Hand in Hand den Landweg entlang schritten. Im ersten Dörfchen, durch das sie wanderten, saßen die Leute noch plaudernd vor den Hausthüren. Aber je weiter sie kamen, desto stiller wurde es ringsum. Allmählig erwachten um sie her die leisen Stimmen der Nacht: das sanfte Rieseln des Wassers in den Gräben neben der Straße, das verschlafene Zwitschern eines Vogels im Nest, das Zirpen der Heimchen im Grase. Schweigend zogen auch sie, dicht aneinander gelehnt, ihre Straße. Nur dann und wann ging ein leiser Seufzer über die Lippen des Mädchens, und sie blieb stehen und sog mit halb offenen Lippen die Luft der Freiheit ein.

Der Mond, der mit silbernem Glanz die Landschaft übergossen, hatte sich hinter schwarzgrauen, scharf gezackten Wolken versteckt, die von Westen herantrieben und sich mehr und mehr ausbreiteten. Die Beiden aber merkten es kaum, ihre Herzen waren so voll Licht und Sonnenschein, daß sie der drohenden Anzeichen und der zunehmenden Dunkelheit kaum achteten. Erst ein entferntes dumpfes Grollen machte sie aufmerksam. Und nun nahmen sie wahr, welch' eine ängstliche, erwartungsvolle Spannung rings in der Natur herrschte.

„Diesmal bekommen wir es arg, Rose!“ sagte Martin um sich blickend. „Noch gestern hat der alte Meister von der Windhose erzählt, die vor etwa fünfzig Jahren das Dorf fast ganz zerstört hat. Wenn es nur nicht wiederkommt!“

Das Mädchen drückte sich näher an seinen Arm. „Sieh' doch, wie furchtbar der Himmel ausfieht! Faß mich fest

um, Martin, damit wir zusammen sterben, wenn der Blitz uns trifft.“

Sie standen dicht aneinander gepreßt und schauten zum Himmel empor. Die schwarze niedrig gehende Wolkenmasse war schnell emporgestiegen. Wie ein schwarzes Bahrtuch lag sie über der Erde, sie in tiefe, rabenschwarze Nacht hüllend. Und hoch über dieser Wolkenschicht, von Osten her ihr entgegenstürmend kam eine andere heran, lichtgraue, sturmerfetzte Gebilde mit schwefelgelben, scharfgezackten Rändern. In rasender Hast kamen sie heran gesegelt, getrieben von einem Sturm, von welchem unten noch nichts zu spüren war.

Einen Augenblick schwiegen Beide. Dann sagte Rose flüsternd: „Mir ist schrecklich Angst, Martin, mir ist, als sollte die Welt untergehen, und ich möchte doch noch leben mit Dir! — Horch! was hat das zu bedeuten? Hörst Du das Tosen? Ist das der Sturm oder das Meer?“

„Halte Dich fest an mir, Rose!“ rief er, „der Sturm ist's.“

Er kam nicht weiter. Die Windsbraut war über sie hereingebrochen, entsetzlich, sinnebetäubend. Im nächsten Augenblicke waren sie heruntergeweht von dem hohen Dammwege — zu ihrem Glück. Halb besinnungslos lagen sie unterhalb der Böschung. Ueber ihnen raste der Wirbel dahin, Tod und Verderben in seinem Schoße tragend, und Jammer und Vernichtung bezeichnende seinen entsetzlichen Weg.

Auch über das Dorf Karwitten hatte seine Straße geführt, aber seltsamer Weise nicht über das ganze Dorf. Der östliche Theil des lang hingestreckten, weit ausgedehnten Gemeinwesens war verschont geblieben, nur die westwärts am meisten vorgeschobenen Grundstücke hatten im Bereich der Windhose gelegen.

Als die beiden Wanderer heimkamen, liefen ihnen verfürzte, schreiende Menschen auf der Dorfstraße entgegen. Rose, die vor den dreisten Blicken und Fragen, mit denen

man sie empfangen würde, heimlich gezittert hatte, gelangte ganz unbemerkt und ohne Aufenthalt in das Kristopeit'sche Haus. Die Schrecken der Nacht hatten jedes andere Interesse ausgelöscht.

„Wir haben Todesangst um euch ausgestanden, Kinder!“ sagte der Alte. „Hier bei uns sieht es jammervoll aus. Auf dem Holstein'schen Hof ist der ganze Neubau in Grund und Boden geschlagen, und auch Dein väterliches Grundstück, armer Junge, ist zerstört. Fünf Grundstücke hat es betroffen — es ist ein Jammer! Nur ein Glück, daß keine Menschenleben verloren sind.“

Eine Weile blieb es still, dann sagte der junge Meister: „Ein Haus kann ich mir wieder bauen, dazu hab' ich zwei starke Arme. Aber, Meister Kristopeit, wie ist's mit dem Wald?“

Der Alte schüttelte traurig den Kopf. „Niedergebrochen, als ob er nie dagewesen wäre! Kaum ein Baum ist stehen geblieben.“

„Also ist unser letzter Schirm und Schutz gegen den Dünen sand vernichtet! Seht, Meister, das ist schrecklich, da nützt auch der beste Wille und die stärkste Hand nichts! Die Felber jenseits kann kein Mensch mehr retten.“

„Nein, die nicht, die müssen daran gegeben werden. Der Förster war eben hier, er sagt, jetzt muß es zur Ausführung kommen, was der Landrath und der Oberförster schon lange geplant, nämlich die Aufforstung Deines und des Holstein'schen Grundstücks. Schon früher einmal ist beim alten Holstein angefragt worden, was er für seinen Hof verlange, aber er hat einen so hohen Preis gefordert, daß man die Sache aufgab. Der Alte war in seinem Recht, seine Aecker waren die besten im Dorf. Wie die Sache aber heute steht, kauft kein Anderer der Ernestine das Land ab, weggeworfenes Geld wär's. Sie kann froh sein, wenn sie heute den vierten Theil von dem

dafür bekommt, was der Alte im vorigen Jahr gefordert hat.“

„Das ist hart für sie; wie trägt sie es?“

„Sie hat noch kein Wort gesprochen seit dem Unglück. Die Muhme sagt, sie ist wie betäubt. Na, genug um zu leben wird ihr bleiben, freilich die Rolle der Herrin auf einem reichen Hof zu spielen, das muß sie aufgeben.“

Rose hatte dabei gegessen und stumm der Unterhaltung zugehört. Ernestine zu Grunde gerichtet, sie, die so am Gelbe hing! Wie würde sie das tragen! Und sie selbst hatte das Unglück auf ihr Haupt herabgerufen. O, was gäbe sie jetzt darum, wenn ihr Wunsch nicht in Erfüllung gegangen wäre! Sie fühlte sich niedergedrückt wie von einer Schuld. —

Es war am Abend dieses Tages, als sie aus dem Hause schlüpfte, sie wollte unbeachtet zum Hof hinüber, sie mußte sehen, wie es dort aussah. Sie machte den Umweg um das Dorf herum und über die Düne. Und nun stand sie auf der Höhe und blickte auf die Stätte herab, die ihr die liebste gewesen war auf der Welt.

Der ganze Hof war ein Trümmerhaufe. Die Ernte war vernichtet, die geschnittenen Aehren von den Feldern in alle Winde verstreut. Und von links her kam es heran — ganz leise, aber ohne Aufhören — es rieselte um ihre Füße, es huschte an ihr vorüber, es raschelte im Astwerk der niedergestürzten Bäume. Das war der Sand, der furchtbarste Feind alles Lebens. Ueberall hin findet er seinen Weg, unaufhaltsam dringt er vor, und wenn es nicht gelingt, ihn zum Stehen zu bringen, wird er das ganze Dorf verschlingen.

Sie hatte sich auf einen der umgestürzten Stämme gesetzt und schaute mit entsetzten Augen auf die Zerstörung. Und dann faßte sie der Jammer über die Unsicherheit alles

menschlichen Glückes, und sie drückte das Gesicht in die Hände und weinte.

„Rosel, Du bist's! So hab' ich in all' dem Elend doch noch eine Freud'!“

„Ruhme, liebe, alte Ruhme!“

„Du weinst über anderer Leute Unglück, und hast doch selber so viel Elend erfahren! Aber jetzt geht es Dir gut, und Du und der Martin, ihr werdet euch heirathen?“

„Ja, noch vor dem Herbst, und ich werde viel glücklicher werden, als ich verdiene. Ach, Ruhme, ich hab' ein so schweres Herz!“

„Na, was gibt's denn?“

„Ruhme, ich habe all' das Unglück heraufbeschworen, ich habe schreckliche, sündhafte Worte gesprochen. Besinnst Du Dich? Ich hab' gesagt: Dein Haus soll das Feuer verzehren, über Deine Aecker soll der Sand kommen!“

„Und nun willst Du Dir wirklich das Unglück zurechnen? Meinst Du, der liebe Gott hört darauf, was so ein dummes Ding in seinem Zorn spricht? Das Schicksal geht ruhig seine Wege, ob wir segnen oder fluchen. Und wo eine böse That vom irdischen Richter nicht erreicht wird, da weiß es zu treffen, auf die eine oder die andere Weise. Meinst Du, das sagt sich die Ernestine nicht auch? Ja, ja, ich hab' lang genug gelebt auf der Welt, um zu wissen, daß wir um Vergeltung nicht auf den Himmel warten müssen, sie kommt schon hier unten über uns. Du aber hast ein gutes Herz, Kind, und so wird Dir's auch wohl gehen im Leben.“





Beim Maharadscha von Gwalior.

Indische Skizze von Hans Scharwerker.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)



Mittelindischer Sangesreiter.

Kein Land hat wohl seit Altersher so in dem Rufe gestanden, die Heimath des Wunderbaren zu sein, als Indien. Seine Brahmanen und Fakire, seine uralten Tempel und glänzenden Fürstenpaläste umgibt ein schier märchenhafter Zauber, und indische Fürsten, welche zum Besuche in den Hauptstädten Europas erschienen, wie dies in den letzten zwanzig Jahren mehrmals vorgekommen ist, haben durch ihre fremdartige Erscheinung wie durch ihre Prachtentfaltung stets in hohem Grade das allgemeine Erstaunen und Interesse erregt.

Bei näherer Betrachtung wird man jedoch finden, daß diese Radshas und Maharadschas sich weder in ihrem Charakter noch in ihrem Leben und Treiben sehr wesentlich von europäischen Fürsten unterscheiden. Die Neußerlichkeiten, die mit der Natur des Landes und

Volkcs, seiner Geschichte, Sitte und Bildung zusammenhängen, muthen uns allerdings oft fremdartig und zum Theil sonderbar an, das innere Wesen der Sache aber ist dasselbe.

Unsere Leser werden dies bestätigt finden, wenn wir sie heute an den Hof eines indischen Maharadscha, eines Großkönigs, führen.

Das gewaltige indische Kaiserreich ist mit keinem einzelnen Staate Europas zu vergleichen, kaum mit ganz Europa — es ist eine Welt für sich. Unter den rund 290 Millionen Einwohnern finden sich eine Anzahl von Rassen und Stämmen, vom Brahmanen hoher Kaste, dem Abkömmling der Arier, bis zu den negerähnlichen, halb-wilden Stämmen des Gebirges und der Dschangeln des Südens. Es gibt zwischen Indiern größere Unterschiede in Hautfarbe und Körperbildung, als zwischen dem Südspanier und Norweger. Dem entspricht die Verschiedenheit der Religion und der Kultur: es gibt Hindu (Brahmanisten), Mohammedaner, Buddhisten, Naturverehrer, Christen, Sikhs, Dschainas — und alle diese zerfallen wieder in eine große Anzahl von Sekten.

Das ungeheure Gebiet von 4,700,000 Quadratkilometer ist in 9 Provinzen und 250 Generaldistrikte eingetheilt, welche direkt unter der Verwaltung des Vicekönigs von Indien (gegenwärtig Lord Elgin) stehen, und umfaßt außerdem gegen 250 Lehnsstaaten. Letztere werden von einheimischen Fürsten regiert, die als Vasallen der englischen Krone, der Königin Viktoria von England und Kaiserin von Indien, unterthan sind.

Diese Eintheilung des Landes, sowie die Regelung des indischen Fürstenrechts ist noch sehr jungen Datums, sie erfolgte nach dem großen Sepoy-Aufstande im Jahre 1857. Durch den Staatsakt vom 11. März 1862 wurden 153 der einheimischen Fürsten, davon 28 Mohammedaner, von

der englischen Regierung anerkannt, und ihnen und ihren rechtmäßigen Nachfolgern der Thron unter der Bedingung gesichert, daß sie sich stets treu gegen England erweisen



Maharadja Sindia von Gwalior.

(Nach einer Photographie von Johnstone & Hoffmann.)

und allen ihnen auferlegten Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen würden. Im Uebrigen haben diese Fürsten Gewalt über ihre Unterthanen, regieren nach Sitte und Brauch des Landes und den Vorschriften ihrer Religion,

unterhalten eigene Truppen und sind nur insofern beschränkt, als ihnen in ihren Hauptstädten je ein englischer Resident beigegeben ist, dessen Rath sie in allen wichtigen Dingen einzuholen haben, und der darüber wacht, daß sie nichts unternehmen, was zum Schaden der englischen Herrschaft gereichen könnte.

Die indischen Könige und Großkönige — Radschas und Maharadschas, wie der Titel lautet — tragen im Allgemeinen ihre Abhängigkeit von England mit viel Gleichmuth. Die Meisten sind im Harem auferzogene, schon in der Jugend entnerzte, schwachmüthige Despoten, die kein höheres Streben kennen, als ihre zum Theil fabelhaften Einkünfte in Lust und Ueppigkeit durchzubringen, ganz unbekümmert um das Wohl ihres Landes und Volkes. Natürlich fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen und unter diesen ragten von jeher die Herrscher von Gwalior hervor. Sie gaben den übrigen Fürsten Indiens bereits seit Generationen ein Beispiel von Pflichttreue, Tapferkeit und edler Gesinnung, und es steht zu hoffen, daß der junge Maharadscha von Gwalior, mit dem wir uns gleich näher beschäftigen werden, seinen Vätern nacheifert. Ist er doch durch Erziehung ein halber Engländer und verbindet mit den Tugenden des indischen Volkscharakters die Vortheile europäischer Bildung und Erziehung.

Der Staat Gwalior ist im Herzen von Indien auf dem Tafellande Malwa südlich von Agra gelegen, und umfaßt ein Gebiet von über 75,000 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, die — bis auf eine verschwindend kleine Anzahl von Mohammedanern und Dschainas — sämmtlich Hindu sind. Er wird seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts von der Fürstenfamilie der Sindia regiert. Bei dem furchtbaren Sepoy-Aufstande, den die Engländer nur unter schweren Opfern niederwarfen, ließ Dschiadshi Rao, der damalige

Maharadscha von Gwalior, seine Truppen zu den Engländern stoßen, von denen er das Großkreuz des Ordens vom Stern von Indien und außerdem Titel und Rang eines englischen Generals erhielt. 19 Kanonenschüsse wer-



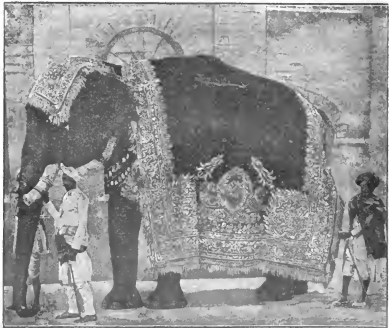
Babu Sahib Dshabu, Premierminister von Gwalior.

den abgefeuert, wenn Sindia (dies die gewöhnliche Bezeichnung des Maharadscha von Gwalior) im englischen Reichsgebiete eine Garnison betritt, und an Ansehen steht er unter den ersten der indischen Fürsten.

Gegenwärtig ist dieser mächtige und angesehene Herrscher ein Jüngling von neunzehn Jahren. Dshiadshi

Rao hatte nämlich, nachdem ihm seine drei Söhne aus erster Ehe gestorben waren, noch im Alter einen zweiten Bund mit seiner fünfzehnjährigen Nichte geschlossen, die ihm am 21. Oktober 1876 einen Sohn gebar.

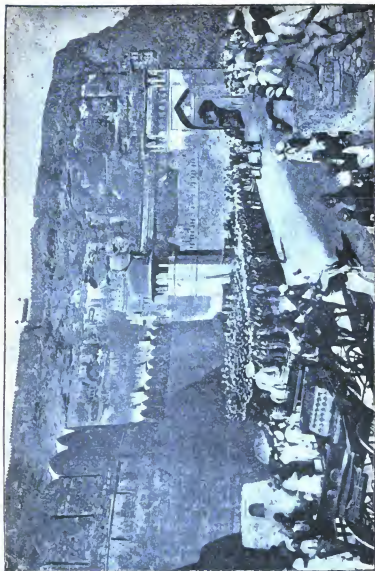
Da Dschiadtschi schon im Jahre 1885 starb, so wurde



Der Staatssephant des Maharadscha's.

der damals noch nicht neunjährige Prinz zum Maharadscha ausgerufen, darf aber, nach dem mit England abgeschlossenen Staatsvertrage, die Regierung in Wirklichkeit erst mit dem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre antreten, während diese inzwischen, ganz wie bei uns auch in solchen Fällen, von seiner Mutter und einem Regentschaftsrath unter dem Vor- sitze des Premierministers und des englischen Residenten geführt wird.

Der junge Maharadscha hat eine doppelte Erziehung



Haupttor der Weste Swastor.

genossen: eine indische von einheimischen Lehrern, und eine englische von seinem von der englischen Regierung gestellten Vormunde, Lehrer und Leibärzte. Alle Drei sprechen sich

sehr günstig über den jugendlichen Fürsten aus. Er ist ein hochgewachsener, kräftiger, breitschultriger junger Mann von echt indischem Typus und ziemlich dunkler Hautfarbe. Seine braunen Augen verrathen einen lebhaften Geist, scharfes Verständniß und Selbstbewußtsein. Sein Wesen ist, wie das der gebildeten Indier überhaupt, ungemein gewinnend, feinfühlig und liebenswürdig, aber bei aller Gutmüthigkeit mangelt es ihm keineswegs an fester Willenskraft, die zu zügeln und in den richtigen Schranken zu halten seine Pfleger und Lehrer sich besonders haben angelegen sein lassen.

Unser Bild stellt ihn im Staatsanzuge dar, in dem er fremde hohe Gäste empfängt oder dem Kronrath beizwohnt. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten gleichen indische Fürsten und ihre höchsten Würdenträger wandelnden Goldwaarenausstellungen und tragen in Brillanten, Edelsteinen aller Art und kunstvoll gearbeitetem, altindischem Goldschmuck Millionen an ihrem Leibe.

Da, wie schon erwähnt, der Premierminister Vabu Sahib Dschadu und der Regentschaftsrath bisher ausschließlich die Geschäfte geführt haben, so konnte der junge Maharadscha ungehindert seine ganze Zeit seiner Ausbildung und seinem Vergnügen widmen. Er spricht, liest und schreibt fertig englisch, ist mit der Literatur seines Landes, wie der Englands vertraut, in den Wissenschaften und Künsten, die einem Prinzen anstehen, sowie in Recht, Brauch und Religion seines Landes wohl bewandert — und natürlich mit Begeisterung — Liebhaberphotograph, denn welcher reiche junge Mann, der viel freie Zeit übrig hat, wäre dies heutzutage nicht? Einige der Photographien, die wir hier im Holzschnitt wiedergeben, sind von der eigenen Hand seiner königlichen Hoheit, des Maharadscha von Gwalior, aufgenommen worden.

So zum Beispiel der Staatselephant mit seiner kost-

baren, goldgestickten Schabracke, auf dem der Fürst bei feierlichen Gelegenheiten sich seinem Volke zu zeigen pflegt, während er sich für gewöhnlich zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuße zeigt, wie ein Privatmann. Solche Staatselefanten gehören in Indien zu einem fürstlichen Hofhalt,



Der große Sas Bhaotempel in der Feste Gwalior.

wie bei uns der Marstall mit den Leibpferden des Herrschers. Die Thiere werden von besonderen Wärtern sorgfältig gepflegt und zeichnen sich durch Schönheit, Größe und sanften, gelehrigen Charakter vor anderen ihrer Art aus.

Neben dem Photographiren liebt der Maharadscha besonders allerlei technische Spielereien. Indessen geht er in solchen Dingen keineswegs auf. Sein Wissensdrang hat ihn vielmehr selbst zu Studien geführt, die sonst einem

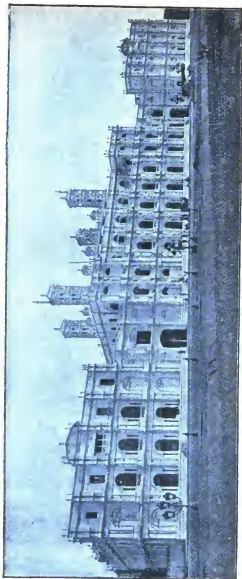
Fürsten sehr fern zu bleiben pflegen. Er hat zum Beispiel gründlich Anatomie und Physiologie studirt und unter Leitung seines Leibarztes einen Kursus im militärischen Krankenpflegerdienst durchgemacht; er interessirt sich lebhaft für die Errungenschaften der modernen Wissenschaft, macht sich andererseits täglich tüchtige Körperbewegung durch Ausübung englischer Sports. Daß er endlich mit Leib und Seele Soldat und in der modernen Kriegskunst wohlbevandert ist, dürfte Manchem sonderbar erscheinen, der von dem Vorurtheil ausgeht, daß dem „sanften, apathischen Hindu“ kriegerische Eigenschaften gänzlich fehlen. Dies ist aber ein Irrthum. Der schlecht genährte Kuli Bengalens allerdings ist friedfertiger Natur aus Schwäche, der Brahmane hoher Kaste ist es auf Grund philosophischer Anschauungen aus Prinzip; die kräftigen Stämme Nordindiens aber sind physisch und moralisch ausgezeichnet zum Soldaten geeignet, und die aus der Kriegerkaste stammenden Fürsten stehen zum Theil an kriegerischem Geiste den unseren nicht nach.

England hat dies denn auch schnell genug erkannt, und aus eingeborenen Indiern eine Anzahl vorzüglicher Truppenkorps aller Waffengattungen gebildet, von denen wir als Typus nur einen Mann von den mittelindischen Lanzenreitern (Central India Horse) dem Leser am Anfang unserer Skizze vorführen.

Ein solcher indischer Lanzenreiter gewährt mit seinem bunten Turban, dem braunen, bärtigen, martialischen Gesicht, der hochgewachsenen Gestalt und der kleidsamen Uniform, ausgerüstet mit dem krummen Säbel und der langen, blinkenden Bambuslanze nicht nur einen äußerst malerischen und kriegerischen Anblick, sondern ist auch ein so gewandter, kühner Reiter, ein so ausdauernder, genügsamer und tapferer Feldsoldat, wie die berühmten Kosaken des russischen Zaren. Auch ein großer Theil der Fußregi-

menter, zum Beispiel die Gurkhas, kann sich in jeder Hinsicht mit den Infanteristen anderer Länder messen, und England vermöchte im Falle der Noth und mit Hilfe der erforderlichen, allerdings enormen Geldmittel aus den Indiern ein gewaltiges Heer zu bilden. An geeignetem Menschenmaterial fehlt es keineswegs; da die Sache aber sehr kostspielig ist, und man bisher noch keine Veranlassung hatte, in Indien die allgemeine Militärpflicht einzuführen, so begnügt sich England in Indien mit einem stehenden

Heere von 73,000 Mann europäischer und gegen 150,000 Mann einheimischer Truppen. — Doch kehren wir nach Gwalior zurück. Die gleichnamige Hauptstadt des Landes, in welcher der Maharad-



Hauptfront des Ditcha Vilas.

scha seinen Wohnsitz hat, liegt in der Ebene unweit der altberühmten Beste Gwalior, eines Bauwerks, das zu den bemerkenswertheften Indiens gehört. Die Beste, die früher für uneinnehmbar galt, erhebt sich auf einem langgestreckten, fast senkrecht hundert Meter hoch aus der Ebene aufsteigenden Sandsteinfelsen. Das Plateau hat etwa ein Kilometer Länge und mehrere hundert Meter Breite. Rings am Rande umsäumen es gewaltige Mauern und Bastionen, und da sich oben eine genügende Anzahl von tiefen Brunnen befindet, so dürfte auch ein mit allen modernen Belagerungsmitteln versehener Feind diese durch Kunst und Natur gleich starke Festung nicht leicht einzunehmen im Stande sein.

Die früheren Maharadschas pflegten droben zu residiren in dem prächtigen, von Man Singh im Anfang des 16. Jahrhunderts erbauten Palast, der sich am Nordostende des Festungsberges erhebt. Er hieß einst Tschit Mandir, „der bemalte Palast“, von dem weißen Stuckmörtel und den eingesetzten, bunten, verglasten Ziegeln der Außenseite. Dieser Zierrath ist jetzt abgefallen, aber die bloßgelegte Steinhauerarbeit erhöht zum Theil noch die Großartigkeit des Gebäudes.

Außer diesem Palaste umschließen die Mauern der Beste einige berühmte alte Tempel. Weithin sichtbar ist der Teli Mandir, ursprünglich ein Wischnutempel, der aber später dem Siwa geweiht wurde. Seitwärts davon stehen die beiden prächtigen Sas Bhao, Tempel im echten Hindustyle aus dem Jahre 1150. Der größere der beiden baut sich in drei reich gegliederten Stockwerken auf, der Sockel ist reich mit menschlichen Figuren verziert, die Kuppel leider zusammengestürzt.

In der Ebene, am Fuße des Festungsberges breitet sich die Stadt, oder vielmehr die beiden Städte Gwalior aus. Die alte Stadt liegt am Nordende; sie ist seit der

im Jahre 1794 erfolgten Gründung der Neustadt Laschar (d. h. Zeltstadt, weil dort Maharadscha Daulat Rao im Jahre 1804 sein Zeltlager aufschlug, woraus die Neustadt erwuchs) immer mehr zu Gunsten letzterer zurückgegangen.



Des Maharadscha's Studierzimmer im Dschai Bilas.

Gwalior-Laschar dagegen ist jetzt eine schöne indische Stadt mit 105,000 Einwohnern.

Hier liegen auch, umgeben von weiten Parks und Gärten, die Paläste des Maharadscha: Dschai Bilas und Moti Mahl. Letzterer bildet den „Zenana“ oder Aufenthalt der Frauen. Schneeweiß leuchten in grellem Glanz der indischen Sonne die Fronten der umfangreichen Ge-

bäude. Der Moti Mahl ist malerischer, weil älter und charakteristischer, dagegen knüpft sich an die Erbauung des Dschai Bilas ein Stück Geschichte, das den Palast zu einem der merkwürdigsten Bauten Indiens macht, obgleich er architektonisch in keiner Weise hervorragt.



Das „Gasthaus“ im königlichen Park.

In den Jahren 1875 bis 1876 unternahm der Prinz von Wales eine Rundreise durch ganz Indien, um im Namen seiner Mutter, der Königin Viktoria, die indischen Fürsten zu begrüßen, welche miteinander wetteiferten, durch großartige Feste den hohen Gast zu ehren. Der Maharadscha Dschiadtschi Rao von Gwalior hielt keinen seiner Paläste für würdig, den englischen Thronfolger und bereinstigten Kaiser von Indien aufzunehmen, und der

englische Major Sir Michael Filose erhielt daher von ihm den Auftrag, für den Prinzen von Wales einen Palast im englischen

Style zu bauen und denselben auch im Innern nach englischem Geschmack einzurichten, so gut es ginge.

Da das Werk, sollte es bis zur Ankunft des Prinzen von Wales noch fertig werden, binnen wenigen Monaten vollendet sein mußte, so wurden Tag und Nacht zwischen 7000 und 10,000 Arbeiter daran beschäftigt. Die Kosten betru-

gen 4 Millionen Mark, der Major Filose erhielt außerdem eine Belohnung von 200,000 Mark von dem Maharadscha, aber



Des Maharadscha's Privatziensbahn.

dieser hatte seinen Zweck erreicht. Er konnte am 31. Januar 1876 in dem herrlichen 30 Meter langen, 15 Meter breiten und 12 Meter hohen Empfangssaale des Dschai Bilas den Prinzen von Wales inmitten seiner Großen begrüßen, und ihm den neuerbauten Palast als Wohnung anweisen, eine Huldigung, die ihren Eindruck nicht verfehlte.

Jetzt wohnt der junge Maharadscha im Dschai Bilas, und das Zimmer, welches einst der Prinz von Wales als sein Privatgemach benutzte, in das er sich zurückzog, wenn er der Ruhe bedurfte, ist jetzt des Maharadschas Studierzimmer. Hier hat er auch seine photographischen Apparate stehen. Der sehr große, lustige Raum macht einen ganz englischen, etwas kahlen und nüchternen Eindruck.

Schon der alte Dschadschi Nao hatte nach der Abreise des Prinzen von Wales seine Hofhaltung nach dem Dschai Bilas verlegt und nahebei im Parke für weniger hohe Gäste ein besonderes „Gasthaus“ erbauen lassen. Da es am Hofe indischer Fürsten selten an Besuchern fehlt, und man außerdem in Indien stets mit einem großen Troß von Begleitern und Dienern aller Art reist, so ist es ebensowohl für den Gast wie für den Besuchten am angenehmsten, wenn Ersterer ein besonderes Haus beziehen kann, in dem er während der Dauer seines Aufenthaltes der Herr ist. Fürsten wird natürlich stets ein ganzer Flügel des Dschai Bilas zur Verfügung gestellt.

Auch der junge Herrscher hat sich übrigens schon im Bauen versucht, indem er auf Anrathen seines Leibarztes mit Aufwand von gegen einer Million Mark ein allgemeines Krankenhaus errichten ließ, in welchem jeder unbemittelte Bürger seines Landes unentgeltliche Aufnahme und Pflege findet. Als bei dem eben erst vollendeten Bau dieses Krankenhauses eines Tages ein Arbeiter vom Gerüst fiel und sich den Arm brach, eilte der zufällig ganz in der Nähe befindliche Maharadscha herbei und legte eigenhändig

dem Berunglückten einen kunstgerechten Verband an — ein unerhörtes Betragen für einen indischen Fürsten, der nach altem Herkommen als eine Art Gottheit über dem Volke schweben soll.

Des jugendlichen Fürsten That fand denn auch viel



Des Maharadscha's erster Gerichtstag.

abfällige Beurtheilung unter den Großen und Vornehmen von Gwalior. Sindia aber lehrte sich nicht daran; unbekümmert folgt er allein seinem eigenen Urtheil und dem Rathe seiner Hüter, die natürlich so viel als möglich und für seine Stellung dienlich ist, im europäischen Geiste auf ihn einwirken.

Gleiche Mißbilligung findet bei vielen Eingeborenen seine Beschäftigung mit der modernen Technik. Es erregte ein allgemeines Schütteln des Kopfes, als bei der

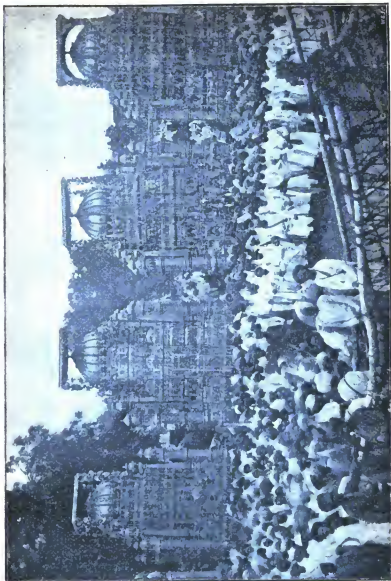
jüngst erfolgten Einrichtung der elektrischen Beleuchtung in dem ungeheuer ausgedehnten Dschai Bilas der Maharadscha mit Eifer die Oberaufsicht führte, als sei er Ingenieur; nicht minder endlich, daß er sich durch seinen viele Kilometer langen und breiten Park eine schmalspurige Eisenbahn hat legen lassen, in der er seine Verwandten und Freunde mit besonderer Vorliebe spazieren fährt, indem er selbst als Lokomotivführer fungirt.

Allgemeine Billigung dagegen findet es, daß Sindia seit einiger Zeit beginnt, sich praktisch in die Staatsgeschäfte einzuarbeiten, die er vom 21. Oktober 1896 an vollständig übernehmen wird.

So hat er vor Kurzem unter Beisein des Residenten seinen ersten Darbar oder Gerichtstag gehalten. Es handelte sich natürlich um eine geringfügige Sache, da es gegen des Fürsten Spruch keine Appellation mehr gibt. Zwei Polizisten führten einen Knaben vor, der des Diebstahls beschuldigt war. Der Maharadscha saß mitten am Tisch in der Gerichtshalle, hinter ihm seine englischen Lehrer, noch weiter zurück eine Anzahl indischer Hofbeamten. An der einen Seite des Gerichtstisches stellte sich der Ankläger, an der andern der Beschuldigte auf, wie üblich, und es begann alsbald die Verhandlung, die von dem jungen Fürsten recht gut durchgeführt wurde.

Es ist dies uralter indischer Brauch. Die Rechtsprechung gipfelt im Herrscher, er ist oberster Richter, und selbst der schlechteste Regent hält in Indien wöchentlich mehrere Male in eigener Person einen Gerichtstag ab, ganz wie ein gewöhnlicher Richter. Er hat vor Allem in seiner Hauptstadt Recht zu sprechen und Berufungsfälle aus andern Theilen des Landes zu entscheiden.

In Indien kennt man nur Einzelrichter, und vor diesen geht es sehr einfach zu. Es werden keine Protokolle aufgesetzt, es führen nicht Staatsanwalt und Ver-



Stift in Croatia. (Nach einer Photographie von Sebnstone & Hoffmann.)

theidiger ein interessantes Wortgefecht auf, es werden keine Gesetzesparagraphen und frühere Entscheidungen citirt, sondern der Richter spricht nach Anhörung und Ausfragung

beider Theile und etwaiger Zeugen auf Grund des Gewohnheitsrechtes seines Landes das Urtheil. Gegen jedes Urtheil eines gewöhnlichen Richters kann man die Entscheidung des Landesherrn anrufen. Gebühren werden niemals auferlegt, der Unterliegende zahlt je nach dem Werthe des Streitobjectes und seinen eigenen Mitteln eine Buße in den Staatschatz, falls das Verbrechen nicht solcher Art ist, daß Leibes- und Lebensstrafen verhängt werden müssen.

Jeder indische Fürst, der bei seinem Volke Liebe und Achtung genießen will, muß diese Gerichtstage persönlich abhalten. Auch der Maharadscha von Swalior wird trotz seiner englischen Erziehung in dieser Hinsicht nicht von Sitte und Brauch seiner Vorfahren abweichen, wie er auch, obwohl mit den Lehren anderer Religionen bekannt und durchaus tolerant, dem Brahmanismus treu anhängt und alle Vorschriften desselben getreulich erfüllt.

Die Religion spielt überhaupt in Indien — und zwar beim Fürsten wie beim Kuli — eine alles Andere beherrschende Rolle, von der man sich in Europa keinen Begriff macht. Das ganze Leben und Treiben des Einzelnen wie der Gesamtheit, die einfachsten täglichen Arbeiten und Verrichtungen, Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Waschen und Kochen — Alles wird unter dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet, Alles geschieht im Dienste und nach Vorschrift der Götter, und als in Indien die ersten Eisenbahnen eröffnet wurden, war es nur dadurch möglich, Bahnwärter, Weichensteller und Lokomotivführer zu bekommen, daß man eine Gottheit des Dampfes erfand und eine neue Kaste gründete, deren Angehörige dieser Gottheit dienen.

Jetzt erfüllen die indischen Eisenbahnbeamten für geringes Gehalt ihre Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit im Dienst der Gottheit; auf andere Weise hätte

man sie selbst bei guter Bezahlung nie an Pünktlichkeit und Anpöpfung für ihren Beruf gewöhnen können.

Alle religiösen Feste — und es gibt eigentlich keine andere — sind denn auch in Indien für den Europäer höchst interessante Schauspiele. Die hin und her wogende Menge in ihren bunten Gewändern, vor den Tempeln und Heiligthümern laut betend, Sprüche herfagend oder Instrumente spielend, die vorschriftsmäßigen Ceremonien, Waschungen u. s. w. erfüllend, gewährt sowohl im blendenden Glanze der indischen Sonne wie im silbernen Lichte des fast Tageshelle verbreitenden Mondes ein ebenso lebhaftes, als malerisches Bild. Der Lärm ist meist ungeheuer in der in steter Bewegung befindlichen Masse, und wenn des Abends gar ein Feuerwerk abgebrannt wird, in dessen Herrichtung die Indier Meister sind, so gibt dies ein Bild, das man nie wieder vergißt.

Wir schließen unsere Skizze mit einer Photographie, welche ein solches Fest in Gwalior darstellt, an dem auch der Maharadscha in ungezwungener Weise theilzunehmen und sich unter dem Volke zu zeigen pflegt. Er ist bei diesem daher bereits sehr beliebt, und sowohl seine eigenen Unterthanen, wie auch England erwarten von seiner in kurzer Zeit beginnenden Regierung das Beste.

Leider haben nicht viele indische Fürsten so vortreffliche Vorfahren, noch weniger aber eine so sorgfältige und zweckmäßige Erziehung genossen, wie Maharadscha Sindia. Die Meisten werden in den Frauenpalästen zu Weichlingen und genußsüchtigen Despoten erzogen. Auch bei Sindia kostete es dem englischen Hofmeister anfangs die größte Mühe, ihn den Händen der Frauen zu entreißen. Man wollte die Erlaubniß nicht geben, daß er sich aus dem Parke entferne und sein Land und Volk kennen lerne, und als man es endlich gestatten mußte, geschah es nur unter der Bedingung, daß er bei wei-

teren Ausflügen von mindestens tausend Mann Leibwache umgeben sei.

Wie sehr sich das jetzt geändert hat, haben wir aus den vorstehenden Schilderungen gesehen. Es ist das ein Verdienst der englischen Beamten, die überhaupt weit mehr für das indische Volk und seine Fürsten thun, als man meint. Daß sie dabei ihren eigenen Vortheil nicht aus dem Auge verlieren — wer wollte ihnen das verdenken?





Die Bünfte der deuffchen Schreib- und Rechenmeister.

Bilder aus der „guten alten Zeit“.

Von

H. Warnow.

(Nachdruck verboten.)

Eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete des deutschen Kunstwesens sind die fachgenossenschaftlichen Vereinigungen, welche im 16. Jahrhundert von den Lehrern an den niederen Schulen gebildet wurden und die sich bis in das 19. Jahrhundert erhalten haben. Die Gründe, welche zur Errichtung dieser Lehrerbünfte führten, sind in den damaligen volkswirthschaftlichen Verhältnissen zu suchen.

Im 16. und 17. Jahrhundert stand das gewerbliche und soziale Leben in Deutschland völlig unter der Herrschaft der Bünfte. Die Kaufleute und Handwerker hatten sich zu Korporationen eng zusammengeschlossen, und die Zugehörigkeit zu einer Kunst oder Innung bildete für alle im bürgerlichen Erwerbsleben Stehenden die Grundbedingung ihrer sicheren Existenz. Nur die Mitglieder einer Kunst nahmen ja an der Stadtverwaltung Theil und besaßen sich im Besitze von Privilegien, die sie vor unbequemer Konkurrenz in ihrem Gewerbe schützten.

Was lag also näher, als daß auch die Lehrer an den deutschen Schulen, wie diese Lehranstalten gegenüber den

Gelehrten, den lateinischen Schulen hießen, dem Zuge der Zeit folgten und sich in Zünften vereinigten, um sich gleichfalls alle jene sozialen und wirthschaftlichen Vortheile zu sichern, auf welche nur die Mitglieder einer Zunft Anspruch hatten.

Die Lehrerzünfte waren nach dem Vorbilde der Handwerkerinnungen errichtet. Da der Unterricht der Schulkinder schon damals als eine öffentliche, die ganze Gemeinde angehende Angelegenheit betrachtet wurde, so schenkte man von Seiten des Magistrats den Lehrerzünften eine erhöhte Aufmerksamkeit und überwachte ihre Thätigkeit. In Nürnberg gab es zu dem Zwecke sogar eine eigene Behörde, aus zwei Rathsmitgliedern, zwei Deputirten der Bürgerschaft und einem Kanzlisten, dem Deputationschreiber, bestehend. Die Statuten der Zunft, sowie etwaige Aenderungen unterlagen der obrigkeitlichen Genehmigung.

Den zünftigen Lehrern waren manche Pflichten auferlegt. Sie sollten sich unter Anderem mit den Schülern nicht „gemein“ machen und einander ihre Schulkinder nicht abzuspannen suchen, noch um Kinder werben. Andererseits genossen die Lehrerzünfte aber auch recht erhebliche Privilegien. Das vornehmste bestand darin, daß nur die zünftigen Lehrer zur Ertheilung des Volksschulunterrichts berechtigt waren. Weiterhin übte die Zunft den Eintrittszwang aus. Alle Lehrer, welche als deutsche Schulhalter oder Schreib- und Rechenmeister von dem Magistrate anerkannt oder „belehnt“ waren, mußten sich der Zunft anschließen.

Die Zahl der Mitglieder wurde bei Errichtung der Zunft genau festgesetzt und durfte später nicht ohne zwingende Gründe und auch dann nur mit Einwilligung der Zunftgenossen überschritten werden. Die Zunft gliederte sich in Meister, Gesellen und Lehrlinge. Alljährlich hielten die zünftigen Lehrer zu bestimmten Zeiten Versammlungen ab, in denen die Satzungen der Zunft verlesen, die geschäft-

lichen Angelegenheiten erledigt, Lehrlinge ein- und ausgeschrieben und erforderlichenfalls auch neue Mitglieder aufgenommen wurden. Wer bei diesen Zusammenkünften zu spät erschien oder gar fehlte, mußte ein Strafgeld entrichten.

Die Leitung der Zunft und ihre Vertretung der Obrigkeit gegenüber lag in den Händen eines von den Zunftgenossen auf bestimmte Zeit gewählten Vorstandes, der „Ältesten“ oder „Vorgeher“. Diese verwalteten die Amtslade mit den Protokollbüchern, sowie die Zunftkasse, in welche die Aufnahmegebühren, die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und die Straf gelder flossen. Sie führten ferner den Vorsitz in den Zunftversammlungen und hatten die Lehrlinge, Gesellen und Meister zu prüfen, denn jeder zünftige Lehrer mußte, bevor er in den Gesellenstand übertrat oder die Meisterwürde erlangte, erst den Nachweis seiner Befähigung erbringen. Zuweilen bestanden auch Hilfsklassen, aus denen die Hinterbliebenen der verstorbenen Zunftgenossen Unterstüzungen empfingen.

Wie man sieht, wiesen die Lehrerzünfte und die Handwerkerinnungen viele beider gemeinsame Einrichtungen auf. Dagegen wichen sie in einem nicht unwesentlichen Punkte von einander ab. Die Handwerkerinnungen waren in jeder Stadt anzutreffen. Die Größe des Ortes hatte auf die Bildung gewerblicher Genossenschaften keinen Einfluß, denn dort, wo die Anzahl der Mitglieder eines Berufes zur Errichtung einer Innung nicht ausreichte, traten zu dem Zwecke die Angehörigen verwandter Berufszweige zusammen. Im Gegensatz hierzu konnten bei der Bildung von Lehrerzünften nur die größeren Städte, in denen es eine ganze Reihe deutscher Schulen mit stark besuchten Klassen gab, in Betracht kommen.

Das Zunftwesen im deutschen Lehrerstande blühte namentlich in München, Augsburg, Frankfurt am Main, Nürn-

berg und Lübeck. Aus diesen Städten sind uns ausführliche Nachrichten darüber erhalten geblieben, und unter Zugrundelegung dieses Materials wollen wir im Nachstehenden das Leben und Wirken der zünftigen Lehrer in der sogenannten „guten, alten Zeit“ zu schildern versuchen.

Die Lehrerezünfte genossen bei den Behörden und dem Publikum allgemeine Achtung und waren bestrebt, sich diese zu erhalten, indem sie sorgsam darüber wachten, daß Keiner die Mitgliedschaft erlangte, welcher das Ansehen der Gesamtheit schädigen konnte. Auf die Erziehung und Vorbereitung der künftigen Kollegen wurde großes Gewicht gelegt. Eine gewisse Reife des Geistes und ein unbescholtener Lebenswandel gehörten zu den unerläßlichen Vorbedingungen zum Eintritt in den Lehrerberuf.

In Nürnberg mußten die Lehrlinge oder Schulburschen beim Beginn der Lehrzeit, welche dort anfangs auf sechs Jahre festgesetzt war und später um zwei Jahre verkürzt wurde, mindestens achtzehn Jahre alt sein. Söhne von Zunftgenossen durften dagegen schon mit dem sechzehnten Lebensjahre eintreten. Nicht minder strenge verfuhr man bei der Aufnahme der Lehrlinge in Lübeck. Dort dauerte die Lehrzeit anfänglich nur drei Jahre, steigerte sich im Laufe der Zeit aber auf sechs, sieben, acht und schließlich sogar auf neun Jahre. Berücksichtigt man das immerhin geringe Maß von Kenntnissen und Fähigkeiten, welche der Lehrling sich aneignen mußte, so erscheint eine sechs- oder gar neunjährige Lehrzeit viel zu lang; man darf jedoch dabei nicht vergessen, daß der Schuldienst sittlich gereifte und erfahrene Anwärter verlangt, und daß die Zunftgenossen dieser Forderung durch eine lange Lehrzeit gerecht zu werden suchten.

Das Einschreiben der Schulburschen war ein eruster, feierlicher Akt und erfolgte vor geöffneter Amtslade in Gegenwart aller Zunftgenossen. Neben dem Namen des

Neuaufgenommenen trug man nicht selten fromme Segenssprüche in das Amtsbuch der Zunft ein, zum Beispiel: „Gott möge ihm zu allen seinen Unternehmungen seine Gnade und seinen Segen verleihen!“ oder: „Wir wünschen ihm zu seinen ferneren Unternehmungen allen göttlichen Segen herzlich an.“ In Lübeck hörte dieser fromme Brauch erst zur Zeit der französischen Revolution auf.

Zwischen dem Lehrmeister und den Eltern des Schulburschen wurde ein Lehrkontrakt aufgesetzt, worin der Lehrmeister versprach, den jungen Menschen zu seiner „Schularbeit“ anzunehmen und ihn „die löbliche Schreib- und Rechenkunst“ zu lehren. Die Eltern verpflichteten sich andererseits, ihren Sohn während der Lehrzeit mit Kleidung und Wäsche zu unterhalten. Zuweilen wurde auch die Zahlung eines Lehrgeldes ausbedungen. In Lübeck belief sich dasselbe um 1800 auf 100 bis 200 Mark für die damals siebenjährige Lehrzeit. In dem Probevierteljahr erhielt der Schulbursche noch Kost und Logis bei seinen Eltern, nach Ablauf dieser Frist aß und schlief er aber in der Wohnung seines Lehrherrn. Die Lübecker Lehrerschaft schrieb ihren Zöglingen auch eine eigene Kleidung vor, durch welche sie auch äußerlich ihre Zugehörigkeit zu der Innung bekunden sollten. Diese Lehrlingsstracht bestand in einer kurzen dunkelfarbigem Jacke und einer blauen leinenen Schürze. Ferner mußten die Schulburschen ein Taschenbuch, ein Pennal (Federbüchse) und ein Federmesser bei sich führen, wenn sie von ihrem Lehrherrn oder der Frau Meisterin mit Aufträgen in die Stadt geschickt wurden.

Die Stellung, welche der Lehrling in der Familie des Lehrmeisters einnahm, brachte es mit sich, daß dem jungen Menschen manche Arbeiten übertragen wurden, die mit der Erlernung seines künftigen Berufs in gar keinem oder doch nur in einem sehr losen Zusammenhange standen. Er mußte nicht nur zweimal in der Woche, ge-

wöhnlich Mittwochs und Sonnabends, nach Beendigung des Unterrichts die Schulzimmer reinigen und den Kehricht auf die Straße werfen, sondern auch die Defen heizen, den Tisch decken und Messer und Gabeln pußen.

Die Kost an dem Tische des Lehrmeisters war für den gewöhnlich mit einem gesunden Appetit gesegneten Lehrling meistens eine Vorschule der Mäßigkeit, und der Jüngling machte daher von dem ihm zustehenden Rechte, am Abend seine Eltern besuchen zu dürfen, einen recht ausgiebigen Gebrauch, um bei dieser Gelegenheit das wieder gut zu machen, was die Küche der Frau Meisterin an ihm verschuldet hatte.

Nach Ablauf der Lehrzeit unterwarf der Schulbursche sich einem Examen, um zum Gesellen oder Unterlehrer befördert zu werden. Ueber den Gang dieser Prüfungen gibt die Examenordnung der Nürnberger Lehrerschaft von 1665, mit welcher die Prüfungsvorschriften der anderen Lehrerschaften im Wesentlichen übereinstimmen, genaue Auskunft.

Der Lehrling hatte sich schriftlich bei den Deputirten des Rathes und mündlich bei den Vorstandsmitgliedern der Zunft, den „Vorgehern“, zu melden. Die Examinatoren sollten ohne Voreingenommenheit ihres Amtes walten und „auch nicht gar zu grüttelnd (kritteln) und grübelnd seyn, wie es bey manchen in vorigen Zeiten zu großer Verbitterung der Gemüther geschehen sey“. Darum brauchte der Examinand auch kein Zeugniß seines Lehrmeisters vorzulegen, weil jedes Lob als Bestechung der Prüfenden und jeder Tadel als Gehässigkeit gegen die Prüflinge ausgelegt werden konnte.

Der älteste „Vorgeher“ legte dem Lehrling etwa siebenzehn Schreib- und dreiunddreißig Rechenfragen vor, welche dieser zu Hause schriftlich beantworten mußte. Einige der üblichen Fragen waren folgende: „Was ist Orthographia? —

Wie viel Buchstaben werden dazu gebraucht? Was haben diese Buchstaben für ein Aussehen und wie werden sie angewandt? Was für Wörter werden mit Versal- oder großen Buchstaben geschrieben und wie müssen die Wörter recht abgetheilt werden? — Von der Kalligraphie oder Zierschreibung. Wie muß Derjenige qualifizirt sein, der die Jugend und andere Personen zierlich und gründlich will schreiben lehren? Wie soll eine wohl proportionirte Feder präparirt und zum Gebrauch schicklich gefaßt werden?*) — Vom Rechnen. Was ist Arithmetica und was lehret sie? Wie viel Zeichen werden dazu gebraucht? Was haben sie für ein figürliches Ansehen und wie werden sie ausgesprochen? Was ist eine Zahl? Wie werden die Zahlen eingetheilt und unterschieden? Was sind gebrochene Zahlen? Wie rechnet man mit Brüchen? Was ist Algebra und wie zieht man Quadrat- und Kubikwurzeln aus?"

Hatte der Examinand seine schriftliche Arbeit angefertigt, und war diese befriedigend ausgefallen, so wurde von dem Junstvorstande ein Tag zur mündlichen Prüfung anberaumt. Die letztere fand im Hause des ältesten „Vorgehers“ statt und durfte nicht über sechs Stunden dauern. Es theiligten sich alle Mitglieder des Junstvorstandes daran, indem sie abwechselnd den Prüfling examinirten. Prüfungsgegenstände waren Religion, Rechnen und Schreiben, sowie die Methodik in diesen Fächern. Die Kosten für das Examen und den darauf folgenden Schmaus, das „Abendtraktament“, waren nicht unbeträchtlich; sie betragen zum Beispiel in Nürnberg 60 Gulden.

Nach glücklich bestandener Prüfung erhielt der Schulbursche einen gewöhnlich von ihm selbst mit den kunstvollsten

*) In jener Zeit, wo man die Stahlfedern noch nicht kannte und sich zum Schreiben der zugespitzten Gänsefelle bediente, wurde auf die richtige Beantwortung dieser Frage großer Werth gelegt.

Schreibmeisterschnörkeln auf Pergament geschriebenen Lehrbrief und wurde zum Gesellen oder Unterlehrer befördert. Während ihn früher sowohl sein Lehrherr, wie dessen Frau und die Schulkinder, welche er im Auftrage seines Meisters unterrichtete, mit seinem Vornamen gerufen hatten, redete man ihn jetzt mit seinem Familiennamen an. In Lübeck wurde ihm von seinem Lehrherrn als Zeichen seiner neuen Würde eine thönerne Tabakspfeife überreicht; er vertauschte dort auch die Lehrlingsjacke mit einem Rock und durfte sich nun mit einem Handstock oder einem Regenschirm in den Straßen der alten Hansestadt sehen lassen.

Der junge Geselle blieb vorläufig noch gegen eine feste jährliche Besoldung in dem Hause seines Lehrherrn, oder trat gleich als Gehilfe bei einem anderen Schulmeister ein. Er konnte auch eine Stelle bei einer Lehrermittwe annehmen, wenn diese das Privilegium ihres verstorbenen Gatten nicht aufgeben und die Schule weiterführen wollte, was ihr nach der Zunftordnung erlaubt war.

Gewöhnlich verflossen viele Jahre, bis der Geselle selbstständig werden und eine eigene deutsche Schule gründen konnte. Erst nach dem Tode oder dem Rücktritte eines zünftigen Lehrers durfte er sich um die freigewordene Schulstelle bewerben und gleichzeitig auch um seine Aufnahme in die Zunft als Schreib- und Rechenmeister oder als deutscher Schulhalter nachsuchen. Es wurde hierbei streng nach der Anciennität verfahren; der älteste der in das Zunftbuch eingeschriebenen Gesellen hatte das Vorrecht.

Die Belohnung mit der Schulstelle erfolgte von Seiten des Magistrats und war nicht selten an die Ablegung einer zweiten Prüfung geknüpft. In Nürnberg nannte man dieses Meisterexamen das „Tafelschreiben“. Der Kandidat hatte zunächst den Nachweis zu führen, daß er im Tafelschreiben bewandert sei. Er zeigte dies dadurch, daß er im Hause des ältesten „Vorgehens“ und in dessen Gegen-

wart auf einem Bogen Papier in großer Fraktur den Anfangsbuchstaben des sogenannten Symbolums, welches jeder Schulhalter auf die vor seiner Wohnung angebrachte Tafel setzen mußte, zeichnete. Als Symbolum wählte man anfangs die Worte: „Patientia vincit omnia“ (die Geduld überwindet Alles), später meistens einen der Bibel entnommenen Spruch.

Nachdem der Kandidat durch diese Probearbeit seine Befähigung dargethan hatte, fertigte er in seiner eigenen Wohnung das Meisterstück an. Er schrieb mit goldenen Buchstaben in Fraktur gar kunstvoll auf eine schwarze Tafel das Symbolum und darunter den Namen seiner Schreib- und Rechenschule. Man nannte dies das „schwarze Tafelschreiben“, während die Vorprüfung als „weißes Tafelschreiben“ bezeichnet wurde. Hatte der Meisterspirant sein Kunstwerk vollendet, so zeigte er es den „Vorgehern“ an und bat um „Schau“. Der Vorstand rief hierauf die Zunftgenossen zusammen, diese besichtigten die Tafel und nahmen, falls die Prüfung günstig ausfiel, den Kandidaten in ihre Mitte auf. Der neue Meister wurde sodann auf die Zunftordnung verpflichtet, er entrichtete sein Eintrittsgeld und durfte nun als wohlbestallter Schreib- und Rechenmeister das Prädikat „Ehrbar, wohlgelehrt und kunstberühmt“ führen.

Jetzt endlich nach Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten war der zünftige Lehrer in den Hafen der Selbstständigkeit eingelaufen. Er miethete sich, damit er seinen Kollegen keine unliebsame Konkurrenz mache, mindestens zwei Straßen von der nächsten deutschen Schule entfernt eine Wohnung, hing über die Thür derselben seine kunstvoll geschriebene Tafel, welche die Stelle unseres heutigen Firmenschildes vertrat und zugleich die Tüchtigkeit des Schulhalters allen Vorübergehenden vor Augen führte, und suchte die ehrsamten Bürger nach Kräften für seine Schule zu interessiren.

Der Unterricht in den Schulen der zünftigen Lehrer dauerte täglich vier Stunden, von denen zwei auf den Vormittag, zwei auf den Nachmittag fielen, und erstreckte sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Kopf- und Tafelrechnen. Auf schnelles und sicheres Rechnen wurde großer Werth gelegt, und die Leistungen der Schüler entsprachen auch durchweg den nicht geringen Anforderungen, welche man in diesem Fache an sie stellte. Im Rechtschreiben begnügte sich der Lehrer damit, den Kindern einen deutschen Aufsatz oder einen Brief zu diktiren und dabei anzugeben, wo eine Interpunction zu setzen oder die Wörter mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien.

Um die Fortschritte auf dem Schulgebiete kümmerte sich der zünftige Lehrer sehr wenig, er ertheilte den Unterricht nach althergebrachter Methode, für ihn hatten die großen Pädagogen des 17. und 18. Jahrhunderts umsonst gearbeitet. Manche Schreiblehrer entblödeten sich auch nicht, als Schreibvorlagen für ihre jugendlichen Zöglinge Liebeserklärungen, Liebesbriefe &c. zu wählen und diese Schriftstücke, deren Inhalt doch keineswegs für so jugendliche Schüler paßte, den Kindern zu diktiren.

Die Einkünfte der Schreib- und Rechenmeister setzten sich aus dem Schulgelde, welches wöchentlich oder vierteljährlich entrichtet wurde, sowie aus allerlei Sporteln, wie Gebühren bei der Aufnahme und Entlassung der Schüler, Holz- und Auskehrgeld &c. (erstes wurde für das Heizen, letzteres für das Reinigen der Schulzimmer gezahlt) zusammen. Außerdem pflegten die Kinder den Lehrer an seinem Geburtstage, zu Johannis, Neujahr oder zu anderen Zeiten im Jahre durch Geschenke zu erfreuen. In Lübeck war es zum Beispiel Sitte, daß die Schüler dem Lehrer im Herbst ein paar fette Gänse, einen Dachsenbraten, Seife, Lichter und andere schöne und nützliche Dinge verehrten.

Die Lehrer nahmen diese freiwilligen Gaben, durch

welche ihre meist kärglich genug bemessenen Einnahmen eine sehr erwünschte Vermehrung erfuhren, gerne entgegen und schlugen zuweilen ein nach unseren hentigen Anschauungen allerdings recht eigenthümliches Verfahren ein, um den Eltern der mit Geschenken beladenen Kinder zu schmeicheln und sie zu noch größerer Freigebigkeit anzuspornen. Sie hingen nämlich in dem Schulzimmer eine Tafel auf, die mit der Ueberschrift versehen war: „Folgende Schüler haben sich gegen ihren Lehrer vorzüglich dankbar bewiesen.“ Hierunter standen fein säuberlich in Frakturschrift die Namen der Kinder, welche dem Lehrer Geschenke dargebracht hatten.

Einen erbitterten Kampf führten die Schulhalter und Schreib- und Rechenmeister gegen die von den städtischen Obrigkeiten nicht anerkannten oder „unbelehnten“ Winkelschulen, deren Inhaber verächtlich Klipplehrer, Hecken- oder Pfennigschulmeister und Nebenschulhalter genannt wurden. Die Anzahl dieser unzüftigen Lehrer war nicht gering. Mit Vorliebe wandten sich Personen, die in ihrem früheren Gewerbe Schiffbruch erlitten hatten, dem Lehrersfach zu und errichteten eine Schule.

Die Klippschulmeister brachten für ihren neuen Beruf selten methodische Einsicht, oder eigenes Können mit, doch dies machte ihnen wenig Sorgen. Die meisten verfolgten nur den Zweck, möglichst große Einnahmen aus ihrer Schule zu ziehen, und dies suchten sie dadurch zu erreichen, daß sie den Eltern und auch den Schülern schmeichelten. Der einzelne zünftige Lehrer war gegen das oft gewissenlose Treiben der Winkelschulmeister machtlos, nur die Gesammtheit der Zunftgenossen konnte die nicht zu einer Innung vereinigten Konkurrenten erfolgreich bekämpfen, und deshalb hielten die Mitglieder der Lehrersünfte in ihrer Fehde gegen die Klipplehrer einmüthig zusammen.

Unter Vernunft auf ihre verbrieften Rechte wandten

sie sich sehr häufig an den Magistrat und baten, wie es in einer Eingabe heißt, welche die Zunft der deutschen Lehrer oder Quartierschulmeister zu Frankfurt am Main gegen Ende des 18. Jahrhunderts an den dortigen Rath richtete, die Obrigkeit, „solche Winkelschulen, in denen nicht allein nichts Sonderliches erbaut, sondern die Jugend noch in ihrem Begehren gehalbstarriget und zu allem Muthwillen gefördert werde“ nicht länger zu gestatten. Die Magistrate in den verschiedenen Städten gingen bald auf das Verlangen der zünftigen Lehrer ein und untersagten den Winkelschulmeistern die fernere Ausübung der Lehrthätigkeit, bald befolgten sie eine mildere Praxis und duldeten stillschweigend das Fortbestehen der Klippeschulen.

Der Konkurrenzkampf der zünftigen Lehrer gegen ihre „unbelehnten“ Kollegen zog sich durch die Jahrhunderte hin, und erreichte erst mit der Auflösung der Lehrerzünfte sein Ende. Das Zunftwesen im deutschen Lehrerstande überschritt freilich noch die Schwelle des 19. Jahrhunderts, aber seine starren Formen hatten sich überlebt, und es führte nur noch ein kümmerliches Dasein, wenn auch die Mitglieder der Lehrerzünfte nach wie vor für die Aufrechterhaltung ihrer Gerechtsame mit großem Eifer eintraten.

So erhielt sich zum Beispiel die Lehrerzunft in Lübeck noch bis zum Jahre 1813, obgleich dort schon 1807 von der Gesellschaft für gemeinnützige Thätigkeit ein Schullehrerseminar mit reichen Legaten eingerichtet worden war. Unter der Herrschaft der großen Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens vermochten die Lehrerzünfte ihre Aufgaben nicht mehr zu erfüllen, sie verschwanden von der Bildfläche des öffentlichen Lebens und an ihre Stelle traten die freien Lehrervereine.





Die Kakteen.

Naturwissenschaftliche Skizze von Professor Dr. W. Hefl.

Mit 18 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den lieblichen Kindern der Flora, welche der Mensch in seiner Behausung hegt und pflegt, nehmen die Kakteen gegenwärtig wieder einen hervorragenden Platz ein. Bereits in der Mitte dieses Jahrhunderts herrschte ein reges Interesse für diese wunderbaren Pflanzen, jedoch im Laufe der Zeit erstarb es fast vollständig, bis es seit einigen Jahren noch im höheren Grade wieder erwachte. Jetzt sind die Kakteen Modepflanzen geworden. In gewaltiger Menge werden sie aus ihrer Heimath eingeführt, zahlreiche neue Formen werden beständig in den Handel gebracht, eine eigene Zeitschrift: „Monatschrift für Kakteenkunde“, herausgegeben von Professor R. Schumann, ist ihnen gewidmet, und eine Gesellschaft der Kakteenfreunde hat sich gebildet.

Fast keine andere Pflanzengruppe bietet dem Naturfreunde aber auch eine so reiche Auswahl von eigenthümlichen Formen. Bald erscheint der fleischige Stamm in Kugelform, bald steigt er als riesige Säule kerzengrade empor, bald kriecht er als dünne Ranke auf dem Erdboden oder rankt sich an einer Stütze hinauf, bald ist er aus verschieden gestalteten Gliedern künstlich aufgebaut. Nach allen

Seiten starren Stacheln von der verschiedensten Größe und mannigfaltigsten Färbung, oder es hängen mehr oder weniger lange Haare herab.

Aber nicht nur die eigenthümliche Gestalt der Kakteen zieht uns an; sie bringen auch meist eine Blüthe hervor, welche sich durch wunderbare Schönheit und seltenen Wohlgeruch auszeichnet und nur den einen Fehler hat, daß sie meist gar zu schnell vergänglich ist.



Riesen- oder Säulenaktus (*Cereus giganteus*).

Die Heimath der Kakteen ist Mexiko. „An den schwarzen, grauen oder weißen Felswänden,“ schreibt Ehrenberg, „an den Bergwänden und Abhängen, wo nur spärlich kurzes Strauchwerk mit fahlem Laube wächst, an kahlen oder kaum bemoosten Lavablöcken, Basalt- oder Trachitfäulen prangen ihre lebenswarmen Formen in frischem Grün mit den schönsten farbigen Stacheln und bunten Blüthen- und Fruchtkränzen.“ Hier findet sich auch die reizende *Mammillaria Humboldtii*, Massen von dichtgedrängten kleinen, zierlichen Köpfchen, glänzend weiß, wie frischgefallener Schnee,

mit Tausenden von karmoisinrothen Blüthchen bedeckt und im Thau wie Rubinen und Brillanten funkelnd.

Aber auch in den Ebenen finden sich zerstreut oder in Gruppen vereinigt die verschiedensten Kakteen. Nur dort, wo das Silberband eines fließenden Gewässers sich durch die Landschaft zieht, treten sie zurück, denn die fleischigen, saftigen Kakteen lieben auffallender Weise den dürrsten Boden und gedeihen auf ihm am üppigsten.

Zur Dede und Unfruchtbarkeit der Wüsten und Steppen steht die gewaltige Größe mancher Kakteen in wunderbarem Gegensatz. Erreicht doch der Baumkaktus, *Opuntia arborescens*, eine Höhe von 2 bis 3 Meter, andere *Opuntien* 6 bis 10 Meter, während die mächtigen Säulen des *Cereus giganteus* eine Höhe von 20 Meter bei einem Umfange von 2 Meter erreichen.



Peitschenförmiger Schlangenkaktus oder Rattenschwanz (*Cereus flagelliformis*).

Wenn in der trockenen Jahreszeit aller Graswuchs verschwindet, und meilenweit kein Wasser zu finden ist, dann nähren sich die Maulthiere, Pferde und Rinder nur von *Opuntien*. Indem sie mit ihren Hufen die Stacheln und Wolle auf der Spitze größerer *Echinokakteen* fort schlagen, bilden sie durch Hineinbeißen ein kleines Becken, welches sich bald mit Saft füllt, mit dem sie ihren Durst löschen. Wochenlang besuchen die Thiere jeden Morgen diese Tränke, die sich in jeder Nacht wieder füllt.

Auch dem Menschen gewähren die Kakteen direkten Nutzen. Die verholzten Stämme einiger *Cereus*-Arten liefern Brennmaterial und geschätztes Bauholz. Die jungen Blätter der *Opuntien* werden gegessen. Die saftigen apfelartigen Beeren verschiedener *Opuntien*, wie *Opuntia Ficus Indica* und *Opuntia Tuna* gehören zu den wohlschmeckendsten Früchten, die roh und getrocknet als „indische Feigen“ gegessen werden und in neuester Zeit auch wohl in unseren Delikateessenhandlungen zu finden sind. Auch die *Pereskia*-Arten bringen eßbare Früchte hervor, von denen die Frucht der *Pereskia aculeata* als „amerikanische Stachelbeere“ bekannt ist. *Cereus triangularis* liefert gänseeigroße, sehr wohlschmeckende Früchte, die sogenannten „Erdbeerbirnen“. Bemerkenswerth sind ferner die Früchte des schon oben erwähnten *Cereus giganteus* (Saguarro). Sie werden nicht nur roh genossen, sondern ihr Saft wird auch zu Syrup eingedickt, oder es wird durch weinige Gährung ein Wein aus ihnen gewonnen, während man aus den Samenkörnern ein Mehl bereitet, oder dieselben zu einem chokoladeartigen Getränk verwendet. Die *Opuntia coccinellifera* war früher von außerordentlicher Bedeutung, weil sie die Nahrungspflanze der Cochenilleschildlaus ist, mit welcher ein schwunghafter und sehr einträglicher Handel getrieben wurde. Aus dem Hafen von Vera Cruz wurden 1802 für 13,474,000 Mark, im Jahre 1803 für 8,955,000 Mark ausgeführt. Nach der Entdeckung des Anilins und namentlich nach Einführung der Azofarbstoffe in die Farbstoffchemie ist der Cochenillehandel jedoch immer mehr und mehr zurückgegangen.

Da die Kakteen außerordentlich genügsam sind, so ist ihre Zucht sehr leicht, wenn man nur einige ihrer Eigenheiten berücksichtigt. Sie begnügen sich mit einer mittleren Temperatur und gedeihen daher vor dem Fenster eines Wohnzimmers sehr gut. Im Sommer kann man die

meisten Kakteen an einen sonnigen Platz des Gartens versetzen, doch sind sie vor zu großer Kälte zu bewahren.

Wichtig für das Gedeihen der Kakteen ist eine passende Erde. Man mischt Lehm- und abgelagerte Laub- und Mistbeeterde zu gleichen Theilen mit grobem Sand und kann für Cereen und Opuntien noch etwas Kalk hinzufügen. Die Töpfe wählt man möglichst klein und mehr breit als hoch. Man füllt $\frac{1}{4}$ des Topfes mit Torfstückchen oder Topfscherben und thut darauf die Erde. Da die Kakteen nur ein geringes Nahrungsbedürfniß haben, so ist es nicht nöthig, sie alljährlich zu verpflanzen. Wird der Topf zu klein, so nimmt man das Verpflanzen am besten im Frühlinge vor. Die Kakteen haben nur wenig Wurzeln und halten deshalb keine Ballen. Es



Echinocereus Fendleri.

schadet daher auch nicht, wenn die Wurzeln völlig von der Erde entblößt werden. Jedoch sorge man dafür, daß die Pflanze nicht tiefer in die Erde gesetzt wird, als sie früher gestanden hat.

Eine Hauptsache bei der Kakteenkultur ist das Begießen. Zunächst begieße man die Kakteen nur mit weichem Wasser, da sie kalkhaltiges Wasser nicht vertragen können. Alsdann aber begieße man nicht zu viel. Selbst zur Zeit des stärksten Wachsthumes darf das Erdreich niemals in einen

andauernd nassen Zustand kommen, da sonst leicht Fäulniß eintritt, die so manche kräftige, schöne Kaktee vernichtet. Zeigt sich jedoch die geringste Schlaffheit, so muß Wasser zugeführt werden. Es empfiehlt sich, die Kakteen während der Wachstumsperiode mit einem Zerstäuber hin und wieder zu besprengen. Während der Monate November, Dezember und Januar bedürfen die Kakteen im geheizten



Echinocereus caespitosus.

Zimmer nur wenig Wasser, noch weniger, wenn sie in einem kühlen Raume überwintert werden.

Die Vermehrung der Kakteen geschieht hauptsächlich durch Ableger und Schößlinge. Alte Kakteen mit cylindrischem oder blattförmigem Stamm wie *Cereus*, *Opuntia*, *Epiphyllum* u. A. können durch

Stecklinge vermehrt werden. Dieselben werden im Frühjahr oder Sommer abgetrennt. Man setzt sie jedoch nicht sofort ein, sondern legt sie einige Tage an einen sonnigen Platz, bis die Schnittfläche geheilt ist; dann erst setzt man sie in einen leichten sandigen Boden ein, bringt sie an einen warmen sonnigen Ort und hält sie fast ganz trocken, besprengt sie jedoch zuweilen mit dem Zerstäuber. *Mamilarien*, *Echinokakteen* und *Echinopten* bringen zahlreiche Schößlinge hervor, welche als Ableger dienen.

Die Vermehrung durch Samen ist langwierig. Man nimmt dazu ein flaches Gefäß, einen Blumentopfuntersatz, säet den Samen in groben Sand, der stets mäßig

feucht gehalten werden muß, und deckt eine Glasscheibe darüber. Sobald die jungen Pflanzen die erforderliche Größe haben, werden sie in möglichst kleine Töpfe verpflanzt.

Sehr interessant ist für den Kakteenzüchter das Beredeln der Kakteen, welches außerordentlich leicht auszu-



Malacocarpus erinaceus.

führen ist und keine besondere Übung erfordert. Das Beredeln der Kakteen gewährt verschiedene Vortheile. Man pflöpft zarte Kakteen, welche leicht an Feuchtigkeit u. s. w. zu Grunde gehen, auf widerstandsfähige Arten. Ferner pflöpft man langsam wachsende und undankbar blühende Arten auf solche, welche stärker wachsen und mehr Blüten treiben, um ihnen dadurch diese erwünschten Eigenschaften mitzutheilen, und schließlich gibt man herabhängenden Kakteen durch Aufpflöpfen auf einen höheren Stamm ein schönes und interessantes Aussehen. Als Unterlage eignen sich namentlich die Säulenkakteen, sowie verschiedene Opuntien.

Zum Veredeln wählt man gewöhnlich die Zeit, wenn das Wachsthum wieder eintritt, also den Frühling und Vorsummer. Will man einen kugelförmigen Kaktus, eine Mamillarie, einen Echinokaktus u. s. w. einem Säulen- kaktus aufspießen, so schneidet man denselben an seinem Grunde glatt quer durch, so daß die Schnittfläche dem Durchmesser der Unterlage entspricht. Dann schneidet man den Säulen-



Mamillaria elephantidens.

kaktus ebenso glatt durch und legt die Schnittfläche des Kugelfaktus auf die Schnittfläche des Säulen- kaktus, unter einer leichten Drehung, so daß beide genau aufeinander liegen. In dieser Lage wird der Kugelfaktus durch Fäden festgehalten, welche kreuzweise über ihn geführt und unter dem Topfe zusammengebunden werden. Es empfiehlt sich, über

die Fäden noch einen Metallring von geringerem Durchmesser als der Rand des Blumentopfes zu streifen, welcher die Fäden straff spannt und den Pfröpsling noch sicherer in seiner Lage festhält. Man bringt die Pflanze alsdann an einen schattigen Platz und hält sie trocken, worauf nach einigen Tagen die beiden Kakteen zusammengewachsen sind.

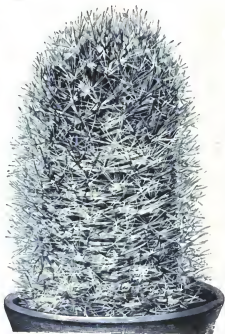
Ist der Pfröpsling kein Kugelfaktus, sondern der Unterlage an Dicke nahezu gleich, so geschieht das Veredeln auf folgende Weise. Man schneidet den Fuß des Pfröpslings

keilförmig zu und macht von oben her in der Unterlage einen entsprechenden keilförmigen Einschnitt und schiebt den Pfröpsling hinein. Alsdann schiebt man eine Nadel quer durch die Seitenlappen und den Pfröpsling, so daß dieser an der Unterlage festgehalten wird, und umwickelt der Sicherheit wegen noch die Vereinigungsstelle. Nach wenigen Tagen sind beide zusammengewachsen.

Viel Interesse gewährt auch die künstliche Kreuzbestäubung der Kakteen. Man entfernt zu diesem Zwecke die Staubgefäße, ehe sie reif sind, aus der Blüthe und

betupft die Narbe mit den reifen Staubbeuteln einer anderen Art. Sind blühende Kakteen in der

Nähe, so ist das Pistill vor- und nachher mit einem Gazebeutel zu überziehen. Auf diese Weise erhält der

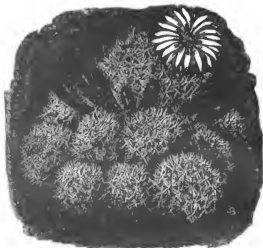


Mamillaria chlorantha.

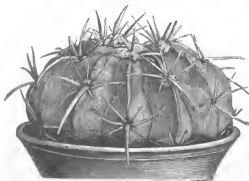


Mamillaria applanata.

Züchter oft sehr hübsche neue Formen. Unter den mannigfaltigen Gestalten der Kakteen ziehen zunächst die Cereen, Säulen- und Schlangenkakteen unsere Aufmerksamkeit



Mamillaria pusilla.



Echinocactus texensis.

auf sich. Der langgestreckte, bald cylindrische, bald mehrkantige Stamm ist entweder säulenartig aufrecht oder kriechend oder windend. Zu ihnen gehören die größten Kakteen. Der Stamm ist sehr verschieden gefärbt, grün, blau, grau, gelb oder fast schwarz. Ebenso sind die Stacheln in Größe und Farbe sehr verschieden. Die meisten Cereen tragen große und außerordentlich schöne

Blüthen, so z. B. die Königin der Nacht, *Cereus grandiflorus*, deren Blüthe, was Schönheit und Wohlgeruch betrifft, von keiner anderen Art erreicht wird. Die Blüthen haben einen Durchmesser von 16 Centimeter, sind innen rein-

weiß, außen röthlichweiß bis goldgelb und hauchen einen angenehmen Vanilleduft aus. Eine der verbreitetsten Cereen-Arten ist der „Rattenschwanz“. Die sehr dünnen, biegsamen Zweige, welche bei 1 Centimeter Durchmesser bis 2 Meter Länge haben, hängen gern herab und bedecken sich im Frühlinge mit zahlreichen hübschen hellrosafarbenen Blüten. Als Ampelpflanze gewährt er einen recht hübschen



Echinocactus cactelianus.



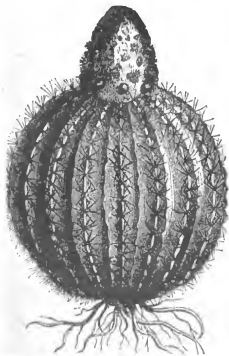
Pelecyphora aselliformis.

Anblick, noch mehr aber, wenn er einem Raktus mit säulenförmigem Stamme aufgepfropft ist.

An die Cereen schließen sich die Echinocereen oder Igellergen-Rakteen. Ihr Stamm ist wie der der Cereen meist cylindrisch, hat jedoch nur eine geringe Höhe und trägt 5 bis 20 längliche, gerade oder spiralig gestellte Rippen, auf denen sich eine oder zwei Reihen von Stacheln befinden. Die Blüten sind zum Theil recht hübsch und zeichnen sich namentlich auch dadurch aus, daß sie sich längere Zeit, 8 bis 14 Tage lang, täglich öffnen. Die

schönste Art, sowohl was die Bestachelung als auch die Blüthe betrifft, ist *Echinocereus caespitosus*. Er wächst häufig in Büscheln und trägt große prächtig karmoisinrothe Blüthen.

Ebenso empfehlenswerth ist *Echinocereus Fendleri*, mit dunkler Bestachelung und dunkelrothen Blüthen, welcher noch den Vorzug hat, daß er Kälte sehr gut vertragen kann.



Gemeiner Melonenkaktus (*Melocactus communis*).

Der weichfrüchtige Kaktus, *Malacocarpus erinaceus*, unterscheidet sich von den vorigen hauptsächlich dadurch, daß er auf der Spitze einen braunen Wollschopf trägt, aus welchem die kleinen gelben Blüthen hervortreten.

Durch besonders interessante Bestachelung und hübsche, absonderliche Körperform zeichnen sich die

Warzenkakteen oder Mamillarien aus. Ihre Blüthen sind zwar klein, aber was die Schönheit der Zeichnung und der Gestalt betrifft, sehr ansprechend, zumal sie noch den Vorzug haben, daß sie meist sehr zahlreich sind und oft auch mitten im Winter erscheinen.

Der Stamm der Mamillarien ist kugelig, keulensförmig oder walzig, meist einfach, gerade emporsteigend, seltener

rosenartig verzweigt. Auf seiner Oberfläche sitzen warzen-



Bolivische Fadelbistel (*Opuntia boliviana*).

welche kreuzweise laufende Spirallinien bilden. Diese Warzen haben sehr verschiedene Form und tragen auf ihrer Spitze ein Wollkissen, in welchem die zu Rosetten und Sternen zusammengestellten Stacheln eingebettet liegen. Zwischen den Warzen erscheinen im oberen Drittel des Körpers die kleinen Blüten, welche eine ziemlich lange Dauer haben und meist eine kleine, glänzendrothe Beerenfrucht erzeugen.

Durch verhältnißmäßig große farmoisinrothe Blüten zeichnet sich *Mamillaria elephantidens* aus. Sie hat breite, hervorragende Warzen,

welche mit zahlreichen gekrümmten Stacheln besetzt sind. Eine recht hübsche Form mit schönen weißen Stacheln ist *Mamillaria chlorantha*. Zu den Mamillarien, welche büschelig wachsen, gehört *Mamillaria applanata*, welche im Frühlinge mit ihren vorjährigen hellrothen Beeren

und den dazwischen stehenden reinweißen Blüten einen prachtvollen Anblick gewährt, und *Mamillaria pusilla* mit



Opuntia brachyarthra.

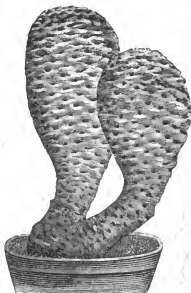
hellsilberfarbenen Stacheln, deren gelblichweiße Blüten einen rothen Streifen durch die Mitte der Blätter haben.

In der Symmetrie des Baues stimmen mit den Mamillarien die Igelkakteen überein. Sie haben einen kugligen oder halbkugligen Stamm, welcher mehr oder weniger stark hervortretende Rippen trägt, die senkrecht oder etwas spiralig gewunden verlaufen. Oft zerfallen die Rippen in einzelne Höcker. Die Rippen tragen zahlreiche Büschel von Stacheln. Die Blüthen entwickeln sich aus den jungen Höckern an der Spitze und sind sehr groß, farbenprächtigt und wohlriechend, so daß sie mit denen der Cereen wetteifern, diese aber durch die längere Dauer übertreffen. Eine der schönsten Arten ist *Echinocactus texensis*. Der Stamm ist sehr niedrig mit starken Rippen und langen Stacheln. Die Blüthen sind gelblich mit prächtigen rosa Fransen. Eine andere Art, welche leicht und den ganzen Sommer hindurch blüht, ist *Echinocactus cachetianus* mit großer gelber Blüthe.

Den Mamillarien nahe verwandt sind ferner die Pelecyporen. Der Stamm ist kurz keulenförmig, mit dicht aneinandergereihten feinen, kurzen Stacheln und zahlreichen Warzen bedeckt, welche eine abgeflachte, beilsförmige Gestalt haben. Auf der Spitze befinden sich statt der Stacheln zwei Reihen horniger Schuppen, welche dachziegelförmig übereinander liegen. Die einzige in der Kultur vorkommende Art ist *Pelecypora aselliformis*.

Eine besondere Eigenthümlichkeit zeigen die Melonenkakteen. Ihr Körper ist kugelig oder kegelförmig mit senkrechten Rippen, welche kleine Stachelrosetten tragen. Im späteren Alter entwickelt sich aus dem Scheitel ein mit Wollhaaren und feinen Borsten bedeckter Zapfen, aus welchem sich die kleinen rosafarbenen Blüthen entwickeln, die nur einen Tag geöffnet sind. Leider sind die Melonenkakteen außerordentlich empfindlich und bedürfen namentlich höherer Temperaturgrade. Der empfehlenswertheste ist noch der gemeine Melonenkaktus. Er muß besonders trocken gehalten werden.

Ein ganz anderes Bild gewähren die Feigenkakteen oder Opuntien. Ihr Stamm besteht aus blattartig flachen oder cylindrischen, fettenartig aneinandergereihten fleischigen Stengelgliedern, deren Oberfläche reichlich mit Stacheln bedeckt ist. Außer den Stacheln tragen namentlich die jüngeren Zweige mancher Arten kleine, dicke, fleischige, pfriemenförmige Behänge, blattartige Organe, welche jedoch später einschrumpfen und sich niemals entwickeln. Die Blüthen erscheinen an den Rändern der blattartigen Stengelglieder und zeichnen sich bei manchen Arten durch besondere Schönheit aus. Viele Opuntien eignen sich vorzüglich zur Zimmerkultur. Manche sind so ausdauernd, daß sie sogar den Winter im Freien ertragen, wie einige Arten bereits im Süden Europas einheimisch geworden sind.

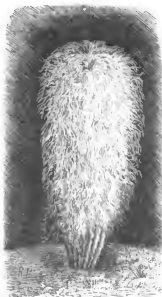


Opuntia basilaris.

Die bolivische Fackeldistel zeigt uns die typische Form. Eine seltenere Art *Opuntia brachyarthra* hat kurze, angeschwollene Glieder und eignet sich besonders zur Anpflanzung auf Felsparthien, zumal sie den Winter über ausdauert. Eine der schönsten Arten von prächtig purpurrother Färbung ist *Opuntia basilaris*, deren breite blattförmige Glieder aus einer gemeinsamen Basis entspringen.

Von allen bisher betrachteten Kakteen unterscheiden sich die Haarkerzen-Kakteen oder Pilocereen durch die mehr oder weniger dichte Bedeckung mit laugen Wollhaaren, welche

entweder mit Stacheln zusammen vorkommen oder die Stelle derselben völlig vertreten. Der Stamm ist meist säulenförmig, seltener baumförmig verzweigt und trägt meist zahlreiche Rippen, welche namentlich auf dem Scheitel mit den langen Wollhaaren, zuweilen auch mit Stacheln und Borsten bedeckt sind. Die glockenförmigen Blüten



Greisenhaupt (*Pilocereus senilis*).



Pilocereus Dautwitzi.

haben eine mittlere Größe und sind meist roth gefärbt. Ihr Geruch ist unangenehm und ihre Dauer auf eine Nacht beschränkt.

Eine der interessantesten und zugleich die bekannteste Art ist das „Greisenhaupt“. Es hat seinen Namen daher, daß der obere Theil des Stammes mit langen, silberweißen Haaren bedeckt ist, welche, nach unten herabhängend, ihn größtentheils umhüllen. Ähnlich ist *Pilocereus Dautwitzi*, jedoch reichen die Haare noch viel weiter am Stamm herab.

Schließlich will ich noch die Blattfakteen oder Phyllofakteen mit ihren großen herrlichen Blüthen und die Baumfakteen oder Pereskien, die einzigen Fakteen, welche völlig entwickelte Blätter besitzen, erwähnen. Erstere sind beliebte Zimmerpflanzen, letztere werden theils ihrer selbst wegen, meist aber deshalb gezüchtet, um als Unterlage für andere Fakteen zu dienen.

Die meisten größten Gärtnereien haben sich, um der in jüngster Zeit außerordentlich gesteigerten Nachfrage zu genügen, der Züchtung von Fakteen zugewendet; namentlich in den weltbekannten Erfurter Häusern (Chr. Lorenz u. A.) findet der Liebhaber eine Auswahl aller Arten und Sorten, die ihm in Wirklichkeit die Wahl schwer macht.





Im Maschinenraum eines Ozeandampfers.

Skizzen aus dem Schiffsleben. Von **Hr. Myers.**

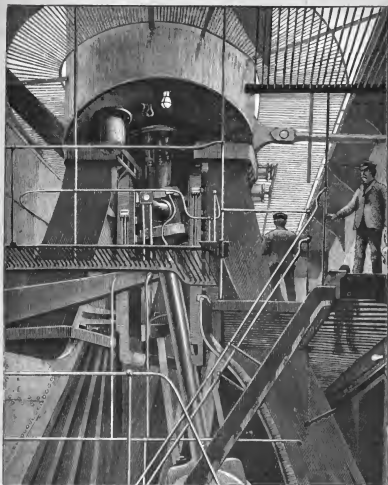
Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Schwimmende Paläste“ im wahren Sinne des Wortes kann man die neuen überseeischen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd“ und der „Hamburg-Amerikanischen Packetsahrt-Aktien-Gesellschaft, die vorzugsweise den Verkehr mit Amerika unterhalten, nennen. Daß ein solcher „Palast“ aber trotz seiner ebenso gediegenen wie glänzenden Ausstattung und trotz aller technischen Fortschritte seine Insassen nicht unter allen Umständen auch sicher über das trügerische Meer zu bringen vermag, hat erst kürzlich der erschütternde Unglücksfall des Schnelldampfers „Elbe“ von der erstgenannten Gesellschaft dargethan.

Diese furchtbare Katastrophe hat aber auch wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die überseeischen Dampfer und ihre Einrichtungen gelenkt. Es wird unsere Leser daher ohne Zweifel interessiren, wenn wir sie auffordern, uns im Geiste bei der Besichtigung eines solchen Riesenschiffes zu begleiten.

Draußen auf der Rhede von Bremerhaven liegt eines jener Ungethüme des „Norddeutschen Lloyd“, die im Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattet und gleichzeitig mit Dampfmaschinen von einer Stärke versehen sind, wie man sie bisher im Schiffbau nicht gekannt, wie man



Im Maschinenraum.

sie noch vor einem Jahrzehnt für eine Unmöglichkeit gehalten hätte.

Unser Besuch soll diesmal insbesondere den Maschinen gelten, die ein solches Riesenschiff in Bewegung setzen; wir haben von der Direktion die Erlaubniß dazu erhalten. Das Betreten der Maschinräume ist sonst allen Personen, die nicht dort beschäftigt sind, aus Gründen des Betriebes

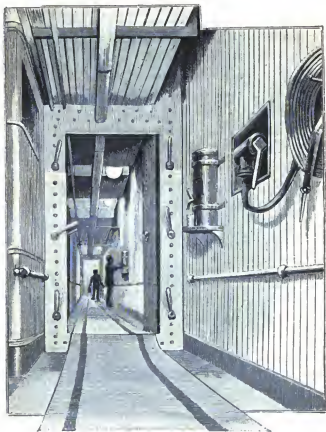
und der Sicherheit verboten, ganz gleich, ob das Schiff vor Anker liegt oder in Fahrt sich befindet. Selbst die Offiziere und Matrosen der Schiffsbesatzung, mit alleiniger Ausnahme des Kapitäns, haben keinen Zutritt in den Maschinenraum.

Während uns der kleine Dampfer vom Quai aus bis zum Schiff auf der Außenrebe bringt, können wir uns rasch darüber orientiren, welchen Aufschwung der Bau von Schiffsmaschinen in diesem Jahrhundert genommen hat. Der erste Dzeandampfer passirte im Jahre 1819 den Atlantischen Dzean. Es war die „Savannah“, ein nur 300 Tonnen großer Raddampfer, der die Fahrt von Savannah in Georgia nach Liverpool in 31 Tagen zurücklegte. Welch' ein Fortschritt bis zu den heutigen Dampfern, die diesen Weg in 8 Tagen zurücklegen und mit Maschinen von 12,000 Pferdekraften ausgestattet sind, während die Maschinen der ersten Dampfer nur mehrere hundert Pferdekraften stark waren.

Allerdings ist für die schnellen Fahrten an die Stelle der Räder die Schraube und die Doppelschraube getreten, man baut sogar Schiffe mit drei Schrauben, die Schiffsmaschine aber hat doch den Haupttheil an der nie geahnten Entwicklung des Welthandels, und den Technikern, welche an diesen Maschinen arbeiteten, wurden von Jahr zu Jahr schwierigere Aufgaben gestellt, die das Genie der Ingenieure doch immer wieder löste.

Die Schnelligkeit des Schiffes ist bedingt von der Kraft und Leistungsfähigkeit der Maschine; eine Grenze für die Vergrößerung der letzteren aber wurde bald durch den Kohlenverbrauch gezogen. Diese außerordentlich starken Maschinen verzehrten in einem Tage soviel Kohlen, daß es kaum möglich wurde im Schiff soviel Brennmaterial mitzuschleppen, wie die Maschine für eine längere Fahrt brauchte. Es mußten erst neue Erfindungen in

den Kesseln, in der Feuerung, im Dampfverbrauch gemacht werden, ehe dieses Hinderniß überwunden wurde. Heute verzehrt eine Maschine von 10,000 Pferdekraften



Gang im Zwischendeck.

in 24 Stunden höchstens 180 Tonnen Kohlen, d. h. ungefähr 3600 Centner oder siebzehn Eisenbahnwagen voll. —

Doch da sind wir ja an dem Schiffe, das morgen in See gehen soll und nur noch der Passagiere harret. Trotz der vollen Ladung, die es hat, ragt es doch noch ungefähr

zwei Stockwerke hoch aus dem Wasser hervor. Ueber die Schiffstreppe an der Außenseite des Kolosses geht es hinauf an Bord. Hier empfängt uns der erste Ingenieur, um selbst die Führung zu übernehmen. Das Schiff hat fünf Ingenieure oder Maschinenoffiziere, zahlreiche Maschinenwärter, Schlosser, Heizer, Kohlenzieher, das Gesamtpersonal für die Schiffsmaschine allein beläuft sich auf ungefähr hundert Mann.

Wir begeben uns sofort in das Zwischendeck und steigen dann von dort aus in den Maschinenraum hinunter.

Unser erster Besuch gilt den Kesseln, welche den Dampf für die Bewegung des Schiffes erzeugen. Sie liegen mittschiffs, damit das Gleichgewicht des Schiffes erhalten bleibt, und gehen mit ihren Vorrichtungen durch die ganze Höhe des Schiffes. Um die Kessel herum liegen die Kohlen in den sogenannten „Bunkern“. Man hat sie an dieser Stelle untergebracht, damit das Schiff, das durch den Kohlenverbrauch natürlich an Gewicht während der Fahrt erleichtert wird, sich gleichmäßig aus dem Wasser heben kann. Bei Kriegsschiffen haben die Kohlen an dieser Stelle auch noch den Zweck, neben dem Panzer die Maschine vor feindlichen Geschossen zu schützen, oder diese wenigstens nach Möglichkeit abzuschwächen.

Die Kessel liegen in zwei wasserdicht von einander getrennten Räumen, und zwar sind in jedem Raume je fünf Kessel mit Doppelfeuerungen vorhanden. Es sind „Kofferkessel“ mit Flammrohreirichtung, auf deren nähere Beschreibung wir hier nicht eingehen können, die aber zu ihrer Heizung und Abwartung eine ganze Schaar von Menschen in Anspruch nehmen. Jetzt ist erst ein Theil der Kessel angeheizt, um die Nebenmaschinen mit Dampf zu versehen, wie z. B. die Dampfwinde, wir können also in die Feuerbüchsen der kalten Kessel hineingucken und mit Hilfe von hineingeführten Lampen sehen, wie groß sie sind.

Es wird uns jetzt begreiflich, daß diese Kessel gewaltige „Kohlenfresser“ sein müssen, sie sind ungefähr 17 Fuß lang und haben 15 Fuß Durchmesser. Sie sind selbstverständ-



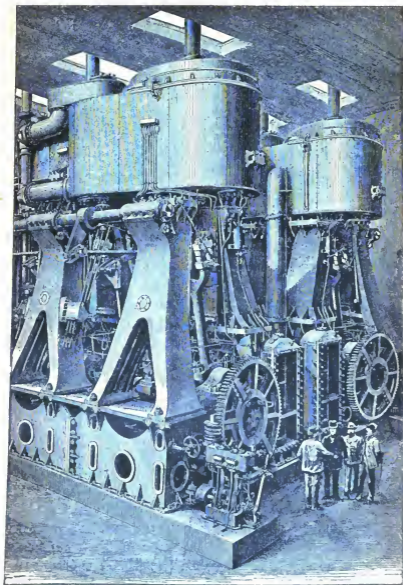
Ventilatoren auf Deck.

lich aus Stahl gebaut. Die Gesamtheizfläche der Kessel beträgt gegen 36,500 Quadratfuß. Sie liefern nicht allein den Dampf für die Maschine, welche die Schraube treibt, sondern noch für mehr als ein Duzend anderer Maschinen, die auf die Hauptmaschine aufmontirt sind.

Solche Maschinen sind: Wasserpumpen für die Kessel, Schiffspumpen, Dampftrahne, Luftpumpen, Ankerwinden, eine Destillationsmaschine, welche das Seewasser destillirt, Dynamomaschinen für elektrisches Licht, Dampfspritzenvorrichtungen für Feuergefähr, Dampfheizung für die Küchen, im Winter für Salons und Kabinen, Dampfleitungen für die Badezimmer u. s. w. Ferner sind Druckpumpen auf dem Vorder- und auf dem Hinterdeck in der Nähe der Dampfwinden aufgestellt, die mit Hilfe der letzteren und einer endlosen Kette, aber auch mit der Hand getrieben werden können. Ueberall, so auch in dem Gang im Zwischendeck, liegen Leder- oder Hautschläuche in Bereitschaft, um an die verschiedenen Pumpen angeschraubt zu werden und ein etwa ausbrechendes Feuer sofort zu löschen.

Vor den Heizöffnungen der Kessel, die im Betriebe sind, herrscht eine Gluth und Hitze, wie in einem Höllenrachen. Zwischen den Kesseln läuft eine kleine schmalspurige Eisenbahn, auf welcher aus den Bunkern die kleinen Wagen mit den gefüllten Kohlenkörben herangeschafft werden.

Wir begeben uns jetzt nach den Bunkern. Die an der Bordseite des Schiffes belegenen gehen vom Oberdeck bis zum Kiel und haben also eine Höhe von ungefähr 40 Fuß; die Bunker, die seitwärts in der Längsrichtung des Schiffes liegen, sind tunnelartig angelegt. In diesen Bunkern wimmelt es von Arbeitern, welche Kohlen in Körbe füllen, es sind sogenannte „Kohlenzieher“. Auf der Fahrt von Amerika nach Deutschland befinden sich unter diesen Arbeitern, die fast nie an Deck kommen, sondern die ganze Zeit über da unten in Kohlenstaub und Schmutz arbeiten, sehr viel Amerikamüde, die drüben nicht weiter kamen und nun nach der Heimath zurückwollen. Man nimmt sie mit der Verpflegung der Zwischendeckspassagiere mit, wenn sie dafür arbeiten wollen, und es gibt oft unter ihnen ehemalige Offiziere, Juristen, Geistliche, Kaufleute u. s. w.



Die Hauptmaschine des Doppelschrauben-Schnelldampfers „Augusta Vittoria“.

Die Bunker, in denen beim Schein von Bergmanns-Lampen gearbeitet wird, machen auch ganz und gar den Eindruck von Bergwerken, und die riesenhafte Größe eines der modernen Schiffe, wie sie „Hamburger Packetsahrt“ und „Lloyd“ in ihren Flotten haben, wird dem Laien wohl in keinem anderen Theile des Schiffes so klar, als eben bei der Besichtigung der Bunker. Man fühlt sich geradezu gepackt von der Riesenhaftigkeit der Abmessungen.

Aus den Bunkern geht es wieder nach den Kesselräumen, die außer durch die Flammen der Fenerung noch durch elektrisches Licht erleuchtet sind. Das Oberlicht vom Deck aus dringt nicht bis hinunter, und da die Kessel schon unter der Wasserlinie liegen, gibt es hier keine seitlichen Fenster. Luft nach diesen Räumen wird durch die riesigen Ventilatoren geschafft, deren Mündungstheile oben auf Deck sichtbar sind und die von dort bis hier hernunter führen. Natürlich wirken diese nur, wenn sich das Schiff in voller Fahrt befindet, und im Hochsommer oder in den Tropen schaffen sie so wenig Kühlung, daß es in den Kesselräumen zum Ersticken heiß bleibt.

Hinter der nächsten wasserdichten Stahlwand befindet sich die Hauptmaschine, bestehend aus den drei riesigen Dampfcylindern, dem Umsteuerungsapparat und der Pleuelstange, die auf den Krümmzapfen der Kurbelwelle, von oben nach unten, arbeitet. Die Maschine hat, wie man sich denken kann, riesenhafte Dimensionen, sie würde durch drei Stockwerke eines mittelgroßen Hauses reichen. Verwirrend für das Auge ist die Menge der Hebel, Kammräder, Zahnstangen, Ventile, Schieberstangen u. s. w. Durch den weiteren hinteren Theil des Schiffes, direkt auf den Lagern, die auf dem Kiel liegen, setzt sich die Schraubenwelle fort, welche durch die sogenannte „Sternbüchse“ aus dem Schiffe heraus in das Wasser führt und hier die ungefähr 20 Fuß im Durchmesser haltende Schraube bewegt.

In dem Maschinenraum und in dem Raum, durch den die Schraubenwelle führt, liegen neben, unter und über der Hauptmaschine die Neben- und Hilfsmaschinen, von denen ein Theil in Thätigkeit ist. Die Zwischenbede in der Maschine sind nicht aus Balken und Brettern, sondern aus einzelnen Eisenstangen mit mehrzölligen Zwischenräumen montirt. Durch diese Zwischenräume sieht man in riesenhafte Räume, in denen sich überall Räder, Schieberstangen, Pleuelstangen, gleich ungeheuren eisernen Armen bewegen.

Die Schraubenwelle, die ein halbes Meter und darüber Durchmesser hat, ist aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, die durch starke Schrauben an den scheibenartigen Enden der Stücke miteinander verbunden sind. Letztere sind so schwer, daß es unmöglich ist, auf hoher See ein gebrochenes Stück auszuwechseln. Es gehören dazu Krähne und Vorrichtungen, die man nur in den großen Häfen vorfindet.

Ein Schiff, dem die Schraubenwelle bricht, ist daher nur noch mit Hilfe der Segel fortzubringen, oder es muß sich von einem anderen, in seine Nähe kommenden Dampfer in das Schlepptau nehmen lassen, wenn dieser sich zum Schlepperdienst bereit erklärt. Es ist dies aber eine sehr kostspielige Sache. Als Schlepperlohn müssen 30,000 bis 40,000 Mark bezahlt werden, und um den Schaden, der durch einen solchen Bruch der Schraubenwelle entsteht, zu vermeiden, baut man jetzt Schiffe mit Doppelschrauben, von denen jede von einer besonderen, ganz unabhängigen Maschine in Gang gesetzt wird. Wird die eine Maschine beschädigt, oder bricht die eine Schraubenwelle, so kann man mit der anderen, wenn auch etwas langsamer, so doch sicher weiter fahren.

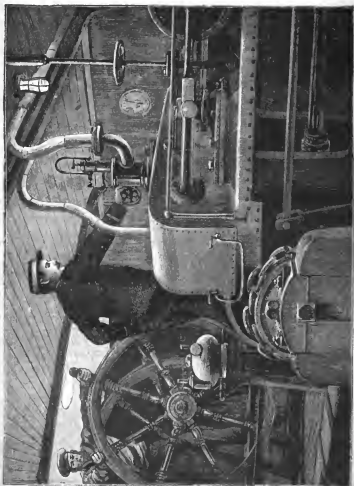
Die 1847 gegründete „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft“ hat jetzt bei ihren großen Dampfern, wie z. B. bei der „Augusta Viktoria“, fast ausnahmslos Doppelschrauben; der „Norddeutsche Lloyd“ hat bis jetzt

das Einschraubensystem bevorzugt, wendet sich aber mit seinen neuesten Bauten auch der Doppelschraube zu.

Wie man sich denken kann, wiegt die kolossale Schraubenwelle nebst der Schraube, die im Wasser arbeitet und einen starken Widerstand zu überwinden hat, viele hundert Centner, und doch arbeitet die Maschine derartig, daß die Schraube in der Minute 100 bis 150 Umdrehungen macht. Die Schrauben sind dreiflügelig und meist aus Manganbronze hergestellt. Die Schraubenflügel sind auf den Kopf der Schraube aufgeschraubt; bricht einer von ihnen unterwegs, so kann nach Anheben der Schraube, die dadurch aus dem Wasser herauskommt, ein neuer Schraubenflügel angebracht werden. Es sind überhaupt so viele Reserverstücke und so viele Techniker und praktische Arbeiter auf dem Schiffe vorhanden, daß selbst große Reparaturen, mit Ausnahme des Bruches der Schraubenwelle, auf hoher See vorgenommen werden können. Natürlich muß der Dampfer während dieser Zeit still liegen, und seine Ankunft im Bestimmungshafen verspätet sich dadurch manchmal um mehrere Tage. Es sind für diese Reparaturen auch in der Maschine, d. h. in dem Raume, den sie einnimmt, sowohl Drehbänke und alle nothwendigen Werkzeuge, wie eine Schmiede und Schlosserei vorhanden. Die Maschine ist eben eine kleine „Welt“ für sich.

Unmittelbar hinter der Schraube außerhalb des Schiffskörpers sitzt das Steuerruder, das ebenfalls durch Dampfkraft bewegt und gelenkt werden kann. Die Doppelschraubenschiffe können das Ruder, wenn es ihnen verloren geht, ersetzen, indem man die Schrauben nach verschiedenen Richtungen schlagen läßt, z. B. die eine rechts herum, die andere links herum, oder indem man die Schrauben abwechselnd gehen läßt. Das Achterdeck, namentlich das hintere Steuerhaus, steht durch eine Telegraphenleitung mit der Kommandobrücke in Verbindung; auch kommen

optische Signale (mit Flaggen gegeben) zur Anwendung. Die Kosten für die Herstellung und Einrichtung einer solchen Schiffsmaschine betragen mehr als eine Million Mark.



Dampfsteuerapparat.

Wir verlassen nach einem mehrstündigen Besuch endlich den Dampfer, und begegnen unterwegs einem Schleppdampfer, der eine Reihe gewaltiger Kohlenschiffe hinter sich herzieht. Es sind Kohlen, die für die bevorstehende

Fahrt noch von dem Schiffe aufgenommen werden sollen. Wenn es morgen in See geht, ist es in 24 Stunden in Southampton. Weit vor dem Hafen hält es hier einige Stunden an, und auch hier nimmt es wieder Kohlen an Bord, um das bisher verbrauchte Feuerungsmaterial zu ersetzen.

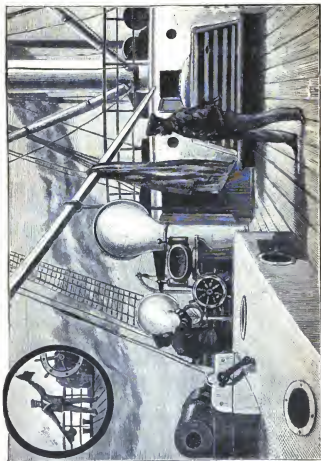
Wir haben die Schiffsmaschinen besichtigt, während der Dzeandampfer still vor Anker lag. Versetzen wir uns nun aber einmal in Gedanken auf die hohe See bei schwerem Wetter, dann rollt der Schiffskoloss gewaltig, mit dem die Wellen spielen, als sei es eine Rußschale!

Im Maschinenraume ist es jetzt fürchterlich! Im Kesselraum herrscht eine fast unerträgliche Hitze, und Kessel nebst Feuerung machen alle Bewegungen des von den Wellen hin- und hergeschleuderten Schiffskörpers mit. Nach rechts und links, nach oben und unten schwankt der Kesselraum. Welch' eine Anstrengung ist nöthig, um sich hier auf den Beinen zu erhalten, und um arbeiten zu können!

Die Heizer, welche Kohlen in die geöffnete Feuerung werfen, müssen von je zwei anderen Heizern festgehalten werden, damit sie nicht, durch die Wucht der Stöße, die sie durch die Schiffsbewegung erhalten, in das Feuer hineinfliegen. Ohne Brandwunden schlimmster Art geht es so wie so in solchem Wetter nicht ab. In den Kohlenbunkern liegen die von der Seekrankheit gepackten Kohlenzieher im erbärmlichsten Zustande, aber man kann keine Rücksicht auf sie nehmen, die Maschine braucht Kohlen, mit Gewalt werden die Leute emporgerissen und zur Arbeit getrieben. Ein grauenhafter Geruch von ranzig gewordenem Maschinenöl durchweht die ganze Maschine, und dieser Geruch allein kann selbst bei seefesten Leuten die schlimmste Seekrankheit erzeugen. Dazu die Geräusche der Maschine, das Zischen und Pfauen des Dampfes, das Schlagen der Maschinentheile. Nur durch Zeichen

können sich die Menschen hier unten verständigen, die menschliche Stimme reicht nicht aus, um diese Geräusche zu übertönen!

Durch die Bewegung des Schiffes kommt die sich mit



Telegraphie nach Kgltern.

solch' rasender Geschwindigkeit drehende Schraube aus dem Wasser und arbeitet nun ohne Widerstand in der Luft! Ihr furchtbares Surren und Dröhnen macht das ganze Schiff erbeben. Die ungeheure Maschine zuckt bis in ihren letzten Schraubentheil hinein, im nächsten Moment muß

die auf- und niederstoßende Pleuellstange die ganze Maschine in Stücke zerreißen — da droffeln im letzten Augenblick die automatischen Ventile den Dampf ab, und die Schraube dreht sich immer langsamer, bis sie wieder im Wasser Widerstand findet, und ihre rasche Umdrehung auf's Neue beginnt.

In solchen Augenblicken ist es geradezu unheimlich im Maschinenraume, und es ist sehr gut, daß den Passagieren hier der Zutritt streng verboten ist. Sie möchten sonst alsdann leicht zu dem Glauben kommen, daß die riesenhafte Maschine gegen den unendlichen Ozean und das Toben der Elemente doch nur ein gebrechliches Ding, eigentlich nur ein „schwächlicher Nothbehelf“ sei, und allen Muth verlieren.

Die Kriegsschiffe aller Marinen haben noch viel kolossalere Maschinen als die Passagierdampfer. Bis zum Jahre 1881 begnügte man sich mit einer höchsten Maschinenstärke von 8000 Pferdekraften, jetzt baut man Maschinen von 25,000 Pferdekraften und darüber. Während man früher aber auch mit einer Geschwindigkeit von 15 Knoten zufrieden war, hat man es jetzt auf 27 Knoten Geschwindigkeit gebracht und erwartet von den Technikern, daß sie in allernächster Zeit 30 Knoten erreichen.

Die in Knoten ausgedrückte Geschwindigkeit eines Schiffes bedeutet 1 Seemeile in der Stunde für jeden Knoten Fahrt. Ein Schiff, welches 15 Knoten läuft, legt also 15 Seemeilen in der Stunde zurück. Die Länge einer Seemeile beträgt 1855 Meter.

Die Techniker haben schon Sorgen genug mit der Konstruktion der Schiffsmaschinen. Durch die Riesengeschütze auf Deck und in der Batterie wird der Schwerpunkt des Kriegsschiffes so verschoben, daß es nicht leicht ist, für die Maschine die richtige Ausbalancirung zu finden, zumal auch noch das Gewicht des Panzers in Betracht gezogen werden

muß. Und um welch' kolossale Gewichte handelt es sich bei den modernen großen Schiffsmaschinen. Ein Dampfkessel wiegt 29,000 Kilogramm, ein Maschinenschornstein 8700, eine Schiffsschraube 10,000, einer der drei Flügel der Schiffsschraube 3715 Kilogramm.

Die Kriegsschiffe haben fast ausnahmslos Doppelschrauben. Auch hier ist der Dienst in den Maschinenräumen ein sehr anstrengender. Die Heizer der Kriegsschiffe müssen als Heizer von Dampfmaschinen vor ihrem Dienst Eintritt thätig gewesen sein, oder einem verwandten Berufe angehören. Die Heizer avanciren zu Oberheizern. Unteroffiziersrang besitzen die Feuermeistersmaate und Oberfeuermeistersmaate. Deckoffiziere sind die Feuermeister und Oberfeuermeister.

Von den Maschinenoffizieren, Ingenieure genannt, haben die Obermaschinisten Fähnrichs- oder Feldwebelsrang, die Maschinenunteringenieure Lieutenantsrang, die Maschineningenieure Premierlieutenantsrang und die Maschinenoberingenieure Hauptmannsrank. Außerdem gibt es in der deutschen Marine seit dem Jahre 1887 noch zwei Stellen für „Stabsingenieure“ mit Majorrang.

Von allen an Bord eines Schiffes befindlichen Personen haben während einer Seeschlacht die Leute in der Maschine den schlimmsten Standpunkt. Sinkt das Schiff, so ertrinken sie elend, denn sie können aus dem Raume nicht mehr heraus. Schlägt aber gar eine Granate in einen Dampfkessel, dann wird Alles, was in den Maschinenräumen an Menschen vorhanden ist, gekocht. Man denke nur an das furchtbare Unglück, das vor einiger Zeit auf der „Brandenburg“ durch das Platzen eines Dampfrohres entstand!





Mannigfaltiges.

Ein Akt der Gerechtigkeit des Zaren Alexander II. —
An einem Winterabend des Jahres 1861 beabsichtigte eine junge Dame in St. Petersburg, die Tochter eines hohen Beamten, mit ihren Eltern einen Ball zu besuchen und erwartete mit Schmerzen ihren Friseur.

Als dieser ausblieb, wollte sie zu ihm senden, es war aber zufällig keiner der Diener zu finden. Sie entschloß sich daher kurz, den Haarkünstler in seiner Wohnung aufzusuchen, warf ein Tuch über den Kopf und wollte eben von der elterlichen Wohnung auf dem Newski-Prospekt zu dem gegenüber wohnenden Friseur eilen. Da, als sie gerade im Begriffe stand, über den Fahrdamm zu schreiten, hielt plötzlich eine Troika vor ihr an, und ehe sie sich's versah, fühlte sie sich in den Schlitten gehoben, der mit Windeschnelle dahinsflog.

Inzwischen bangten daheim die Eltern um die auf so räthselhafte Weise verschwundene Tochter und stellten die sorgfältigsten Nachforschungen an. Endlich vernahm der Thürhüter die Glocke einer Troika, die vor dem Hause anhielt, und sah die Vermisste herauspringen. Hastig befahl sie ihm, den Führer des Schlittens zu bezahlen, und eilte die Treppe hinauf zu ihren Eltern, wo sie ohnmächtig zusammenbrach. Nachdem sie sich endlich erholt hatte, gab sie den Bekümmerten folgenden Aufschluß: Man habe sie plötzlich in eine Troika gehoben, ihr das Gesicht verhüllt und ihr gedroht, sie niederzustoßen, wenn sie einen Hilferuf von sich geben würde. Wenn sie sich jedoch ruhig verhielte, sollte ihr nichts geschehen. Sie war von Schreck und Ueberraschung wie gelähmt. So sei sie weit hinweg geführt worden. Endlich

habe der Schlitten außerhalb der Stadt angehalten, man habe sie herausgehoben und in den glänzend erleuchteten Saal eines vornehmen Hotels getragen und ihr dort die Umhüllung abgenommen. Die Entführer, welche die Uniform des fünften Garde-Kavallerieregiments getragen, sowie die bereits anwesenden Offiziere, welche sich schon in sehr animirter Stimmung befanden, hätten sie höflich gebeten, mit ihnen zu soupiren; sie sei in ihrer Angst und Scham indessen völlig außer Stande gewesen, der Einladung zu folgen und noch weniger, sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Schließlich sei einer der Herren so ausdringlich gewesen, daß sie in ihrer Verzweiflung ein Tismesser ergriffen, nach dem Zudringlichen gestoßen und ihn im Gesicht verwundet habe. Dadurch sei eine allgemeine Bestürzung entstanden. Diese habe sie wahrgenommen, unbeachtet hinaus in's Freie zu gelangen, wo sie einem der zahlreich dort haltenden Fialer befohlen, sie schleunig nach dem elterlichen Hause zu fahren.

Empört über den gegen seine Tochter ausgeführten Streich, wandte sich der Vater im Laufe des Tages mit einer Beschwerde an den Polizeimeister der Residenz, den General Trepow, welcher die Entführung der jungen Dame alsbald dem Kaiser meldete. Dieser ließ das Fräulein sofort nach dem Winterpalais bescheiden und sich ihr Abenteuer noch einmal ganz eingehend berichten. Dann verabschiedete er sie mit der Aufforderung, sich nächsten Vormittag um elf Uhr wieder in seinem Kabinet einzufinden, damit er ihr die vollste Genugthuung geben könne.

Als die Dame am anderen Tage pünktlich erschien, fragte sie der Zar, ob sie ihre Entführer wohl wieder erkennen würde, worauf sie mit einem bestimmten Ja antwortete. Darauf ersuchte Alexander sie, ihm zu folgen, und durchschritt mit ihr einen Saal, in welchem die Offiziere des fünften Garde-Kavallerieregiments aufgestellt waren. Sie erkannte ihre Entführer darunter sogleich, aber sie vermißte den Hauptschuldigen unter ihnen.

„Sind sämtliche Offiziere zur Stelle?“ fragte der Zar den Kommandeur, und dieser rapportirte:

„Nur Lieutenant Fürst K. fehlt; er hat sich gestern krank gemeldet!“

„Fürst R. hat sogleich zu erscheinen und wird schlimmsten Falles im Bett hierher getragen!“ befahl Alexander II.

Nach etwa drei Viertelstunden erschien der fehlende Lieutenant, in dem die junge Dame, obschon er ein breites Pflaster auf seiner rechten Wange trug, doch den Haupttattentäter sofort erkannte.

Alexander II. maß den sich meldenden Offizier, Fürsten R., mit strengem Blicke. Dann sagte er finster zu ihm:

„Nach dem, was Du an dieser Dame begangen hast, wirst Du sie heirathen.“

In demselben Augenblicke erschien ein Pope im Ornat und vollzog auf der Stelle die Trauung in aller Form vor dem Alleinherrscher und dem gesammten Offizierkorps.

Kaum war dies jedoch geschehen, da trat der Metropolit von St. Petersburg hinzu und löste auf des Zaren Befehl den soeben geschlossenen Ehebund wieder auf. Sodann mußte Fürst R. ein Dokument unterschreiben, in welchem er sich verpflichtete, die Hälfte seiner großen Reichthümer an seine geschiedene Gemahlin abzutreten.

Nachdem auch dies geschehen, wurde Fürst R. nebst den übrigen drei Entführern zu Gemeinen degradirt und in ein kaukasisches Infanterieregiment gesteckt. E. R.

Birmingham und Sheffield. — Zwischen Birmingham und Sheffield war zu Anfang dieses Jahrhunderts ein hochinteressanter Streit entstanden. Die bedeutendsten Orte für die Stahlfabrikation waren sie zwar, aber es sollte endlich einmal entschieden werden, welcher Ort den ersten, und welcher den zweiten Platz einnähme. Eine Commission der größten Industriellen Englands wurde zusammen berufen und erklärte sich bereit, ihr Urtheil in dieser, sowohl England wie das Ausland überaus interessirenden Angelegenheit abzugeben. Zu dem festgesetzten Termine erschienen die Gesandten beider Städte. Die Sheffielder legten eine kleine aus Stahl gefertigte Spinne vor, die auf einen Druck sich in Bewegung setzte und eine recht ansehnliche Zeit umherlief, als wäre sie lebendig. Das Werk, das trotz seiner Kleinheit ein höchst komplizirtes und sehr umfangreiches Federgetriebe enthalten mußte, wurde höchlichst angestaunt. Nun kam Birmingham an die Reihe, dessen Abgesandte eine gewöhnliche,

jedoch mit bewundernswürdiger Sauberkeit gefertigte Nähadel präsentirten. Die Commission betrachtete dieselbe, fand sie auch sehr schön, aber die einzelnen Commissionsmitglieder sahen einander an und konnten nur mit Mühe ein Gelächter unterdrücken. Der Birminghamer, der die Nadel hielt, schraubte sie aber mit großer Seelenruhe auseinander und nahm aus ihr eine zweite Nähadel heraus! Die Commission gerieth bei diesem Anblick in die freudigste Ueberraschung, was machte sie aber für Augen, als jener auch diese Nadel aufschraubte und aus ihrem Innern eine dritte herausholte, und aus der dritten eine vierte und aus der vierten eine fünfte! Sie waren sprachlos. Mit Begeisterung gestanden sie Birmingham den Vorrang zu, den staunend auch Sheffield anerkannte.

J. D.

Der Stelzfuß. — Nach dem Sturze Karl's X. von Frankreich im Jahre 1830 wurden dessen Minister in Vincennes gefangen gesetzt. Die Erbitterung gegen sie war ungeheuer, und am 18. Oktober ballte sich ein Haufe von 3000 bis 4000 Menschen zusammen, um ihnen den Garaus zu machen. Gegen halb elf Uhr Nachts langte der Haufe mit brennenden Fackeln in den Händen und die fürchterlichsten Verwünschungen ausstößend vor Vincennes an. Aber in einiger Entfernung von dem Schlosse machte man Halt, man hatte Respekt vor dem Kommandeur Daumesnil, einem alten napolconischen Soldaten, der seinen Posten schon zweimal mit Kraft und Muth gegen Angreifer vertheidigt hatte. Er war schon vorbereitet, die Wälle waren dicht besetzt, und die Lunten der Kanoniere glänzten durch die Nacht. Man rückte „in Schlachtordnung“ vor, um die erste Barrière zu nehmen, da erscholl Trommelschlag und Trompetenklang, und Alles machte bestürzt Kehrt, nur die Muthigsten — ein kleiner Haufe — blieben stehen. Die Zugbrücke senkte sich, General Daumesnil trat heraus und frug, was man eigentlich wolle.

„Den Tod der Minister!“ schrie der Anführer der Rotte, der Einzige, der zu Pferde war, „sie müssen uns ausgeliefert werden!“

„Kinder,“ entgegnete Daumesnil, „ich bin ein alter Soldat, der sein Leben auf den Schlachtfeldern zugebracht hat, wie dies hölzerne Bein euch beweist. Euer bischen Lärm schüchtert mich

nicht ein. Die Männer, von denen ihr sprecht, sind mir übergeben, und ich bin für sie verantwortlich, man bringe mir einen Befehl von der maßgebenden Behörde, und ich werde mich fügen. Zweimal schon habe ich das Schloß zu vertheidigen gewußt, und ich werde es das dritte Mal nicht übergeben. Wendet ihr Gewalt an, dann sprengt ich dasselbe in die Luft. Wißt, daß damit die Hälfte der Vorstadt St. Antoine vernichtet würde."

Die Ruhe, Einfachheit und Festigkeit, mit der Daumesnil sprach, flößte der Menge Achtung ein. Man fing an, sich zurückzuziehen, lautes Geschrei ertönte: „Es lebe der Stelzfuß!" Viele ergriffen seine Hand, drückten und schüttelten sie, von einer Erstürmung des Schloßes war keine Rede mehr, und das Einzige, was man verlangte, war ein Tambour, damit man unter den Klängen einer Trommel nach Hause marschiren könne. D.

Die älteste Bibliothek der Welt. — Als der englische Botschafter in Konstantinopel, Sir Austin Layard, 1850 im heutigen Kujundschi die Ruinen von Ninive untersuchte, gelangte er eines Tages in einen 27 Meter langen und 6 Meter breiten Saal, der einen halben Meter hoch mit Schriftzeichen enthaltenden Thontafeln bedeckt war. Die größten derselben maßen 23 Centimeter in der Länge und 12 Centimeter in der Breite. Die Tafeln waren verschiedenartig gefärbt: schwarz, grau, violett etc. Die Schrift war sehr klein, manchmal so winzig, daß sie ohne Vergrößerungsglas nicht zu lesen war. Man glaubt daher, daß den Babyloniern die Vergrößerung von Gegenständen durch mit Wasser gefüllte Kugeln bekannt gewesen ist, oder daß sich Schreiber und Leser eines dichten Stoffes, der nur eine kleine, auf das Auge berechnete Oeffnung hatte, als Brille bedient haben. Mehrere Forscher haben in jenem Funde das assyrische Reichsarchiv und die thönerne Bibliothek Assurbanipal's (Sardanapal's), der von 660 bis 647 v. Chr. regierte, entdeckt. Die von den Arbeitern Layard's in dem Saale gesammelten Tafeln erreichen die Zahl von ungefähr zehntausend und rühren von Werken verschiedenen Inhalts her, als Grammatik, Geschichte, Recht, Mythologie, Naturgeschichte, Astronomie und Astrologie. Jedes Täfelchen war nummerirt und bildete gewissermaßen das Blatt eines Buches, das aus der Vereinigung einer Folge von solchen Täfelchen

bestand, die zweifelsohne in einem und demselben Fache der Bibliothek über einander geschichtet lagen.

Die Tafeln wurden in London im Britischen Museum aufgestellt, eine geringe Anzahl ausgenommen, welche, durch untreue Arbeiter entwendet, später in verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen Europas einen Platz fanden. Durch die Zusammenstellung von 80 Fragmenten dreier verschiedener Exemplare — die königliche Bibliothek zu Ninive besaß oft mehrere Exemplare ein und desselben Werkes — gelang es Smith, den größeren Theil einer aus 12 Tafeln bestehenden Urkunde wieder herzustellen. Sie enthält den Sintfluthbericht in Form einer Episode und ist eine umfangreiche Geschichte des Lebens und der Abenteuer einer Person, deren Name leider beständig durch ideographische Schriftzeichen angegeben ist, ein Umstand, der seine richtige Aussprache noch immer mit Dunkel umhüllt.

Die in London aufbewahrten Schrifttafeln wurden auf Befehl Assurbanipal's im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach einem sehr alten Exemplar kopirt, das in Uruk (dem Erech des 10. Kapitels der Genesis und Orchoe der griechischen Geographen) vorhanden war. Erech war die „Stadt der Bücher“ gewesen, die Stadt, in welcher die chaldäischen Könige des alten Reiches eine umfangreiche Bibliothek gegründet hatten. Die Abschreiber haben die Eintheilung der Blätter des ursprünglichen Dokumentes sorgfältig aufgezeichnet. Das Alter des Originals ist schwer zu bestimmen; doch es ist gewiß auf die Zeit des ersten chaldäischen Reiches, also wenigstens 17 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, zurückzuführen; es bestand also schon lange vor Moses, daher auch die Bibliothek zu Erech, welche somit die älteste der Welt ist.

Dr. A. B.

Die Entstehung Altonas. — Der Sage nach soll die unmittelbar bei Hamburg belegene Stadt Altona auf folgende Weise entstanden und zu ihrem Namen gekommen sein. Schon vor vielen hundert Jahren waren die Bürger von Hamburg sehr reich, und einmal gingen sie eine Wette ein, daß sie mit ihrem Gelde eine zweite Stadt von der Größe Hamburgs erbauen könnten. Da sie sich nun über den Ort, wo die Stadt gebaut werden sollte, nicht einigen konnten, banden sie einem Waisenknaben die Augen

zu und hießen ihn vorwärts zu gehen: wo er strancheln und zu Boden fallen würde, da sollte die neue Stadt gebaut werden. Der Knabe nahm seinen Weg auf holsteinisches Gebiet, kam an den ersten Hügel, stolperte über einen Stein und stürzte zu Boden. „All to nah! All to nah!“ riefen die Hamburger Herren, womit sie sagen wollten, daß der Platz „allzu nahe“ bei Hamburg liege. Aber sie hielten Wort und erbauten die neue Stadt auf den Hügeln im Norden, wo bisher nur wenige elende Fischerhütten gestanden hatten. Als nun die Stadt fertig war, nannte man sie zum ewigen Gedächtniß ihrer sonderbaren Entstehung *Altona*.

S. Th.

Ein Zensurstückchen. — Von der berühmten Zeitungszensur, welche bis 1848 in Preußen bestand, kann man sich heutzutage nur schwer eine Vorstellung machen. Eines der komischsten Vorkommnisse war folgendes: Im Jahre 1828 brachte der in Berlin erscheinende „Gesellschafter“ einen Aufsatz aus der Feder des Generals v. Minakfy, in welchem derselbe den Mißbrauch der Fremdwörter behandelte und dabei scherzte: „Das ‚Berliner Intelligenzblatt‘ z. B. trägt seinen Fremdnamen gewiß mit Unrecht, denn von Intelligenz ist nichts darin.“ Diesen Satz strich der Zensor, Geheimrath Grano, mit der bureaukratischen Bemerkung: „Da das ‚Intelligenzblatt‘ seinen Namen im Jahre 1727 durch königliche Verfügung erhalten hat, so wird wohl auch Intelligenz darin zu finden sein.“

Et.

Geld, Wein und Ruhm. — Man fragte den berühmten Componisten Glück eines Tages, was er am meisten liebe? „Drei Dinge,“ versetzte er: „Geld, Wein und Ruhm.“

„Wie!“ wurde erstaunt entgegnet, „bei Ihnen kommt der Ruhm erst nach dem Geld und Wein? Das kann nicht sein; Sie sind nicht aufrichtig.“

„O doch; man kann nicht aufrichtiger sein,“ versetzte Glück. „Für das Geld kaufe ich mir Wein; der Wein weckt mein Genie und mein Genie erringt den Ruhm. Sie sehen also, daß die Reihenfolge zutreffend ist.“

—dn—



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

C. W. Allers

Fürst von Bismarck 
in Friedrichsruh.

Cart von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht v. Felix Dahn.
70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Die Riviera.

Wanderziele und Winterasyle der
ligurischen Küste v. Nizza bis Spezia.

Von

Prof. Waldemar Haden

und

Maler H. Piesel.

Elegant gebunden M. 35.—

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens

kulturgeschichtlich geschildert

von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Eleg. geb. M. 70.—

Volksausgabe. Eleg. geb. M. 20.—

C. W. Allers

La bella Napoli.

220 Seiten. 4^o.

Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Certificatillustrationen.
Elegant gebunden 40 Mark.

K. F. Beckers
Weltgeschichte.

Neu bearbeitet
und bis auf die Gegenwart fortgeführt von

Prof. Wilh. Müller.

Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen.
In beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf.,
12 broschirten Bänden à M. 2.20,
oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Vom Nordpol 
zum Aequator. 

Populäre Vorträge

von

Dr. A. C. Breshm.

Mit Illustrationen von K. Frische, G. Mägel,
Fr. Specht u. N.

Elegant gebunden M. 12.—, broschirt M. 10.—

→ In beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

Huion Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlag erschien:

Deutscher
Kaiser-Saal.

Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien

von

Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.

Elegant gebunden 15 Mark.

Auch in 25 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.

Jede Lieferung enthält 32 Seiten Text und 2 Vollbilder.

Das vorliegende Werk bietet in anziehender gemeinverständlicher Darstellung die Biographien der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches und stellt sich als ein Hausbuch edelster Art für jede deutsche Familie dar.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.



Boß's Kleine Gesundheitslehre

Zum Kennenlernen,
Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.

Die „Kleine Gesundheitslehre“ von Professor Dr. C. C. Boß ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, richte man die Bestellung unter Beifügung des Betrags in Briefmarken direkt an die Verlagshandlung

Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Mozins Französisches Wörterbuch.

Zwei Bände (1500 Seiten).

In einem Band gebunden 7 M. 50 Pf.

Mozins französisch-deutsches und deutsch-französisches klassisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Professor Peschier, leistet sowohl für den Privatgebrauch als für die Benutzung zu Schulzwecken die besten Dienste und zeichnet sich durch größte Vollständigkeit bei billigstem Preise vorteilhaft aus.

Lebert & Stark: Klavierschule.

Teil I. 18. Aufl., Teil II. 19. Aufl., Teil III. 12. Aufl.

Preis jedes Teiles geheftet 8 M.; elegant gebunden 10 M.

Teil IV. 8. Auflage.

Preis geheftet 12 Mark; elegant gebunden 14 Mark.

→ Zu beziehen

ungen. ←

